ANDREAS SCHADAUER

WISSEN IN ZAHLEN?

ZUR HERSTELLUNG QUANTITATIVEN WISSENS IN DER SOZIALWISSENSCHAFT

[transcript] ScienceStudies

Andreas Schadauer
Wissen in Zahlen?

Science Studies



Andreas Schadauer, geb. 1976, forschte und lehrte zuletzt an der Universität Wien, Institut für Soziologie und am FH-Campus Wien, Abteilung Soziale Arbeit zu den Themen Soziale Ungleichheit, Rassismus, Social Studies of Social Sciences und Sozialtheorien. Er absolvierte den Postgraduate-Lehrgang mit Schwerpunkt Praxistheorien am Institut für Höhere Studien und promovierte am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Wien.

Andreas Schadauer

Wissen in Zahlen?

Zur Herstellung quantitativen Wissens in der Sozialwissenschaft

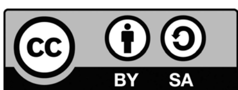
[transcript]

Die vorliegende Studie basiert auf einer Dissertation, die 2016 unter dem Titel »Verschlungene Wege sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion: Zahlen und Statistiken über Gesellschaften, Menschen und Nationen« am Institut für Wissenschaftsforschung der Universität Wien angenommen wurde.

Gutachter:
Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt
PD Dr. Michael Jonas

Ich möchte Michael Jonas für das hilfreiche Gutachten, Ulrike Felt für die Betreuung und Wolfgang Horvath für das Korrekturlesen der Dissertation danken.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.
(Lizenz-Text: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld
© Andreas Schadauer

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-6398-3
PDF-ISBN 978-3-8394-6398-7
https://doi.org/10.14361/9783839463987
Buchreihen-ISSN: 2703-1543
Buchreihen-eISSN: 2703-1551

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Teil II: Fallstudie

Meinem im letzten Jahr verstorbenen Vater gewidmet.
Ich bin mir sicher, er hätte sich über die Veröffentlichung des Buchs gefreut und würde mir verzeihen, dass ich so lange gebraucht habe, es fertigzustellen.

Vorwort

Wie werden Zahlen und Statistiken so relevant und wichtig, dass sie Zeitungen füllen, politische Diskussionen prägen und für die Menschen und für ein Land selbst stehen können? Dieser Frage widmet sich dieses Buch, wobei es weder eine einfache – deswegen die vielen Seiten – noch eine allgemeingültige Antwort darauf geben kann. Um diese Frage beantworten zu können, muss einer großen Anzahl an auffälligen und unauffälligen Menschen, Dingen, Handlungen, Interaktionen, Interessen und vielem mehr gefolgt werden. Das hier behandelte Phänomen lässt sich nicht auf einzelne einflussreiche Institutionen oder auf einzelne einflussreiche Akteur*innen zurückführen – auch nicht auf eine historisch gewachsene Selbstverständlichkeit oder Ideologie, die den Zahlen und Statistiken ihren Einfluss verleiht.

Dieses Buch beschreibt den Einfluss von Zahlen und Statistiken als Ergebnis von Handlungen und Interaktionen vieler verschiedener Elemente in vielen verschiedenen Umgebungen: Politik, Wirtschaft, Unternehmen, staatliche Einrichtungen, wissenschaftliche Arbeitsstätten, digitale Umgebungen von Computerprogrammen, Haushalte in Österreich oder der Ort, an dem dieses Buch geschrieben wurde. Dadurch wird das Verständnis davon, wie Zahlen und Statistiken Einfluss nehmen können, zwar komplizierter, aber auch greifbarer, nachvollziehbarer und konkreter. Dies ist zumindest ein Ziel dieses Buches. Es ist weder Methodenbuch, da es nicht be- oder vorschreibt, wie Zahlen und Statistiken hergestellt werden sollen, noch ein Plädoyer gegen oder für die Quantifizierung der Menschen und der Welt. Das Hauptziel ist viel enger und gleichzeitig weiter gesteckt. Es soll näherbringen, dass die Produktion von Zahlen und Statistiken und die Produktion ihres Einflusses die Folge unterschiedlicher Tätigkeiten und Verhältnisse sind, die weit über das hinausgehen, was in Methodenbüchern diskutiert und bei der Nutzung von Zahlen und Statistiken ersichtlich gemacht wird.

So ein Ansatz verlangt viel Geduld, nicht nur vom Verfasser, sondern auch, da bin ich mir sicher, von den Leser*innen. Als Hilfestellung ist das Buch in zwei große Teile gegliedert. Der erste Teil zu den theoretischen und methodischen Grundlagen richtet sich vor allem an die Kolleg*innen der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Es setzt sich mit den Konzepten und Theorien auseinander, die notwendig sind, um die empirische Arbeit im Kanon der wissenschaftlichen Literatur zu verorten und zu kontextualisieren. Wer vor allem an einem konkreten Fallbeispiel interessiert ist, sollte dem zweiten Teil mehr Aufmerksamkeit schenken. Dort steht die Produktion von Zahlen zu Vermögen in Österreich im Mittelpunkt. Allerdings muss hier gleich erwähnt werden, dass es nicht Ziel dieses Buches ist, den Leser*innen die Ergebnisse der Erhebung näherzubringen. Stattdessen soll dargestellt werden, wie Ergebnisse überhaupt produziert werden und Einfluss, Relevanz, Bedeutung erlangen können, oder nicht. Wer an Fragen der Vermögensverteilung selbst interessiert ist, kann auf andere Literatur zurückgreifen (z.B. Fessler und Schürz 2019).

Noch etwas zum Hintergrund des Buches. Es ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation mit dem sperrigeren Titel »Verschlungene Wege sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion«, die ich 2016 abgeschlossen habe und die auf einer Fallstudie aufbaut, die noch weiter zurückliegt. Berechtigterweise lässt sich hier die Frage stellen: Warum nun, so viele Jahre danach, diese überhaupt noch als Buch herausbringen? Ist das Thema, wie sozialwissenschaftliches Wissen hergestellt oder wie es ermöglicht wird, etwas sozialwissenschaftlich zu wissen, überhaupt noch aktuell und relevant? Ist die Fallstudie zum Thema, wie Gesellschaften über Zahlen und Statistiken hergestellt werden, nicht schon veraltet und überholt? Zwei Situationen haben mich dazu motiviert, mich mit meiner Dissertation noch einmal intensiver auseinanderzusetzen. Im Sommersemester 2020 leitete ich ein Masterseminar am Institut für Soziologie an der Universität Wien, das auf das Thema meiner Dissertation aufbaute. Da ich mit Ende meines Studiums inhaltlich nicht direkt an meine Dissertation anschließen konnte, sondern mich in der Zwischenzeit mehr mit den Themen Diskriminierung und Rassismus beschäftigt habe, war dies eine willkommene Gelegenheit, mich wieder mit der Literatur zu befassen und den aktuellen Forschungsstand in der Vorbereitung der Lehrveranstaltung zu erarbeiten. Bei der Vorbereitung gewann ich allerdings den Eindruck, den auch Anne-Marie Weist (2018, 234) notiert: »größere Beiträge zu rezenten Arbeitsverfahren und -techniken« im Bereich der Sozialwissenschaften bleiben »nach wie vor aus[…]«. Dies hat nicht nur die

Planung der Lehrveranstaltung erschwert und die thematische Vielfalt der gemeinsam zu lesenden und zu diskutierenden Texte stark eingeschränkt. Die Lehrveranstaltung und die neuerliche Auseinandersetzung mit der Literatur lieferte allerdings einen (weiteren) Hinweise darauf, dass im Feld der Wissenschaftsforschung – und vielleicht darüber hinaus – doch ein offenes, geteiltes Interesse an den in meiner Dissertation behandelten Themen besteht, die allerdings noch nicht zur Genüge von der vorhandenen Literatur abgedeckt ist. Und wie für fast alle Tätigkeiten im Bereich der Wissenschaft, stellt dies eine Bringschuld dar. Eine Bringschuld, der ich in den letzten Jahren nicht aktiv genug nachgegangen bin und was ich nun aber, mit diesem Buch, nachholen werde.

Zur Veröffentlichung veranlasste mich außerdem das Material und Thema der Fallstudie – Zahlen und Statistiken. Ich habe die Vorbereitung zur Veröffentlichung der Dissertation als Buch angefangen, als die Covid-19-Pandemie die Nachrichten, das politische Geschehen und das Leben aller dominierte. Zu einer Zeit also, als die Zahlen und Statistiken zur Verbreitung von Covid-19 und zur Wirkung der verschiedenen Maßnahmen eine unumstößliche epistemische Autorität für sich in Anspruch nahmen. Nun sind die Produktionsbedingungen und -verhältnisse der Zahlen zur Verteilung von Covid-19 andere als die in der hier diskutierten Fallstudie zu Vermögen in Österreich, allerdings gibt es auch einige Ähnlichkeiten. Beide sind nicht unumstritten. Beide werden nicht im Wissenschaftsteil von Zeitungen und Nachrichten behandelt, sondern im Bereich Politik und Gesellschaft. Beide erfahren laufend Interpretationen ob ihrer Gültigkeit, Aussagekraft, Sicherheit und Reichweite, die immer wieder zu Adaptierungen führen. Beide durchlaufen unterschiedlichste Übersetzungsprozesse und ihre Produktionsbedingungen werden nur selten thematisiert.

Aber es gibt auch Unterschiede. Die Covid-19-Zahlen fallen nicht in den Bereich der Sozialwissenschaften, auch wenn manche von ihnen über Methoden generiert werden, die denen der Sozialwissenschaften ähneln (z.B. Erfragen von Symptomen, Kontakten). Die Covid-19-Zahlen werden in kurzen Abständen hergestellt, während die Erhebungen zu Vermögen nur alle paar Jahre stattfinden. Zudem sind unterschiedliche Akteur*innen involviert. Trotz dieser Unterschiede war ich angespornt, diese generellere Auseinandersetzung mit der Produktion und Herstellung der Bedeutung von Zahlen und Statistiken in Buchform anzugehen und abzuschließen.

Damit nehme ich in Anspruch, dass die hier behandelten Themen kein Ablaufdatum besitzen, dass sie so breit, so abstrakt und so umfassend aus-

fallen, dass sie Zeit (und Raum) überwinden und abstrahieren können und auch nach mehreren Jahren noch relevant sind. Gleichzeitig gibt es Abschnitte und Kapitel, die eine Aktualisierung verlangten. So berücksichtigt die theoretische Auseinandersetzung hier nun auch aktuellere Beiträge und Diskussionen. Um einen größeren Abschnitt ergänzt wurde die Auseinandersetzung zur Rolle und Bedeutung der Sozialwissenschaften in den Debatten rund um die Europäischen Forschungsförderpolitik und das Förderprogramm *Horizon 2020*. Ursprünglich nur die Diskussion rund um die Ausgestaltung von *Horizon 2020* berücksichtigend, konnte ich nun auch die Zeit nach Anlaufen des Förderprogramms aufnehmen und aktuelle Diskussionen rund um Sozialwissenschaft, Forschungsförderung und *social impact* aufgreifen. Auch einen Hinweis des Gutachtens zur Dissertation habe ich mir zu Herzen genommen und einen ausführlicheren Abschnitt zu Bruno Latours (2006, 96ff) »Kreislaufsystem wissenschaftlicher Tatsachen« eingeführt, da die Darstellung des empirischen Materials prominent darauf aufbaut.[1]

1 Ich möchte hier Michael Jonas für dieses Gutachten, Ulrike Felt für die Betreuung und Wolfgang Horvath für das Korrekturlesen der Dissertation danken.

Einleitung

Zahlen und Statistiken zu den Menschen in Österreich und zur österreichischen Gesellschaft sind ein weit verbreitetes, oft genutztes und benutztes, aber auch umkämpftes Gut. Es vergeht kaum ein Tag, an dem in den Medien nicht Meldungen wie diese zu finden sind:

> »Laut neuestem Eurobarometer hielten im Mai des vergangenen Jahres 47 Prozent der EU-Bürger die Union für ›eine gute Sache‹, das sind um zwei Prozent weniger als noch ein halbes Jahr zuvor. 18 Prozent lehnten sie rundweg ab, und der nicht unerhebliche Rest war indifferent.«[1]

Auch die Werbung hat die Statistik als probates Mittel für sich entdeckt. So wirbt der österreichische Mobilfunkanbieter A1 in einem Werbevideo für ein Produkt mit dem Text:

> »Für 67 % der ÖsterreicherInnen steht fest: A1 hat das beste Netz«. Es folgt der erklärende Zusatz: »Österreichweite, repräsentative Befragung im Rahmen des Austrian Internet Monitor (Q2 2012) ab 14 Jahren: A1 hat das beste Mobilfunknetz.«[2]

Auch Erhebungen im Bereich der Marktforschung zu den verschiedensten Produkten, von Klopapier bis Versicherungen, sind Legion und kaum eine Zeitung oder Nachrichtensendung in Österreich verzichtet darauf, über die von verschiedenen Markt- und Meinungsforschungsinstituten regelmäßig erhobene Sonntagsfrage zu berichten.

Neben kurzlebigen Erhebungen der Markt- und Meinungsforschung werden in Österreich allerdings auch langlebigere und kostspieligere quantitati-

1 Quelle: http://derstandard.at/1326503010443/Europaeische-Union-Skepsis-Mobilisierung-und-nationale-Denkzettel (zuletzt zugegriffen März 2022).

2 Quelle: http://www.youtube.com/watch?v=mJUia4AQ0Jc (zuletzt zugegriffen März 2022).

ve Erhebungen durchgeführt, z.B. der *Eurobarometer*, der *Europäische Haushaltspanel*, der *European Social Survey* oder der *Mikrozensus* – um nur einige zu nennen. Zu diesen gesellt sich der *Household Finance and Consumption Survey* (HFCS) der *Österreichischen Nationalbank* (OeNB), um den es in dieser Arbeit unter anderem gehen wird, hinzu, zumindest wenn dieser erfolgreich ausfällt und auf lange Zeit hin regelmäßig wiederholt werden kann. Wenn nicht, wird der Survey eingestellt und die schon hergestellten Zahlen und Statistiken mit der Zeit immer weniger Aufmerksamkeit erhalten und zu historischen Artefakten werden.

Aber was bedeutet in diesem Fall überhaupt erfolgreich? Ich folge in diesem Buch Ansätzen, die sich gegen zwei spezifische Vorstellungen von Wissenschaft und davon, was erfolgreiche Wissenschaft auszeichnet, stellen. Zum einen gegen die Vorstellung, wissenschaftliche Produkte seien reine Abbildungen der Realität und Erfolg könne daran gemessen werden, inwieweit diese Abbildungen der Realität entsprechen (vgl. z.B. Sokal 2001). Zum anderen gegen die Vorstellung, Wissenschaft werde von der Gesellschaft determiniert und Erfolg hänge dann davon ab, was gesellschaftlich vorgegeben und akzeptiert wird (vgl. z.B. Bloor 1991). Dem stellen Autor*innen wie Bruno Latour (2005), Karin Knorr-Cetina (1995), Annemarie Mol (2002), Marianne de Laet (2000) oder John Law (2004) ein Verständnis von Wissenschaft entgegen, das die verschiedenen zeitlich und örtlich verstreuten menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen in den Blick nimmt und Wissenschaft als eine kollaborative Performance in spezifischen Umgebungen und Situationen auffasst. Erfolg hängt dann davon ab, ob Verbündete gefunden und für das Herstellen des wissenschaftlichen Produkts gewonnen werden können (siehe dazu z.B. Callon 1987).

Die zentrale Frage wie Zahlen und Statistiken Aussagekraft erhalten, Gesellschaften, Menschen und Nationen repräsentieren bzw. produzieren ist mit der Frage verbunden, welche Praktiken, Akteur*innen und Aktanten darin wie involviert sind. Neben einer Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur baut, um diesen Fragen nachzugehen, das Buch auf empirisches qualitatives Material in Form einer Fallstudie zu zwei Erhebungen der OeNB zu Vermögen in Österreich auf. Beide Erhebungen – die eine zum Immobilienvermögen (durchgeführt 2008 vgl. Wagner und Zottel 2009) und die andere zum Vermögen und den Verbindlichkeiten der österreichischen Haushalte (durchgeführt 2010 vlg. Fessler u.a. 2010) – stehen exemplarisch für die Produktion wissenschaftlichen Wissens in einem umkämpften und konfliktreichen Kontext und in einer nach außen hin vermehrt auf evidenzbasierten Entschei-

dungsfindungen aufbauenden politischen Landschaft. Sie waren zum Zeitpunkt der Fallstudie (noch) nicht fest etabliert und wurden erst vereinzelt in größeren Abständen durchgeführt. Initiiert von der Europäischen Zentralbank und organisiert im Rahmen des *Household Finance and Consumption Networks* (HFCN) verfolgen beide Haushaltsbefragungen das Ziel, Informationen über das Vermögen und die Belastungen der Haushalte in der Eurozone zu sammeln[3], um, in den Worten der Organisator*innen der Erhebungen, eine »bestmögliche Grundlage für geldpolitische und finanzmarktstabilitätsrelevante Entscheidungen«[4] zu schaffen.

Den Autor*innen der Studie zufolge böten diese Daten für die europäische und österreichische Nationalbank Einsichten in die individuellen Verhaltensweisen der Haushalte. Diese zu erforschen sei notwendig für die Analyse der Auswirkungen wirtschaftspolitischer Beschlüsse, institutioneller Änderungen, makroökonomischer Schocks, monetärer Mechanismen und der Finanzmarktstabilität. Die internationale Vergleichbarkeit der national erhobenen Daten zu gewährleisten, sei dabei ein wichtiges Ziel gewesen. Die Herausforderung habe darin bestanden, ›Vermögen‹ zu definieren und mithilfe der Erhebungsinstrumente zu erfassen. Neben diesem erhofften, unmittelbaren Nutzen für die Arbeit der Nationalbanken spielen die beiden Erhebungen auch auf nationaler österreichischer Ebene eine Rolle, weil sie ein Novum in der österreichischen Forschungslandschaft und gegenüber den gängigen umfragebasierten Erhebungen darstellen. Dabei bauen beide Erhebungen auf der vorhandenen Infrastruktur für Umfrageforschung in Österreich auf, z.B. die Existenz von Markt- und Meinungsforschungsunternehmen für die Organisation und Durchführung der Interviews.

Medial und politisch ist beiden Erhebungen in Österreich einige Aufmerksamkeit zugekommen. In den laufenden Auseinandersetzungen zwischen den beiden (zumindest damals noch) Großparteien – der *Sozialdemokratischen Partei Österreichs* (SPÖ) und der *Österreichischen Volkspartei* (ÖVP) – und zwischen den Interessenvertretungen der Arbeitgeber*innen und Arbeitnehmer*innen um die Einführung von Vermögens- und Erbschaftssteuern wurden die Zahlen und Statistiken zur Verteilung von Vermögen in Österreich zu einem umkämpften Gut. Dabei stand allerdings weniger der Kampf um die Interpretationshoheit der Zahlen im Vordergrund als vielmehr der

---

3 Quelle: https://www.ecb.europa.eu/home/html/researcher_hfcn.en.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

4 Quelle: http://www.hfcs.at/ueber/ziele.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

um die Legitimität der Zahlen selbst. Ein Kampf, der nicht ohne Konsequenzen für die Arbeit der Forscher*innen und die Art, wie sie die Erhebung zum Vermögen in Österreich organisiert haben, geblieben ist.

In meiner Untersuchung veranschaulichen beide Erhebungen, wie unter einer großen Anzahl von räumlich und zeitlich verstreuten Akteur*innen und Aktanten, Konzepte und Begriffe wie Vermögen, Vermögensverteilung, Gerechtigkeit, Gleichheit und in weiterer Konsequenz Gesellschaft anhand von Zahlen und Statistiken verhandelt und verfestigt, aber auch aufgebrochen werden. Dabei werden auch bestimmte Vorstellungen von Wissenschaft und wissenschaftlichem Arbeiten produziert und reproduziert, die auf die Arbeit der Forscher*innen zurückwirken und ihre Arbeit mitprägen. Beide Erhebungen der OeNB bieten im Rahmen meiner Untersuchung Einsicht in die Praktiken der Quantifizierung von Gesellschaft und gesellschaftlichen Phänomenen und zeigen, wie über die Verdichtung von bestimmten, als vergleich- und zusammenfassbar angesehenen Merkmalen das Soziale durch soziale Gruppen geprägt und konstruiert wird.

Die Erhebungen zeichnen sich dabei durch mehrere Charakteristika aus, die sie für eine Fallstudie interessant machen. Sowohl die Forscher*innen als auch die Begleitdokumente zu den Erhebungen heben mehrfach die methodischen Einschränkungen der Erhebung hervor (siehe z.B. Andreasch u.a. 2012, 263), wodurch sich das darin konstruierte Soziale als notwendig partikulär, vorübergehend und unabgeschlossen präsentiert. Auf dieser Prämisse aufbauend kann ich davon sprechen, dass Forschung eine Gesellschaft unter vielen hervorbringt, die Bedeutung hat oder haben kann, ohne im Vorhinein thematisieren zu müssen, dass es sich um eine fehlerhafte Abbildung der Realität handelt oder diese durch die sozialen Umstände determiniert ist. Nicht die Frage nach Objektivität und Subjektivität von Forschung rückt dabei in den Vordergrund, sondern die Frage nach der Verantwortung für die mit den sozialwissenschaftlichen Praktiken produzierten Realitäten (siehe dazu z.B. Law 2009).[5]

---

5 In Bezug auf die Technologieentwicklung und Naturwissenschaften (nicht ausschließlich, aber vorwiegend) hat sich unter der Bezeichnung *responsable research an innovation* ein Ansatz in der Wissenschaftsforschung und Wissenschaftspolitik entwickelt, der partizipative Momente der Steuerung von Wissenschaft in den Vordergrund rückt und die Frage der Verantwortung der Wissenschaft selbst zu einer generellen sozialen und politischen Frage erhebt. Eine ausführliche Auseinandersetzung findet sich bei Stilgoe und Guston (2017). Für eine Umsetzung an der Universität Wien siehe die Plattform *Re-*

Der Quantifizierung von sozialen Phänomenen oder Gruppen wird in der gegenwärtigen politischen Landschaft, in der Leitung von Organisationen, in der Forschung, in der Gesellschaft und in den Medien eine hohe Bedeutung und argumentative Überzeugungskraft zugeschrieben (siehe dazu u.a. Porter 1996; Desrosières 2005; Igo 2007; Mau 2017). Die beiden als Fallbeispiele für diese Arbeit herangezogenen Erhebungen wurden in diesem Kontext initiiert, durchgeführt und veröffentlicht. Sie veranschaulichen daher einerseits, wie Quantifizierung im gegenwärtigen österreichischen politischen Kontext, in der medialen Aufarbeitung und in der Forschungslandschaft mit Überzeugungskraft aufgeladen wird, und andererseits, wie dieses Phänomen infrage gestellt wird. Gezeigt wird, wie in der verstärkt eingeforderten, auf Evidenz basierten Entscheidungsfindung in Politik und Wirtschaft Evidenz als solche überhaupt verhandelt und hergestellt wird.

Das Buch ist formal getrennt in den sozialtheoretisch-methodologischen Teil und den empirischen Teil, der die Beschreibung der Fallstudie behandelt. Eingeleitet wird der erste Teil mit der Frage nach der Bedeutung von Sozialwissenschaft, Statistik und Zahlen für die Gesellschaft. Dabei wird einerseits auf die Forschungsliteratur zur Bedeutung von Sozialwissenschaft eingegangen, andererseits auf die Rolle der Sozialwissenschaften in der Europäischen Forschungsförderlandschaft. Danach wird ein Schwerpunkt darauf gelegt, was Lindemann (Lindemann 2008, 108f) mit »Sozialtheorien« bezeichnet. Darunter versteht sie Theorien, die bestimmen, was überhaupt als soziales Phänomen verstanden werden kann. Diese Rolle und Funktion sprechen Reckwitz (2006, 54f) und Schatzki (2003, 197f) auch den Praxistheorien zu, die dieser Arbeit zugrunde liegen. Im ersten Teil des Buches wird die Auseinandersetzung im Feld der Wissenschaftsforschung verortet und es werden die für die Arbeit bedeutsamen Aspekte der Praxistheorie herausgehoben. Darauf aufbauend widmet sich das folgende Kapitel zwei großen Forschern der Praxistheorie und Wissenschaftsforschung. Besprochen werden Schatzkis (2002; 2016a) *site ontology* sowie Latours Fassung der *actor-network-theory* (ANT) (2005) und deren geteiltes Plädoyer für einen *multi-sited* Ansatz (Hine 2007a; Nicolini 2016) empirischer Sozialforschung.

Wie mit einem praxistheoretischen Zugang der Begriff Wissen erfasst werden kann und sich von anderen Zugängen unterscheidet, ist eine für mich zentrale Frage. Dem Wechsel weg von *Wissen* als Substantiv hin zu *wissen* als

---

sponsible Research and Innovation in Academic Practice (rri.univie.ac.at zuletzt zugegriffen März 2022).

Verb (Orlikowski 2002) – und was ich in weiterer Konsequenz unter etwas *sozialwissenschaftlich zu wissen* verstehe – wird in einem weiteren Kapitel Raum gegeben. Viele Anknüpfungspunkte zum *multi-sited* Ansatz bietet Adele Clarkes (2005) *situational analysis*, die ich für die Analyse des empirischen Materials herangezogen habe. Eine Besprechung des Angebots eines *theory/method packages* aus praxistheoretischem Blickwinkel und eine allgemeine Zusammenfassung schließen den ersten Teil ab.

Der zweite Teil der Arbeit ist dem empirischen Material gewidmet, also den beiden Erhebungen der OeNB. Zunächst wird eine erste Übersicht zu den beiden Erhebungen und zur Materialgenerierung geliefert. Für die Besprechung der Erhebungen folge ich den fünf Bereichen von Latours Kreislaufsystem wissenschaftlicher Tatsachen (Latour 2006, 121ff). Das Kapitel *Mobilisierung der Welt* konzentriert sich auf die Forscher*innen, die verschiedenen eingesetzten Objekte und das *Institut für empirische Sozialforschung* (IFES). Dabei steht die erste Welle des *HFCS* im Mittelpunkt, die zum Zeitpunkt der Datenerhebung noch nicht abgeschlossen war. Die Rolle, die der wissenschaftlichen Gemeinschaft von den Forscher*innen zugesprochen wird und wie Kolleg*innen aus den unterschiedlichen akademischen Disziplinen die produzierten Daten aufgegriffen und weiterverarbeitet haben, beschreibe ich im Kapitel *Autonomisierung*. Der *öffentlichen/medialen Auseinandersetzung* der von der OeNB produzierten Zahlen und Statistiken gehe ich anhand der Frage nach, wie und für welche Zwecke Journalist*innen und Kommentator*innen diese aufgegriffen, adaptiert und angewendet haben. Sie konnten dabei als Verbündete der wissenschaftlichen Produkte agieren, waren allerdings nicht die einzigen. Neben den Verbündeten gab es auch Akteur*innen, die den Erhebungen ablehnend gegenüberstanden. Beiden Seiten widmet sich das Kapitel *Allianzen und Konflikte*. Worüber sich die Verbündeten und Gegner*innen von Vermögenserhebungen streiten, beschreibt Latour als *Bindeglieder oder Knoten*. Diese ausformulierten Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit reflektiere ich abschließend anhand der beiden Sozialberichte von 2009-2010 und 2011-2012.

Zum Schluss gehe ich noch einmal auf einige zentrale Themen meiner theoretischen und empirischen Beschäftigung mit der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion ein: die gegenwärtige Bedeutung der Sozialwissenschaften in und für Politik und Gesellschaft, ihre besondere Rolle in der medialen Auseinandersetzung, die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche, die Frage der Verantwortung für die produzierte Realität, die Notwendigkeiten und Vorteile, das komplizierte Geflecht aus Ordnungen und Praktiken sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion

anzuerkennen, und wie dies über eine kritische Problematisierung von Zahlen und Statistiken bewerkstelligt werden kann, ohne auf die Vorzüge quantitativer Forschung verzichten zu müssen.

Teil I: Theoretische und methodologische Grundlagen

1 Bedeutung von Sozialwissenschaften, Zahlen und Statistiken

Dass die Sozialwissenschaften in der modernen Gesellschaft ihre Spuren hinterlassen haben, ob zum Guten oder zum Schlechten sei dahingestellt, lässt sich argumentieren, ohne viel Widerspruch erwarten zu müssen. Für einige Sozialwissenschaftler*innen geht dieser Einfluss sogar so weit, dass sie diese Spuren konzeptionell in ihre Forschungsansätze einbauen. So nehmen laut Ulrich Beck und Wolfgang Bonß (1989) die Sozialwissenschaften im Prozess der reflexiven Modernisierung eine entscheidende Rolle bei der *Ver(sozial)wissenschaftlichung* von Gesellschaft ein. Darunter verstehen sie das Eindringen von sozialwissenschaftlichen Konzepten, Begriffen und Denkweisen in Institutionen, Berufe, das alltägliche Leben und Denken.

In eine vergleichbare Richtung geht auch Giddens Konzept der »Doppelten Hermeneutik« (1987) und Bourdieus (1992) Ausführungen zur »verdinglichten Soziologie«. Bourdieu thematisierte damit, dass die »künftigen Soziologien […] in der von ihnen untersuchten Wirklichkeit immer mehr die versteinerten Produkte der Arbeit ihrer Vorgänger wiederfinden […]« (1992, 73) werden, wobei er dies als ein weiteres Argument dafür ansieht, dass die Soziolog*innen ihre Worte weise wählen müssen. Ulrike Felt (2000) teilt diese Einschätzung in der *Österreichischen Zeitschrift für Soziologie*, allerdings erweitert sie diese durch Konzepte aus der Wissenschaftsforschung und illustriert mit Österreichbezug, wie und warum trotz weitreichender *Versozialwissenschaftlichung* die Sozialwissenschaften selbst in medialen und öffentlichen Auseinandersetzungen weitgehend unsichtbar bleiben würden. Das Konzept der Versozialwissenschaftlichung ist für die Auseinandersetzung der Rolle und Bedeutung von Sozialwissenschaften in der Gesellschaft zentral. Aber was wird darunter verstanden?

1.1 Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft und die Beforschung der Sozialwissenschaften

Nach Wolfgang Bonß (2005) stelle die Auseinandersetzung um die Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft einen dritten Schritt eines Praxisdiskurses um das Verhältnis Sozialwissenschaft und Gesellschaft dar. Die Voraussetzung dafür sei in Deutschland spätestens in den 1960er und 1970er Jahren durch die Etablierung eines »elitären Praxisverständnisses« (2005, 33) geschaffen worden. Dieses folgte einem strengen Aufklärungs- und Rationalisierungsideal und verhalf darüber Vorstellungen von der Überlegenheit sozialwissenschaftlich generierten Wissens gegenüber allen anderen Wissensformen zum Durchbruch. Herbert Altrichter, Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler (2005) sprechen hierbei von einem »szientistische[n] Erbe«, das der wissenschaftlichen Theorie die »höchste gesellschaftliche Autorität« zuschreibe, die die Praxis oder Gesellschaft unmittelbar anleiten solle (2005, 25).

Nach Natalie Mevissen (2016) spitze sich dieses elitäre Praxisverständnis im Werturteil- oder Positivismusstreit[1] der Soziologie der 1960er und 1970er Jahre zu, mit wechselseitigen Vorwürfen einer Voreingenommenheit, Ideologiegeleitet zu sein und/oder gegebene Machtverhältnisse zu reproduzieren und zu legitimieren.[2] Mevissen auf Beck berufend hält fest, dass die Debatten

> »lediglich wissenschaftstheoretische Positionen und Postulate auf der Metaebene darstellten, in denen vor allem Wunschbilder unterschiedlicher Denkschulen von Wissenschaft und Praxis aufeinanderprallten« (2016, 209).[3]

Diese Position und Sicht seien in den 1980er Jahren durch eine Auseinandersetzung um die Verwendung von Sozialwissenschaft besonders in der po-

---

1 Für eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Positionen, Hintergründe und des historischen Verlaufs siehe Hans-Joachim Dahms (1994).

2 Ein Reigen an Vorwürfen, der sich auch gegenwärtig immer wieder in wechselseitiger Weise Bahn bricht, z.B. im Kommentar von Armin Nassehi und Irmhild Saake (2019) zu einer Arbeit von Stefan Hirschauer und seiner Replik (2020) darauf.

3 Dieses Aufeinanderprallen fand nicht allein in der Vergangenheit statt, sondern ist auch gegenwärtig noch anzutreffen, z.B. in der Auseinandersetzung zur Gründung der *Akademie für Soziologie* 2017. Sie möchte der Vielfalt der methodischen und theoretischen Ansätze in der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* eine klarere Ausrichtung auf systematische wissenschaftliche Methoden entgegensetzen. Siehe dazu die Stellungnahmen von Hartmut Esser (2018) und Stefan Hirschauer (2018).

litischen Entscheidungsfindung anfänglich um Relativierungen ergänzt und später komplett ersetzt worden. Als Ursache für diesen Prioritätenwechsel und gleichzeitig als Grundlage für den damit entstandenen, aber nur kurzlebigen Forschungszweig der Anwendungsforschung (Neun 2016), führen Beck und Bonß (1989, 17f) eine generelle Enttäuschungserfahrung an, die nach einer vorangegangenen, sich sukzessiv aufbauenden hohen Erwartungshaltung ob der gestalterischen Macht der Sozialwissenschaften einsetzte (Mevissen 2016, 210).

Auf dieses »Brüchig-Werden des Konzepts einer linearen Anwendung von höherem theoretischem Wissen auf soziale Praxis« (Altrichter u.a. 2005, 27) wurde von den Sozialwissenschaften bzw. den Sozialwissenschaftler*innen der Zeit mit unterschiedlichen Argumentationen und Strategien reagiert, wobei Altrichter u.a. (2005) vier identifizieren. Einerseits wurde hervorgehoben, dass das Problem auf der Seite der Sozialwissenschaft selbst lag und an einem Mangel angemessener Forschung, so die *differenzierende Argumentation*. Damit blieb das grundlegende Verständnis von Wissenschaft als erkenntnistheoretische Autorität unangetastet, stattdessen wurde die Forschung aber aufgefordert, ihren eigenen Ansprüchen gerechter zu werden. In der *negierenden Argumentation* wurden die Sozialwissenschaften zwar in der Verantwortung gesehen, das Problem allerdings eher an ihrer Wirklichkeitsvergesslichkeit festgemacht. Sie forsche eben an den Problemen der Gesellschaft vorbei. Die *korrigierende Argumentation* richtete sich demgegenüber an der Gesellschaft und Praxis selbst aus und diagnostizierte einen Mangel an Rationalität und Einsichtigkeit. Die *induktive Argumentation* demgegenüber führte über zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Sozialwissenschaft und Gesellschaft (Beck und Bonß 1989, 22ff; Altrichter u.a. 2005, 27).[4] Besonders die Anwendungsforschung der 1980er Jahre breche sowohl mit Überlegenheitsvorstellungen als auch mit dem Bild einer direkten Übersetzbarkeit wissenschaftlicher Konzepte in andere gesellschaftliche Lebensbereiche. So werden Anwender*innen sozialwissenschaftlicher Ergebnisse nicht mehr als passive Nutzer*innen gesehen, sondern als Akteur*innen mit eigenen Interessen und Wissensbeständen. Das Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Nicht-Sozialwissenschaft werde hier nicht mehr als hierarchisch angesehen. Was

4 In den Publikationen der Soziologie und Sozialwissenschaften finden sich alle vier Argumentationen und Perspektiven gelegentlich auch gleichzeitig und parallel wieder. Siehe dazu beispielhaft meine Rezension (2019) des Sammelbandes *Migration und Integration: Fakten oder Mythen?* (herausgegeben von Max Haller).

allerdings aufrechterhalten wurde, dass beide durch ihre Eigenheiten und Eigenschaften als genuin voneinander getrennt anzusehen seien. Diese Differenzen leiten sich aus einer

> »[…] Handlungsentlastetheit als bestimmenden Kontext der Produktion von Wissen auf der einen Seite und der Wirkung von Handlungszwängen als bestimmenden Kontext der Praxis auf der anderen Seite« (Altrichter u.a. 2005, 28) ab.

Deswegen sieht Bonß (2005, 35) im induktiven Argument weiterhin eine »Wissenschaftzentriertheit« als gültig an, wodurch die Prämisse, die Praxis müsse sich der Logik der Wissenschaft anpassen, weiterhin aufrechterhalten bleibe. Eine Prämisse, die Altrichter et al. (2005) als nicht oder nicht mehr tragbar erachten, denn Forscher*innen stünden selbst unter Handlungsdruck: Deadlines für Berichte, Publikationen oder Vorträge müssen gehalten werden, Projekte haben begrenzte Laufzeiten, es besteht Druck zur Veröffentlichung oder die Zeit für Forschung muss mit Tätigkeiten im administrativen Betrieb und der Lehre geteilt werden (2005, 37f). Auf eine Hierarchiestufe gebracht, sei das Verhältnis zwischen Wissen, das unter sozialwissenschaftlichen Produktionsbedingungen hergestellt wird, zu den nicht-sozialwissenschaftlichen gesellschaftlichen Bereichen und deren eigenen Praktiken und Wissensformen eher unbestimmt, dynamisch, wechselseitig und nicht notwendigerweise imperativisch. Deshalb könne es auch in ein anderes Selbstverständnis der Sozialwissenschaften selbst münden. So verweist Mevissen (2016, 213) auf Forderungen von Forscher*innen, die Sozialwissenschaften müssten von Praxisansprüchen, die schnelle und umfassende Lösungen verlangen, entlastet werden.

Wie sozialwissenschaftliches Wissen überhaupt in die Gesellschaft diffundiert, lässt sich nicht direkt beantworten und beobachten. Laut Oliver Neun (2016, 341f) müsse eher von einer indirekten Wirkung der Sozialwissenschaften gesprochen werden, da deren Einfluss erst über lange Zeiträume erkennbar werde. An diesem Punkt kann erneut auf den Begriff der Versozialwissenschaftlichung Bezug genommen werden, weil sie nach Bonß (2005) weder unter das Aufklärungsideal falle, noch auf spezielle Praxisfälle reduzierbar sei. Eine gute Beschreibung dessen, wie sozialwissenschaftliches bzw. soziologisches Wissen gesellschaftlich zur Anwendung kommt, findet sich bei Anne Mesny (1998): Wissen werde von Gesellschaftsmitgliedern nicht einfach verwendet oder realisiert, sondern in den alltäglichen Betätigungen laufend für ihre Zwecke übersetzt, angeeignet und damit adaptiert und verän-

dert. Sozialwissenschaftliches Wissen wird von Mesny als zirkuläres Wissen verstanden, das in einem sich gegenseitig durchdringenden Verhältnis zum Common-Sense-Wissen stehe.[5] Das Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Gesellschaft sei damit nicht durch ein »Rationalitätsgefälle« (Mevissen 2016, 216), sondern durch eine weitreichende Symmetrie gekennzeichnet.

Um die Gesellschaft mitgestaltende Bedeutung der Sozialwissenschaften beobachtbar machen zu können, müsse die »Sinndimension als Ort der Innovation« berücksichtigt werden, wie Martin Reinhart (2016) argumentiert. Es gehe darum, die »gesellschaftlichen Vorstellungen dessen, was als normal, wahrscheinlich und ursächlich gelten« (2016, 186) kann, zu erforschen. Dieser Einfluss auf der Sinndimension passiere allerdings nicht unmittelbar, sondern zumeist über längere Zeit und findet auch nicht unbedingt ohne Widerstand statt, was sich beispielsweise in der Löschung der Gender Studies aus der Liste der zulässigen Studiengänge 2018 in Ungarn (siehe dazu Varszegi 2018) und in vergleichbaren Plänen der *Freiheitlichen Partei Österreichs* (siehe dazu S. Mayer u.a. 2018) zeigt.[6]

Nicht unerwähnt bleiben sollen hier auch die laufenden Aufrufe und Forderungen nach einer umfassenden Neufassung, Neudefinition oder einem Neustart der Sozialwissenschaften, um der modernen, globalisierten, gegenwärtigen Gesellschaft und Welt gerechter zu werden. Dabei scheint besonders die (deutschsprachige) Soziologie von Diagnosen des eigenen Bedeutungsverlustes begeistert zu sein. So sieht Neun (2016, 343f) einen Grund für das Ende der Anwendungsforschung in der sich ausbreitenden Desillusionierung von Forscher*innen in Bezug auf die Bedeutung der Soziologie, was zu einem »Rekurs auf eine neue Innerlichkeit« (Bonß und Hartmann 1985, 10 zitiert nach Neun 2016, 344) und zu einer »steigenden Selbstisolierung der Sozialwissenschaftler in den jeweiligen Universitätstürmen« (Freund 1987, 161, 164

---

5 Ihr Verständnis von Zirkularität hat sie in einem späteren Artikel noch weiter ausgeführt (Mesny 2009, 684ff).

6 Einige Vertreter*innen der Wissenschaftsforschung wie Brian Wynne (1993) und Sheila Jasanoff (2005; 2006) stellen ein vergleichbares Verhältnis der Natur- und Technikwissenschaften zur Gesellschaft und Öffentlichkeit fest. Der Weg von einem elitären Praxisverständnis hin zur reflexiven Moderne kann, auf die Wissenschaftsforschung umgelegt, als Entwicklung der Diskurse vom Defizit-Modell des public understanding of science über den Dialog zwischen Gesellschaft und Wissenschaft hin zu Konzepten wie civic epistemologies und public engagement of science gelesen werden (siehe beispielhaft neben den Erwähnten auch Irwin und Michael 2003; Wilsdon und Willis 2004; Fochler und Müller 2006; Bogner 2012).

zitiert nach Neun 2016, 344) geführt habe. Auch Mevissen hebt hervor, dass nach dem Verschwinden der Anwendungsforschung ein generelles Gefühl der »Unsicherheit« übrigblieb, das sich bis in die Gegenwart halte. Es bestimme maßgeblich,

> »wie [Soziolog*innen] sich ihrem Untersuchungsgegenstand gegenüber positionieren sollen und inwieweit ihr Wissen über Gesellschaft überhaupt über epistemische Autorität verfügt« (2019, 291).

Das latente Krisengefühl in und mit den Sozialwissenschaften zeigt sich an den Titeln vieler Bücher und Artikel: »Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant?« (Wingens und Fuchs 1989), »Die verkürzte Wertschöpfungskette des Wissens: Mutmaßungen über den Bedeutungsverlust der Soziologie« (Knie 2005), »Making Social Science Matter: Why Social Inquiry Fails and How it Can Succeed Again« (Flyvbjerg 2001) oder »Innovating the Social Sciences. Towards More Useable Knowledge For Society« (Luk Van Langenhove 2009).

Für eine Neuerfindung der Soziologie, die den modernen, globalisierten Gegebenheiten gerechter werden könne, plädierte neben dem prominenten Soziologien Ulrich Beck (2000; 2005) auch Law und Urry (2004), wobei letztere aus einer Wissenschaftsforschungsperspektive. Durch die zunehmende Entkoppelung von Nationalstaaten komme es zu einem generellen und notwendigen Umbruch im wissenschaftlichen Verständnis von Realität und damit entstehe ein neues Verhältnis von Wissenschaft und Realität. Die Autoren führen hier sowohl Entwicklungen in der Kybernetik als auch in den Sozialwissenschaften (z.B. die Weltsystemtheorie Wallersteins) an. Der Umbruch führe weg von linear-kausalen Erklärungen hin zu nicht-linearen beweglichen Forschungspraktiken, die mit flüchtigen, multiplen und komplexen Realitäten besser umgehen können.

> »Method needs to be sensitive to the complex and the elusive. It needs to be more mobile. It needs to find ways of knowing the slipperiness of ›units that are not‹ as they move in and beyond old categories« (2004, 404).

Einen etwas anderen Ansatz bietet Mevissen. Sie schlägt vor, das von Forscher*innen der Soziologie oft empfundene »Autoritäts- und »Identitätsdefizit« (2019, 260ff)[7] in eine Stärke umzuwandeln, indem die hierarchische Separierung von Sozialwissenschaft und Gesellschaft aufgehoben werde, um »[…]

7 Wenn auch nicht Thema der Untersuchung, so finden sich Hinweise darauf in den Interviews mit österreichischen Sozialwissenschaftler*innen dokumentiert im Bericht

einer Wahlverwandtschaft der Soziologie mit der Gesellschaft auch auf der Mikroebene […]« (2019, 292) Platz zu machen. Soziolog*innen seien demnach in gesellschaftliche Kontexte eingebunden, bringen diese aber auch selbst hervor. Die Wahlverwandtschaft biete also nicht nur eine wertvolle und exklusive Quelle für alternative Einsichten und Erzählungen, sondern liefere auch eine Basis für das Selbstverständnis der Soziologie (und Sozialwissenschaft generell) als eigenständige und relevante Form des Redens und Nachdenkens über und mit Gesellschaft (2019, 293).

Auf diese Weise werde das Verständnis des Einflusses von Sozialwissenschaft auf die Gesellschaft umgedreht. Sozialwissenschaft beschränke sich dann nicht mehr nur auf ein Übersetzen, Aufnehmen und Implementieren alltäglicher Praktiken, sondern das sozialwissenschaftliche Wissen adaptiere diese Praktiken und kreiere neue Erzählungen über die Gesellschaft. Das Verhältnis werde dadurch komplizierter, fluider und dynamischer. In eine ähnliche Richtung gehen auch die Überlegungen von Angelika Poferl und Reiner Keller. Sie sprechen davon, dass sich die Soziologie »dem Gegenstand anschmiegen [muss], um etwas in Erfahrung zu bringen«. Gleichzeitig muss sie sich auch entfernen, »um etwas über ihn aussagen zu können« (2015, 139). In dieser besonderen Position könne sie eine eigenständige »soziologische Erzählkunst« (2015, 144) entwickeln, die sich von anderen Erzählformen unterscheidet. Sie hat damit das Potenzial, »neue Erzählungen« hervorzubringen, die die »Gewohnheiten der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung« (2015, 149) aufbrechen können.

Diesem komplizierten, fluiden und dynamischen Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Gesellschaft wird in der Forschungsrichtung der Wissenschaftsforschung allerdings eher wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In einem Artikel aus dem Jahr 2000 hat Ulrike Felt auf die paradoxe Situation verwiesen, dass der Fokus der Wissenschaftsforschung von Anfang an vorwiegend auf den Natur- und Technikwissenschaften gelegen habe und noch immer liege. Die Sozialwissenschaften seien als Untersuchungsobjekte weitgehend vernachlässigt worden. Dadurch habe die Wissenschaftsforschung zwar wesentliche Beiträge zur Reflexion und Analyse des Verhältnisses von Naturwissenschaft und Technik zu Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Öffentlichkeit geliefert sowie zu den sich verändernden Produktionsbedingungen von wissenschaftlichem Wissen und Technik, analytisch und empirisch allerdings

Der gesellschaftliche Impact sozialwissenschaftlichen Wissens in Österreich von Ulrike Felt und Maximilian Fochler (2018, 23ff).

habe sie kaum ihre eigene Situation reflektiert (2000, 200). Ein Befund, den auch Anne-Marie Weist 2018 noch teilt (2018, 233). Es gebe zwar mehrere Anstrengungen, den Sozialwissenschaften verstärkt analytische und empirische Aufmerksamkeit zukommen zu lassen (z.B. durch das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1982 initiierte Forschungsprogramm *Verwendungszusammenhänge sozialwissenschaftlicher Ergebnisse*)[8], doch merken Camic, Gross und Lamont (2011) in ihren einleitenden Worten zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband *Social Knowledge in the Making* an, es sei bei diesen vereinzelten Versuchen geblieben und es habe sich daraus keine Forschungstradition entwickeln können:

> »Up to this point in its comparatively young history, however, the literature of STS has focused predominantly on the natural sciences, pure and applied, with a modest uptick of recent attention to the most conspicuously ›scientific‹ of the social sciences« (2011, 1).[9]

Aufgrund dieses Mangels habe es neben der in den Geistes- und Sozialwissenschaften weit verbreiteten präskriptiven Literatur zur Wissensproduktion (2011, 5) in Form von Lehr- und Methodenbüchern sowie Gebrauchsanweisungen hauptsächlich vereinzelte, unzusammenhängende Untersuchungen mit eingeschränkter Perspektive gegeben, die sie unter dem Begriff des *traditional approach to social knowledge* zusammenfassen. Darunter fallen sowohl Ansätze mit dem Label Ideengeschichte als auch Arbeiten aus dem Bereich Wissenssoziologie, der der Wissenschaftsforschung nahesteht. Diese zeichneten sich zum einen dadurch aus, dass sie sich auf bestimmte Denker*innen oder Gruppen von Denker*innen konzentrierten, deren wichtigsten Ideen und Arbeiten schon bekannt seien, Eingang in den wissenschaftlichen Kanon gefunden hätten oder als wichtiger Teil eines intellektuellen Feldes oder der wissenschaftlichen Tradition angesehen würden. Zum anderen würden wissenssoziologische Arbeiten eine stark rückwärtsgewandte Herangehensweise aufweisen, anhand der sie den Ursprung einflussreicher wissenschaftlicher Konzepte, Ansätze und Arbeiten aus externen sozialen Bedingungen oder den Klasseninteressen der Forscher*innen erklären (2011, 6). Hierzu ge-

8 Siehe dazu den daraus entstandenen Sammelband *Weder Aufklärung noch Sozialtechnologie* (Beck und Bonss 1989).

9 Letzteres, nämlich das dezente Aufgreifen der am ›wissenschaftlichsten‹ aussehenden Sozialwissenschaften, trifft zugegebenermaßen auch auf dieses Buch zu.

hörten Arbeiten von C. Wright Mills, Herbert Marcuse, Pierre Bourdieu oder Harry M. Collins.

Wenig berücksichtigt wurden in den meisten Publikationen dieses Ansatzes die alltägliche Arbeit der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion, die Routinen, die Techniken und das Zusammenspielen und -arbeiten der verschiedenen Akteur*innen und Aktanten. Diese Perspektive wird in der Wissenschaftsforschung und darüber hinaus im Begriff des *practice turn* zusammengefasst. Obwohl Arbeiten zur sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion also weiterhin eine Minderheit darstellen, beobachten Camic, Gross und Lamont (2011) ein steigendes Interesse vonseiten der Wissenschaftsforschung an diesem Untersuchungsobjekt. Nicht ganz zufällig kommen dabei besonders die als ›härter‹ und ›wissenschaftlicher‹ angesehenen Forschungsstränge wie Wirtschaftswissenschaften und Statistik in den Blick.

1.2 Forschungen zu Statistik und Quantifizierung

Den Wirtschaftswissenschaften widmeten sich unter anderem zwei Forscher*innen, die für die Etablierung der praxisorientierten Wissenschaftsforschung eine entscheidende Rolle spielten: Karin Knorr-Cetina und Michel Callon. Karin Knorr-Cetina konnte mit ihren beiden großen Laborstudien (1991; 1999) und der theoretischen und konzeptuellen Rahmung der kultursoziologischen Wissenschaftsforschung (1995) der modernen Wissenschaftsforschung Kontur verleihen. Sie wendete sich in den letzten Jahren den Finanzmärkten als Untersuchungsfeld zu (Knorr-Cetina und Preda 2004). Michel Callon, der gemeinsam mit Latour und anderen maßgeblich an der Gründung und Etablierung der ANT beteiligt war, beschäftigte sich mit Fragen der Performativität von Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (2007). Er plädiert unter anderem dabei dafür, nicht von *economics*, sondern von *economization* zu sprechen (Çalışkan und Callon 2009; 2010).

Forschungen zu Statistik und Quantifizierung umfassen vorwiegend historische Arbeiten und belegen damit, dass rückwärtsgewandte Forschung nicht unbedingt dem *traditional approach to social knowledge* folgen muss. Sie behandeln vielfältige Themen und Fragen, z.B. wie Methoden der Quantifizierung in der modernen Welt ihre argumentative Kraft erhalten haben und weiterhin aufrechterhalten (Porter 1996) oder wie durch Etablierung und Organisation von und öffentlichen Auseinandersetzung mit größeren quantitativen Erhebungen Phänomene wie der ›durchschnittliche Mensch‹

oder die ›durchschnittliche Stadt‹ (nicht immer ohne Widerstand) erzeugt werden konnten (Igo 2007; 2011). Oder es geht um die Frage, wie durch Meinungsumfragen überhaupt erst so etwas wie eine öffentliche Meinung (mit-)kreiert wird (Osborne und Rose 1999) oder wie Statistiken durch das Zusammenarbeiten unterschiedlicher Akteur*innen aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ›feste Dinge‹ produzieren und selbst zu einem ›festen Ding‹ werden konnten (Desrosières 1991; 2005). Auch wird erörtert, wie Praktiken der statistischen Quantifizierung mit biopolitischen Grenzziehungen zusammenhängen (Scheel 2020).

Alle diese Veröffentlichungen teilen die Grundannahme, dem Denken in Zahlen und Statistiken über die Gesellschaft und die Menschen komme eine historisch produzierte, bis in die Gegenwart anhaltende gesellschaftliche Bedeutung zu. Es entstehe über die Zeit ein Deutungsschema, das sich verselbstständige und soziale und politische Entscheidungen und Handlungen (mit-)gestalte (siehe dazu u.a. den Sammelband von Saetnan u.a. 2011). Auch die von Steffen Mau (2017) unter der Bezeichnung »Metrisches Wir« thematisierte Kommerzialisierung von Zahlen und Statistiken zum Zwecke der Individualisierung von Werbung und Konsum (z.B. im Internet und in sozialen Medien) und zur Selbstoptimierung (z.B. Programme zur Überwachung des Essverhaltens) der Gesellschaftsmitglieder findet zunehmend Beachtung.

Wie Richard Rottenburg und Sally Engle Merry (2015) argumentieren, habe in den letzten Jahren das Thema der Quantifizierung für die öffentliche Verwaltung und Regierungsarbeit unter dem Label *new public management* zusätzliche Aufmerksamkeit erlangt. Indikatoren, eine Art der numerischen Repräsentation, sollen eine Antwort auf die Frage bieten, ob durch Entscheidungen oder Maßnahmen von Regierungen auch die gewünschten Ziele erreicht würden (2015, 2). Ob diese Art der Quantifizierung vor allem den politisch Privilegierten und Mächtigen zugutekomme oder auch ein Instrument zur Unterstützung der Arbeit von zivilgesellschaftlichen Gruppierungen sei, die im Interesse sozial verletzlicher Gesellschaftsmitglieder agieren (Makkonen und Europäische Kommission 2007; Miner-Rubino und Jayaratne 2007), sei dabei noch offen und werde unterschiedlich verhandelt (siehe dazu z.B. Davies 2015).

In dieser Unbestimmtheit der Rolle und Bedeutung von Quantifizierung und Indikatoren im sozialen und politischen Machtgefüge sehen sich die Produzent*innen von Statistiken mit Widerstand, Unverständnis und Vorwürfen der Parteilichkeit konfrontiert, wie Alain Desrosières (2015) anmerkt. Diese Vorwürfe stünden dem Selbstverständnis von Objektivität und Unabhän-

gigkeit der quantifizierenden Praktiken zumeist entgegen. Auch Indikatoren zur Vermessung des Feldes der Wissenschaft (z.B. bibliometrische Indikatoren)[10] sind häufig Kritik ausgesetzt. So fordern Lynn P. Nygaard und Bellanova Rocco (2018, 34) bibliometrische Kategorisierungen und ihre Auswirkungen auf die Veröffentlichungspraktiken wissenschaftlicher Arbeiten besonders im Hinblick auf Abschließungs- und Ausschließungstendenzen empirisch zugänglich zu machen und zu entwirren (siehe dazu aus einer postkolonialen Perspektive auch Keim 2008).

Frederico Ferretti u.a. (2018) stellen nach einer empirischen Auseinandersetzung mit dem *Research Excellence in Science & Technology Indicator* der Europäischen Kommission infrage, ob Exzellenz und auf diese Vorstellung basierende Indikatoren überhaupt für die Welt der Wissenschaft eine Bedeutung haben können:

> »Or, what is the significance of excellence indicators when scientific research is a distributed endeavour that involves different actors and institutions often even outside mainstream circles?« (2018, 740).

Neben aller Kritik an und Warnung vor der Quantifizierung der Forschung und der Einführung von Indikatoren ziehen Gaby Haddow und Björn Hammarfelt (2019) aus einer quantitativen Umfrage unter Sozialwissenschaftler*innen in Australien und Schweden den Schluss, dass Indikatoren nichtsdestotrotz von vielen Forscher*innen schon aktiv im Lebenslauf und bei Projektanträgen genutzt werden, auch wenn sie sich der Probleme und Grenzen von Indikatoren bewusst sind.

Neben dieser Literatur zu Quantifizierungen findet sich noch eine Vielzahl von Arbeiten, die sich auf die gegenwärtige Sozialforschung und Praktiken ausrichten und sowohl unterschiedliche Themen als auch Forschungsrichtungen abdecken. Konopásek (2008) widmet sich verkörperlichter, materieller Analysepraktiken in der qualitativen Sozialforschung. Büger und Gadinger (2007) analysieren wie über alltägliche Praktiken und Routinen Zugehörigkeiten von Menschen und Dingen zu einer neu gegründeten akademischen Disziplin hergestellt und darüber die Disziplin selbst aufrechterhalten wird. Otto (2018) verfolgt die »Entstehung, Verbreitung und Wirkmächtigkeit von Beschreibungsformen sozialer Ungleichheit im wissenschaftlichen

---

10 Wie beispielsweise vom Wissenschaftsrat formuliert: https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4609-15.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (zuletzt zugegriffen März 2022).

Diskurs« mit einer der Wissenssoziologie und Wissenschaftsforschung verpflichteten Analysehaltung. Weist (2018) geht der Diskrepanz zwischen der Darstellung wissenschaftlicher Praktiken in Lehre und Methodenbüchern zur gelebten Forschungspraxis nach. Dabei deckt sie blinde Flecken in der Methodenlehre, Wissensvermittlung und den Beschreibungen der angewandten Methoden in Forschungsberichten und Artikeln auf. Felt und Fochler (2018) gehen explorativ anhand von qualitativen Interviews mit Sozialwissenschaftler*innen der Frage nach, wie Sozialwissenschaft auf die Gesellschaft wirkt und klären, warum diese Wirkung nur sehr schwer und mit sehr viel Aufwand quantitativ gemessen werden könne. Wansleben (2007) hebt den analytischen Nutzen kulturwissenschaftlicher Institute als sozialwissenschaftliche Laboratorien hervor. Auch widmen sich mehrere Autor*innen verschiedenen Erhebungsmethoden, z.B. der quantitativen Telefonumfrage (Maynard und Schaeffer 2000) oder Fokusgruppen als spezielle epistemische Konfigurationen (Lezaun 2007).

Aus Sicht der Wissenschaftsforschung gibt es auch gute Gründe, sich mit den Sozialwissenschaften auseinanderzusetzen. Wie Karoline Engert (2018, 42) betont, fordert eine Beschäftigung mit den Sozialwissenschaften etablierte, an den Naturwissenschaften ausgerichtete Selbstverständlichkeiten wie die Trennung zwischen epistemischer und diskursiver Praxis heraus. Wobei ein großer Teil der für sozialwissenschaftliche Forschung üblichen Tätigkeiten wie das Schreiben vielleicht zu voreilig letzteren zugeschrieben würden. Gemeinsam mit Björn Krey (2016) geht Engert auf das Schreiben als epistemische Praktik ein, welches die Wissensproduktion ebenso einflussreich strukturiere wie das sozio-materielle Arrangement der Laboratorien, das lange Zeit im Fokus der ethnografischen Wissenschaftsforschung gestanden habe. Als situierte Praktik trage sie in ihrer Performanz zur Herstellung wissenschaftlichen Wissens bei. In der Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften werde zu einem großen Teil die

> »forscherische Arbeit an der wissenschaftlichen Publikation […] ausgeblendet bzw. methodologisch als Derivat, d.h. als Vorgang des ›Bereinigens‹ und ›Glättens‹ nach getaner Laborarbeit aufgefasst, die sich von der Innenwelt des Experimentierens geradezu abtrennen soll« (Engert 2018, 44f).

Die Beschäftigung mit den Sozialwissenschaften als Untersuchungsgebiet rücke »sozio-materielle Ordnungsprinzipien nicht-laborbasierter Habitate der Wissensproduktion« (Engert 2018, 46) ins Licht, da diese für die Sozialwissenschaften eine dominantere Rolle einnehmen würden. Dadurch könnten

auch relevante Themen anderer Wissenschaftsdisziplinen – wie der mögliche *confirmation bias* durch das Peer-Review-Verfahren bei wissenschaftlichen Zeitschriften – auf einer Art bearbeitet werden, ohne diese Themen als Derivat der eigentlichen wissenschaftliche Betätigung anzusehen, sondern als Bestandteil wissenschaftlicher Praxis. Nachvollziehbar gemacht haben dies beispielsweise Kyle Siler und David Strang (2017) anhand von peer-review Verfahren der Zeitschrift *Administrative Science Quarterly* und welchen Einfluss dies auf die Forschung der darin publizierenden Autor*innen hatte.

Auch Danny Otto (2020) hebt die »Fruchtbarkeit« einer durch die Wissenschaftsforschung inspirierten Betrachtung der Sozialwissenschaften heraus, warnt aber gleichzeitig vor einer voreiligen und unreflektierten Übertragung von Konzepten und Zugängen. Vielmehr sei eine »selektive Aneignung und Ergänzung« zu »wissenssoziologischen, diskurs- und dispositivanalytischen Betrachtungen« (2020, 233f) notwendig, um z.B. reine Wiederholungen schon bekannter Laborstudien nur in anderen Umgebungen oder den Eindruck von Objektivitätsansprüchen durch eine vermeintlich distanzierte Beobachtungsposition zu vermeiden. Die Sozial- (und Geisteswissenschaften) stellen andere Umgebungen und Herausforderungen für deren Beforschung dar als die Natur- und Technikwissenschaften z.B. was akademische Nähe und Distanz zwischen den Forscher*innen der untersuchenden und untersuchten Felder betrifft. Dies muss in der Forschungspraxis, im Zugang zum Feld, in der Interaktion usw. berücksichtigt und Konzepte und Methoden der Wissenschaftsforschung entsprechend adaptiert werden.

Zum Abschluss soll hier auch noch die Arbeit von Reiner Keller und Angelika Poferl (2017), die eine vergleichende Studie zur Entwicklung der qualitativen Forschung in Frankreich und Deutschland durchgeführt haben, in der sie die interessante Beobachtung notierten, dass die

> »französische Methodologie-Diskussion im Feld des Qualitativen vor ethnografischem Hintergrund die Inspiration der Forschenden hervorhebt, während zeitgleich die deutschsprachige Diskussion mit einer starken Konzentration auf die Methodologie und Verfahren der Textanalyse protokollierter Daten ansetzt« (2017, 340).

Das methodische Selbstverständnis, das meiner Untersuchung zugrunde liegt, ist stark von diesem ›deutschen‹ Habitus geprägt, der den institutionellen Kontext beschreibt, in dem diese Arbeit entstanden ist, der meine akademische Laufbahn auszeichnet und durch das Institut für Soziologie,

das Institut für Wissenschaftsforschung an der Universität Wien und das *Institut für Höhere Studien in Wien* (IHS) unmittelbar befördert wurde.

1.3 Die Rolle und Bedeutung der Sozialwissenschaften in der europäischen Forschungsförderlandschaft

Hat sich die unter dem Schlagwort der *Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft* besprochene Literatur besonders mit den langfristigen, mittelbaren und indirekten Einflüssen der Sozialwissenschaften beschäftigt, werden im Bereich der Förderung der (angewandten) Forschung, die auch für die Erhebung der Österreichischen Nationalbank relevant ist, der unmittelbare Nutzen für die Erreichung politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Ziele hervorgehoben. Inwieweit die Sozialwissenschaften diesem Nutzen gerecht werden, wird laufend neu verhandelt und auf unterschiedliche Art und Weise zur Disposition gestellt.

Zu den Verhandlungen über die Finanzierung des *Household Finance and Consumption Survey* (HFCS) der Nationalbank und welche Vorstellungen über den Nutzen von Sozialwissenschaften darin zum Tragen kommen, sind allerdings keine Dokumente vorhanden. In den Veröffentlichungen zu den Erhebungen steht jedoch der unmittelbare Nutzen argumentativ im Vordergrund. Dass die Vorstellungen über die Bedeutung, die Rolle und den Nutzen der Sozialwissenschaften vonseiten der die Forschung finanzierenden Stellen eine große Rolle spielen kann, haben die Auseinandersetzungen rund um das 2014 gestartete Forschungsförderprogramm der Europäischen Kommission mit dem Titel *Horizon 2020* jedoch gezeigt, dem ich mich hier nun ausführlicher widmen werde. Als die ersten Pläne für die Ausgestaltung von *Horizon 2020* publik wurden, sah sich ein Teil der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft gezwungen, sich für den Weiterbestand der Forschungsförderung offen einzusetzen und in die politische Entscheidungsfindung aktiv einzugreifen[11], was zu einer interessanten Auseinandersetzung über ihre Rolle und Bedeutung führte.

---

11 Im europäischen Forschungsförderprogramm werden die Sozial- und Geisteswissenschaften immer zusammen unter der Bezeichnung *Socio-Econonomic Science and Humanities* und mit der Abkürzung SSH genannt und besprochen. In neueren Dokumenten der Europäischen Union und Kommission wird nun zwar vermehrt von *Social Science and Humanities*, aber dennoch immer gemeinsam als SSH gesprochen.

Der erste Entwurf für die Ausgestaltung des Forschungsförderprogramms[12] sah keine eigenständige thematische Förderschiene für die Sozial- und Geisteswissenschaften mehr vor, sondern strebte deren umfassende Einbindung in die auf naturwissenschaftliche Forschung und technologische Entwicklungen hin ausgerichteten Förderschienen an. Damit baute das Vorhaben den schon in den vorherigen Programmen angelegten Ansatz weiter aus, die problemorientierte interdisziplinäre Forschung weiter zu fördern und voranzutreiben.[13]

Während der Versuch, die Einbettung der Sozial- und Geisteswissenschaften als Querschnittmaterie weiter zu befördern, im Großen und Ganzen auf Zustimmung stieß, wurde der Plan, keine eigene Förderschiene mit sozial- und geisteswissenschaftlichen Schwerpunktthemen einzurichten, von mehreren Seiten offen kritisiert und abgelehnt. So argumentierte die *European Federation of National Academies of Sciences and Humanities* (ALLEA) in ihrem Positionspapier für einen eigenständigen Förderstrang, um Themen wie den Aufbau widerstandsfähiger Gesellschaften, Bildung, Inklusion und Beschäftigung und die neue Rolle Europas in der Welt behandeln zu können.[14] Auch die *European Sociology Association* (ESA) sei laut Pekka Sulkunen, Präsident von 2011-2013, von Anfang an bemüht, der sich abzeichnenden Entwicklung sowohl durch persönliche Aktivitäten als auch durch koordinierte Initiativen entgegenzuwirken.[15] Dieses Vorhaben, keinen eigenen Förderstrang für die Sozial- und Geisteswissenschaften zu etablieren, wurde aber nicht nur vonseiten der Wissenschaft kritisiert. So findet sich in der Verhandlungsposition des österreichischen *Bundesministeriums für Wissen-*

12 Veröffentlicht im *Green Paper: From Challenges to Opportunities: Towards a Common Strategic Framework for EU Research and Innovation Funding*, http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com(2011)0048_/com_com(2011)0048_en.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

13 Zu sehen z.B. anhand des Mode-2-Konzepts. Für weiterführende Auseinandersetzungen dazu siehe (Gibbons u.a. 1994; Nowotny u.a. 2001; 2003).

14 Quelle: http://ec.europa.eu/research/csfri/pdf/stakeholder-event/towards_a_common_strategic_framework_for_eu_research_and_innovation_funding.pdf, 9 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

15 Siehe dazu seine Zusammenfassung im Newsletter 32 der ESA: http://www.europeansociology.org/docs/ESA_Newsletter_Spring2012_HR.pdf, 2 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

schaft und Forschung (BMWF) das Anliegen, eine eigenständige Förderschiene im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften einzurichten.[16]

Ein gemeinsamer Protest gegen das Vorhaben artikulierte sich in Form eines offenen Briefes an die damalige Kommissarin für Forschung und Innovation, Máire Geoghegan-Quinn. Getragen und organisiert wurde er vor allem vom Netzwerk *Net4Society*[17]. Der Protest hatte eine recht hohe Resonanz und kam auf 25.916 Unterschriften. In ihrer Argumentation für einen eigenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungsstrang in *Horizon 2020* folgten die Autor*innen in mehrfacher Hinsicht der Logik des ersten Entwurfs des Forschungsprogramms selbst. Zum einen griffen sie das narrative Framing auf, die zunehmenden sozialen Herausforderungen würden eine stärker problemorientierte und interdisziplinäre Forschung erfordern. Zum anderen beriefen sie sich auf ein instrumentelles Verständnis des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft und Politik, indem sie – dem Ideal des *evidence based policy* folgend – den Sozialwissenschaften die Rolle zuwiesen, Politik und Gesellschaft zu informieren, damit diese die ›richtigen‹ Entscheidungen treffen und Handlungen setzen könnten. Der offene Brief endete mit dem Plädoyer:

> »We are convinced that the European Commission and the European Parliament as well as national governments and parliaments will agree that a climate of sustainable and inclusive innovation in Europe can only be established, if European societies are conscious of their opportunities and constraints – this knowledge is generated by Social Sciences and Humanities research.«[18]

Einen noch expliziteren Verweis auf dieses instrumentelle Verständnis findet sich im Positionspapier der *Net4Society*:

16 Quelle: http://era.gv.at/object/document/661/attach/PositionHORIZON2020.pdf, 9 (zuletzt zugegriffen März 2022).

17 *Net4Society* ist ein seit 2008 bestehendes internationales Netzwerk nationaler Kontaktstellen und zuständig für die Sozial- und Geisteswissenschaften. Es wird als eigenständiges Projekt im Rahmen der Europäischen Förderprogramme finanziert. Quelle: http://www.eash.eu/openletter2011/docs/OpenLetter_final_layout.pdf (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

18 Quelle: http://www.eash.eu/openletter2011/docs/OpenLetter_final_layout.pdf (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

> »In-depth and comparative research in the above listed areas that refer to the Europe 2020 strategy goals will create a solid knowledge-base for informing policy-makers of different levels and sectors.«[19]

Diese Auffassung des Verhältnisses von Sozial- und Geisteswissenschaften zu Politik und Gesellschaft deckt sich mit der nach außen getragenen Vorstellung der politischen Gestalter*innen des *Horizon 2020* Förderprogramms. So argumentiert Máire Geoghegan-Quinn in einem Vortrag im September 2013:

> »It takes profound knowledge and insight to really understand these challenges and how they affect us, and to guide us to solutions. That is why the Social Sciences and Humanities are more essential than ever, and why we, as policymakers, are keen to have their contribution. We need them to understand ourselves, our society and the challenges we face. We need them to guide politicians and policy makers and to inform public opinion.«[20]

Ob nun die Mobilisierung und der Einsatz der wissenschaftlichen Gemeinschaft ausschlaggebend war für die Beibehaltung einer eigenen Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Förderschiene, wie es Levidow und Neubauer (2012) in ihrer Analyse darstellen, oder ob die ganze Aufregung im Vorfeld überzogen war und mehr einem rituellen Schauspiel glich als einem wahrhaftigen Existenzkampf, wie es Klaus Schuch vom *Zentrum für Soziale Innovation* (ZSI) in einem Gastkommentar für die *Austrian Presse Agentur*[21] skeptisch anmerkt, lässt sich hier nicht abschließend feststellen. Das im Januar 2014 gestartete Programm beinhaltete jedenfalls eine eigene Förderschiene mit einer sozial- und geisteswissenschaftlichen Schwerpunktsetzung unter dem Titel *Europe in a Changing World – Inclusive, Innovative and Reflective Societies*.[22]

Neben dieser Förderschiene hielt die Europäische Kommission auch am Vorhaben fest, die Sozial- und Geisteswissenschaften in allen weiteren thematischen Förderschwerpunkten stärker einzubinden. Während

---

19 Quelle: http://europa.humanidades.unam.mx/Arch_pdf/NET4SOCIETY_PositionPaper_Greenpaper.pdf, 5 (zuletzt zugegriffen März 2022).

20 Vorgetragen bei der Konferenz *Horizons for Social Science and Humanities*, http://horizons.mruni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 29 (zuletzt zugegriffen März 2022).

21 Quelle: http://science.apa.at/dossier/Geisteswissenschaften_sind_nicht_mehr_wegzudenken/SCI_20131219_SCI52052274616146944 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

22 Mit einem geplanten Budget von 1.309 Milliarden Euro für sechs Jahre war es allerdings das kleinste der sieben priorisierten gesellschaftlichen Herausforderungen.

die Kommissarin für Forschung und Innovation dadurch die Sozial- und Geisteswissenschaften im Herzen von *Horizon 2020* verankert sah[23], gab es auch skeptische Kommentare, besonders ob der Art der Umsetzung dieses Vorhabens. So erwartete Schuch, dass die Sozial- und Geisteswissenschaften in den technik- und naturwissenschaftlichen Förderschwerpunkten ein »Nischendasein« führen werden, sofern die Kommission die Ausschreibungsformulierungen und Evaluationskriterien nicht entsprechend anpasse.[24] Aufbauend auf der bisherigen Erfahrung, dass den Sozial- und Geisteswissenschaften in interdisziplinären Forschungsprojekten zumeist nur eine Nebenrolle zugesprochen worden und sie thematisch eng reduziert worden seien, drückte der Interessenverband *Science Europe*[25] in einem Positionspapier zur Implementierung und zum Monitoring von Sozial- und Geisteswissenschaften in *Horizon 2020* seine Sorge bezüglich der Umsetzung dieses Vorhabens aus.[26]

Die Bedenken schienen auch gerechtfertigt zu sein. So hat Felt beispielsweise das Vorhaben anerkannt, den Sozial- und Geisteswissenschaften eine aktivere Rolle quer durch alle thematischen Förderschwerpunkte zuzusprechen, doch werfe die Art, wie dies umgesetzt werde, einige Probleme auf.

> »SSHs are portrayed, on the one hand, as crucial for attaining the innovation goals, while, on the other hand, they are also conceptualized as the junior partners, the leading role remaining with science and engineering.«[27]

Und eine erste Analyse des Arbeitsprogramms durch die Organisator*innen der Konferenz *Horizons for Social Science and Humanities* von September 2013 zeigte ein eher ernüchterndes Bild dessen, inwieweit sozial- und geisteswissenschaftliche Themen tatsächlich integriert wurden.

---

23 Quelle: http://horizons.mruni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 30 (zuletzt zugegriffen März 2022).

24 Quelle: http://science.apa.at/dossier/Geisteswissenschaften_sind_nicht_mehr_wegzudenken/SCI_20131219_SCI52052274616146944 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

25 Ein 2011 in Brüssel gegründeter Interessensverband der Europäischen Forschungsförder- und Forschungsorganisationen: http://www.scienceeurope.org/ (zuletzt zugegriffen März 2022).

26 Quelle: http://www.scienceeurope.org/uploads/PublicDocumentsAndSpeeches/SSH_Horizon2020_WEB_fin.pdf, 3 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

27 Quelle: http://horizons.mruni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 53 (zuletzt zugegriffen März 2022).

> »Unfortunately, and because of the haste under which they were produced, the first Horizon 2020 Work Programmes have taken up the new approach only in a very uneven way. In some, the integration of SSH is nominally mentioned, though not really substantiated; in a few, substantial steps are made in the right direction; while others again have been drafted in the plain old way.«[28]

Für mich stechen in dieser kurzen Darstellung der Auseinandersetzung mit der Rolle und Bedeutung der Sozialwissenschaften im Forschungsförderprogramm *Horizon 2020* besonders drei Momente heraus: Erstens sind der wissenschaftszentrierte Fortschritts- und Rationalisierungsglaube sowie der anwendungsorientierte Fokus, wenn es um Forschungsförderung geht, noch sehr lebendig. Sowohl vonseiten der politischen Gestalter*innen von *Horizon 2020* als auch von vielen Fürsprecher*innen einer aktiven sozialwissenschaftlichen Forschungsförderung wird die Vorstellung weitergetragen, Politik und Gesellschaft würden durch eine – vermittels sozialwissenschaftlicher Forschung – gut informierte und gestützte Entscheidungsfindung auf vermeintlich rationaler und objektiver Basis unvermittelt ›besser‹. Dabei dominiert ein lineares Verhältnis von Sozialwissenschaft und Gesellschaft.

Zweitens halte laut Felt die interdisziplinäre Ausrichtung der Forschung – im Sinne der Einbettung der Sozial- und Geisteswissenschaften in naturwissenschaftliche und technologische Entwicklung ausgerichtete Förderschienen –, wie in den Auseinandersetzungen um die Forschungsförderung im Rahmen von *Horizon 2020* vielfach argumentiert, sowohl Potenziale als auch Gefahren bereit. Negativ wird die Gefahr einer Verkürzung und Verengung der thematischen und methodischen Vielfalt und Bewegungsfreiheit der Sozialwissenschaften gesehen. Im günstigsten Fall könne die Sozialwissenschaft allerdings dazu beitragen, die allzu linearen Innovations- und

28 Ebd., 16.

Fortschrittsdiskurse durch fragilere, komplexere, ungewissere und damit interessantere Elemente zu bereichern[29].

Drittens zeigt die Auseinandersetzung in meinen Augen, dass die Sozialwissenschaften bzw. die Sozialwissenschaftler*innen und ihre Institutionen nicht notwendigerweise passive Rezipient*innen dieser Diskurse sind, sondern aktive Teilnehmer*innen. Sie können die Bedeutung ihrer Arbeit und ihre Rolle in der Gesellschaft aktiv formen, begrenzt mitgestalten und sich dabei für eigene Anliegen einsetzen und Gehör verschaffen.

1.4 Verschiebung des thematischen Schwerpunkts in der Forschungsförderung hin zu *impact* von Sozialwissenschaften

Die Einbettung der Sozial- und Geisteswissenschaften über alle thematischen Förderprogramme in Horizon 2020 wurde begleitet durch ein regelmäßiges Monitoring. Das Vorwort zum letzten zur Verfügung stehenden Bericht wirft dabei ein Thema auf, dass auch die aktuelle Debatte zur Rolle der Sozialwissenschaften prägt – *societal impact*:

> »In general terms, SSH plays a key role in analysing and influencing behavioural and societal choices so that better policies can be devised in the future with a direct societal impact. In this context, the fostering of SSH integration offers almost endless opportunities« (Kania u.a. 2019, 4).

Impact oder *societal impact* von Wissenschaft ist in den letzten Jahren zu einem Schwerpunktthema rund um die europäische Forschungsförderung herangewachsen und stand zuletzt auch im Zentrum einer Konferenz des IHS und des ZSI.[30] Wie die Organisator*innen der Veranstaltung auf der Internetseite

---

29 Ulrike Felt zieht hier in ihrem Vortrag zur Konferenz *Horizons for Social Science and Humanities* den Vergleich zu Monstern, die die frühen Landkarten bevölkerten. Diese frühen Karten würden dadurch in sich vielschichtigere Realitäten vereinen als die klaren, eine vermeintlich einfach nur Realität abbildenden modernen Karten. Dazu zählt sie auch Abbildungen der nationalen und internationalen Forschungslandschaften. Sozial- und Geisteswissenschaften könnten den modernen Karten diese Monster wieder zuführen: http://horizons.mruni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 59f (zuletzt zugegriffen März 2022).

30 Organisiert unter der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft 2018 mit dem Titel *Impact of Social Sciences and Humanities for a European Research Agenda – Valuation of SSH*

herausheben, fußt das Konferenzthema auf einer Vielzahl von Empfehlungen und Strategiepapieren auf europäischer Ebene, die die Debatte um die kommende europäische Forschungsförderung prägen.[31] Während der *impact* der Wissenschaft in diesen Empfehlungen und Papieren eher generell verhandelt wird, findet sich in den *Issue Papers for the High Level Group on Maximising the Impact of EU Research and Innovation Programmes*[32] (herausgegeben von der Europäischen Kommission) auch ein direkter Bezug auf die Sozial- und Geisteswissenschaften, wobei die Integration der Sozial- und Geisteswissenschaften in alle thematischen Förderstränge in *Horizon 2020* besonders herausgehoben wurde. Über diese Integration seien Lösungen für soziale Probleme in so unterschiedlichen Bereichen wie Gesundheit, Energie und Transport gefunden worden. Laut den Autor*innen sei bei der Integration der Sozial- und Geisteswissenschaften im Rahmen von *Horizon 2020* von besonderer Bedeutung:

> »[that] a particular focus is put on the impacts and results of projects – thereby demonstrating the capacity of the SSH to cooperate with other sciences in order to provide concrete solutions to social needs.«[33]

Der Anerkennung und Demonstration des *impact* sozial- und geisteswissenschaftlicher Forschung kommen in dieser Argumentation zwei Aufgaben zu: Erstens sollen sie ihre Fähigkeit zur Zusammenarbeit vor allem mit natur- und technikwissenschaftlichen Disziplinen unter Beweis stellen und zweitens über diese Zusammenarbeit Lösungen für gesellschaftliche Bedürfnisse bieten. Die Kooperationsfähigkeit der Natur- und Technikwissenschaften wird dabei entweder implizit als gegeben angenommen oder aber als etwas betrachtet, das von ihnen nicht eingefordert werden muss. Da aber nicht weiter darauf eingegangen wird, bleibt dies recht unklar. Beide Aspekte deuten meiner Meinung nach stark auf darauf hin, dass hier von einem epistemologischen »Autoritätsdefizit« der Sozialwissenschaften, wie von Mevissen (Mevissen 2019) beschrieben, ausgegangen wird.

---

in Mission-Oriented Research. Im Juli 2019 wurden die Redebeiträge gesammelt veröffentlicht im *fteval Journal for Research and Technology Policy Evaluation* der *Plattform für Forschungs- und Technologiepolitikevaluierung*: https://www.fteval.at/content/home/journal/aktuelles/19_07_2019_ausgabe_48/Journal48_WEB_V2.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

31 Quelle: https://www.ssh-impact.eu/about/(zuletzt zugegriffen März 2022).

32 Quelle: https://ec.europa.eu/research/evaluations/pdf/hlg_issue_papers.pdf (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

33 Ebd., 104.

Offen bleibe allerdings die Frage, was genau unter *impact* zu verstehen sei, worauf Soledad Cabezón Ruiz in einem Bericht des *Europäischen Komitees für Industrie, Forschung und Energie* an das Europäische Parlament hinweist. Sie fordert unter der Überschrift »Insufficient Definition of Impact in H2020 Projects« eine umfassende Definition des Begriffs ein, die allen Anforderungen der unterschiedlichen Forschungsansätze und den Ansprüchen der behandelten Themen angemessenen sei.[34] Thomas König, Helga Nowotny und Klaus Schuch (2019, 10) sehen demgegenüber diese unzureichende Definition als Chance für die Sozialwissenschaften, weil sie nun die Möglichkeit hätten, den Begriff inhaltlich so füllen, dass er ihrer besonderen Rolle und Position in der Gesellschaft entspreche. Eine Position, die es ihr ermögliche, eingebettet in der Gesellschaft und aus dieser heraus soziale Phänomene zu analysieren und dazu beizutragen, Missstände zu überwinden. Dabei sind sich die Autor*innen der Problematik bewusst, dass eine praktische Umsetzung, die dieser Sicht gerecht würde, durch die breite Assoziation von *impact* mit einem linearen und einseitigen Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft erschwert werde.

Auch für Ulrike Felt und Maximiliam Fochler (2018) gewinne das Thema *impact* für die Sozialwissenschaften in den letzten Jahren zunehmend an Relevanz. Im Rahmen eines explorativen empirischen Projekts zum *impact* der Sozialwissenschaften in Österreich argumentieren sie, dass *impact* nur gemeinsam mit Relevanz und Sichtbarkeit gedacht werden könne, aber es müsse auch von diesen getrennt werden, um ein klares Bild davon zeichnen zu können. Relevanz und Sichtbarkeit stellen »Vorbedingungen zur Entstehung von *Impact* dar« (2018, 40)[35]. Unter *impact* von Wissenschaft verstehen die Autor*innen ganz grundlegend, dass wissenschaftliche Betätigung und Forschung zu einer Veränderung in der Gesellschaft geführt habe, wobei – und dies mache die Messung anhand von Indikatoren so schwierig – diese nicht notwendigerweise und sogar eher seltener unvermittelt, direkt und eindeutig geschehe. Deshalb ziehen die Autor*innen den Schluss, dass es nicht nur äußerst voraussetzungsvoll sei, *impact* direkt zu messen, sondern es auch enormer Ressourcen bedürfe, wolle man ihn in seiner möglichen Vielfältigkeit

34 Quelle: https://www.europarl.europa.eu/doceo/document/A-8-2017-0209_EN.pdf?redirect, 27 (zuletzt zugegriffen März 2022).

35 Die Autor*innen gehen in ihrer Arbeit auch genauer auf die beiden Begriffe Relevanz und Sichtbarkeit ein, worauf ich hier allerdings aus Platz- und Zeitründen nicht genauer eingehen werde.

ernst nehmen. Die Autor*innen plädieren deswegen dafür, nicht die Messung von *impact* in den Interessensmittelpunkt zu stellen, sondern vielmehr die Vorbedingungen eines möglichen *impacts* in den Blick zu nehmen und zu untersuchen, wie *impact* befördert, unterstützt aber auch behindert und verhindert wird. Dies erscheint ihnen auch deswegen als notwendig und wichtig, um zu verhindern, dass Zahlen und Messungen zu voreilig für evaluative und bewertende Tätigkeiten herangezogen werden, z.B. bezogen auf Publikationen, Anstellungen, mit möglicherweise unbeabsichtigten Folgen und Konsequenzen (2018, 44).

Dieser Mangel an Abgrenzung zwischen Relevanz, Sichtbarkeit und *impact* findet sich nicht nur in der Forschungsliteratur, sondern auch in den Auseinandersetzungen der europäischen Förderinstitutionen wieder. So wird beispielsweise im ›Issue Papers for HLG on maximising the impact of EU R&I programmes‹ *impact* sowohl im Sinne der Sichtbarkeit und des Zugangs zu Forschungsdaten und Ergebnissen diskutiert, als auch als Forschungswerkzeug selbst[36]. So wird er benutzt, um europäische Politik und Gesetzgebung[37] einzuschätzen als auch als ökonomische Kennzahl um durch Forschung angetriebene Investitionen und Produktivität zu messen[38]. Der rein wissenschaftliche *impact* wird dabei als Kontrastfolie zum gesellschaftlichen und ökonomischen *impact* herangezogen[39]. John Brewer (2019, 31) mahnt dazu kritisch an, dass der Begriff *impact* besonders in der Tradition der Politikevaluation eher inflationär gebraucht werde, dabei dann allerdings für alles Mögliche stehen könne. Auch verweist er auf die Gefahr, *impact* hänge dann eher von Aspekten ab, die mit der Integrität der Wissenschaft in Konflikt geraten könnten, z.B. persönliche Vernetzung mit Entscheidungsträger*innen, einflussreichen Gruppierungen oder Medien, die für einen messbaren *impact* sorgen könnten. Wie viel Zeit notwendig ist, wenn gesellschaftlicher *impact* jenseits dieser Vernetzungen und über eine Zusammenarbeit mit sozial vernachlässigten Gesellschaftsmitgliedern in den Blick genommen wird, zeigt Marta Soler-Gallart (2017) anhand einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Arbeit des *Community of Research on Excellence for All* (CREA) in Spanien. Sie plädiert dafür, sozialen *impact* interaktiv und dialogisch zu verstehen.

---

36 Quelle: https://ec.europa.eu/research/evaluations/pdf/hlg_issue_papers.pdf, 20f (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

37 Ebd., 39.

38 Ebd., 41.

39 Ebd., 46.

Organisationen und Menschen sollten jenseits der Machtzentren umfassend in ihn eingebunden sein.

Die Bereitschaft der Sozialwissenschaften und Sozialwissenschaftler*innen ist also weiterhin groß, sich aktiv mit den Bedingungen der Förderung von Wissenschaft auseinanderzusetzen. Thomas König (2019, 21) schließt seinen Beitrag zur Konferenz des IHS und des ZSI zum Thema *impact* der Sozial und Geisteswissenschaften ganz in diesem Sinne mit einer Auflistung der Stärken von Sozial- und Geisteswissenschaften für die Planung von Förderprogrammen. Er argumentiert für eine stärkere Aufnahme von Sozial- und Geisteswissenschaftler*innen in die jenseits der wenigen dezidiert thematisch an die Sozial- und Geisteswissenschaften ausgerichteten *advisory boards* der europäischen Forschungsrahmenprogramme.

Dem größten Teil dieser Versuchen und Vorschlägen hängt, so würde ich argumentieren, weiterhin der Geschmack eines Überlegenheitsverhältnisses an, der bereits in den Debatten der Anwendungsforschung der 1980er Jahre versucht wurde aufzubrechen. Beobachten lässt sich dies daran, dass die Legitimität und Erwünschtheit von *impact* in den verschiedenen Dokumenten und Beiträgen nicht diskutiert wird. Ebenso wenig wird selten erörtert, an welche sozialen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bedingungen *impact* im Rahmen von Forschungsprojekten und -tätigkeiten geknüpft sein soll bzw. ob er überhaupt daran geknüpft sein soll. Diese Frage ist aber unerlässlich für einen Forschungsbereich, der mit äußerst unterschiedlichen Ansätzen, Methoden, Weltbildern, Theorien und Selbstverständnissen operiert. So stehen beispielsweise an Hayek ausgerichtete Wirtschaftswissenschaften neomarxistischen Ansätzen der Soziologie und eine praxisorientierte dekonstruktivistische einer systemtheoretischen Genderforschung gegenüber. Alle sind aber Teil der Sozial- und Geisteswissenschaften, die unter dem Label SSH in der europäischen Forschungsförderlandschaft als ein Forschungsbereich zusammengefasst werden.

Und wie sieht es mit dem *impact* sich widersprechender Ergebnisse von Forschungsprojekten und Analysen aus? Franz Prettenthaler, Christoph Neger und Katharine Apostle (2019) vergleichen beispielsweise zwei Studien zu den Kosten von Migration aus der Sicht der ›Aufnahmegesellschaft‹. Neben der nicht reflektierten Selbstverständlichkeit, die Sicht der ›Aufnahmegesellschaft‹ und nicht die der Migrant*innen ins Zentrum zu stellen, kommen beide Studien zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen, die sehr unterschiedlich interpretiert und zur Anleitung und Legitimierung sehr unterschiedlicher politischer Maßnahmen herangezogen werden können. Welche von bei-

den sollten nun einen *impact* zeigen? Wer sollte dies wie entscheiden? Wobei die Autor*innen diesen Widerspruch verständlicher- und vielleicht auch notwendigerweise im Raum stehen lassen und nicht auflösen. Der alleinige Fokus darauf, dass Sozial- und Geisteswissenschaften einen *impact* haben sollen und dies auch an Bedingungen der Forschungsförderung geknüpft wird, läuft Gefahr, diese gegebenen Widersprüche weitgehend zu ignorieren und gerade einmal zu umschiffen.

1.5 Wissenschaftsforschung und Sozialtheorie

Einer der ersten Kurse, die ich als Student der Soziologie besuchte, befasste sich mit den Methoden der empirischen quantitativen Sozialforschung. Dabei wurden Prinzipien vorgestellt, an die sich ›gute‹ empirische Forschung zu halten habe. Der gesamte Forschungsprozess wurde dabei als strukturierte, einer strengen Logik und wissenschaftsinternen Vorgaben folgenden Abfolge von bewussten Entscheidungen und Schritten vorgestellt (siehe z.B. Kromrey 1998). Dabei wurde der Grundgedanke vermittelt, dass das Befolgen dieser strikten Vorgaben zu zuverlässigen Ergebnissen, zu einem besseren Verständnis des Untersuchungsobjekts und der Erweiterung wissenschaftlichen Wissens führen würde. Berichte in der (empirischen) Sozialforschung folgen diesen Vorgaben und Vorstellungen und legen dementsprechend alle als entscheidend angesehenen Schritte offen. Einige dieser Schritte sind die begründbare Wahl des wissenschaftlich relevanten Forschungsthemas, die Auswahl von Interviewpartner*innen nach allgemeinen Regeln, die strukturierte Rekrutierung von Teilnehmer*innen für Fokusgruppen oder das Ziehen von Stichproben nach strengen, unabänderlichen Vorgaben.[40]

Diese Vorstellungen vom Wert ›sauberer‹ Sozialforschung sind nicht nur Bestandteil der akademischen Ausbildung und der einführenden Lehrbücher, sondern – so hat es den Anschein –auch Teil des Selbstverständnisses von Forscher*innen davon, welche Relevanz sozialwissenschaftliche Forschung hat. Ein Beispiel für die immer wieder auftretenden Kontroversen zu diesem

40 Dies gilt nicht unbedingt für die gesamte Sozialwissenschaft. Besonders die als qualitativ bezeichnete empirische Forschung weist in den entsprechenden Lehrbüchern auf die Problematik festgesetzter und allgemeingültiger Regeln hin und vermeidet diese, soweit das für Lehrbücher empirischer Methoden möglich ist (siehe z.B. Lamnek 1995a).

Thema ist der Austausch zwischen Henrik Kreutz und Mouhanad Khorchide im Newsletter 39, Nr. 2/2009 der *Österreichischen Gesellschaft für Soziologe* (ÖGS). Thema dieses Austausches war die Dissertation von Khorchide mit dem Titel »Der islamische Religionsunterricht zwischen Integration und Parallelgesellschaft«. Die Dissertation wurde von Zeitungen aufgegriffen und breit diskutiert und das Bildungsministerium nutzte die Ergebnisse zur Initiierung einer schulpolitischen Maßnahme. In seiner eröffnenden Stellungnahme war dies für Kreutz Motivation und Ausgangspunkt, um die methodischen Ungenauigkeiten der Dissertation zu kritisieren – sowohl bei der Erhebung als auch der Analyse des empirischen Materials. Er habe sich dabei nicht nur als Sprecher der Sektion *Soziologische Methoden und Forschungsdesign* der ÖGS zu dieser Stellungnahme verpflichtet gesehen, sondern auch aufgrund der Überzeugung, dass

> »die Qualität der soziologischen Forschung ein entscheidender Faktor dafür ist, welchen Gebrauch oder auch Missbrauch die Politik von ihr machen bzw. mit ihr treiben kann« (Kreutz 2009, 3).

Für Kreutz immunisiere damit nur das Einhalten der wissenschaftsinternen Regeln empirischer Sozialforschung vor einem, aus seiner Sicht hier gegebenen, unangemessenen Gebrauch der Forschung durch Politik oder Medien. Obwohl von ihm nicht weiter ausgeführt, ist der Grundgedanke dabei, dass ›saubere‹ Forschung die Realität abbilde und nur die Übereinstimmung mit der Realität als Kriterium für ›erfolgreiches‹ Forschen zulässig sei. Politik und Medien werde dadurch jeder Ansatzpunkt für Missbrauch entzogen, da sie sonst gegen die Realität agieren müssten[41].

David Bloor (1991) paraphrasiert diesen Ansatz so: Logik, Rationalität und Wahrheit erscheinen als selbsterklärend. Soziologische oder psychologische Aspekte würden nur berücksichtigt, um irrationales Verhalten zu erklären, das der Entdeckung der Wahrheit im Wege stehe.

> »Applied to the field of intellectual activity these views have the effect of making a body of knowledge an autonomous realm. Behaviour is to be explained by appeal to the procedures, results, methods and maxims of the activity itself. It makes successful and conventional intellectual activity appear self-explanatory and self-propelling. It becomes its own explanation.

41 Khorchides (2009) Verteidigung ist nicht weniger interessant, da er darin ebenso argumentiert, sich streng an die Lehrbücher und Regeln gehalten zu haben.

> No expertise in sociology or psychology is required only expertise in the intellectual activity itself« (1991, 9).[42]

Muss das Hauptaugenmerk damit ausschließlich auf explizit gemachte und der eigenen ›Wissenschaftslogik‹ folgenden Entscheidungen und Schritte im Forschungsverlauf gelegt werden, um zu verstehen, wie Wissen, Tatsachen, Fakten und Einsichten in den Sozialwissenschaften generiert werden? Sind damit alle für die Wissensproduktion relevanten Arbeiten und Praktiken der Wissenschaftler*innen hinreichend beschrieben? Setzen sich die ›saubersten‹ Forschungsarbeiten durch, wobei die ›ausführenden‹ Wissenschaftler*innen als von der wissenschaftlichen Logik ›gesteuerte‹ Instrumente anzusehen sind? Kann ›gute‹ von ›schlechter‹ Forschung allein aufgrund der Tatsache unterschieden werden, ob diese Regeln eingehalten wurden oder nicht?

Ähnliche Fragen und Probleme wurden bereits von Wissenschaftler*innen der *science studies* für die Natur- und Technikwissenschaften aufgeworfen und – nicht immer ohne Widerstand und Missfallen der Forscher*innen dieses Feldes – abschlägig beantwortet. Diese Antwort, so würde ich argumentieren, träfe wohl auch die Sozialwissenschaften. Die geregelten, expliziten, überwachten und berichteten Entscheidungen sind zwar ein wichtiger Bestandteil im Prozess der Bildung und Aufrechterhaltung der jeweiligen *epistemic cultures* (Knorr-Cetina 1999)[43], aber bei weitem nicht ausreichend, um den Prozess der (sozialwissenschaftlichen) Wissensproduktion und das Ausmaß, in dem Forscher*innen und technische (Hilfs-)Mittel wie Computerprogramme darin aktiv eingebunden sind, zu erfassen. Letzteres Thema wurde beispielsweise bisher weitgehend vernachlässigt und so bleibt der Einfluss von technischen Entwicklungen auf die Wissensproduktion in den Sozialwissenschaften weitgehend unerforscht. Dabei ist der Zugang zu den verschiedensten Daten zum Zwecke statistischer Auswertung in sehr kurzer Zeit ungemein erleichtert worden, was dies für die Sozialwissenschaft bedeutet und wie sich dies auf die Forschungslandschaft auswirkt, findet aber nur wenig Aufmerksamkeit.[44]

---

42 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Fokus auf die Sozialwissenschaften bietet John Law in *After Method* (2004).

43 Oder der Netzwerke (Latour 2008b), des akademischen Felds (Bourdieu 1998) oder der Denkkollektive (L. Fleck 1980).

44 Eine Hypothese, der ich hier allerdings nicht weiter nachgehen werde, lautet beispielsweise, dass sich das Verständnis und die Rolle von Statistik und statistischen Analyseverfahren in den Forschungsprozessen durch diese und die Entwicklung benutzer*in-

Anders ausgedrückt, wissenschaftsexterne[45] Aspekte spielen für den Prozess der Produktion wissenschaftlichen Wissens eine wichtige Rolle. Die technologischen Entwicklungen habe ich bewusst als Beispiel gewählt, weil sie nur selten berücksichtigt werden, wenn das Verständnis der Produktion wissenschaftlichen Wissens untersucht wird. Obwohl sie zu den relevanten wissenschaftsexternen Faktoren zählen, wird primär an den Einfluss von sozialen Komponenten gedacht. Das geschieht allerdings nicht gänzlich unbegründet, schließlich haben die Wissenschaftssoziolog*innen– allen voran David Bloor (1991) ein Mitbegründer des *strong programme* Ansatzes – die sozialen Komponenten als kausale, allerdings nicht als alleinige Ursache für wissenschaftliche Überzeugungen stärker ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt (siehe Bucchi 2004).

Neben der Betonung der sozialen Komponenten ist für Bloor entscheidend, die wissenschaftlichen Wissensformen kausal aus den (sozialen) Bedingungen für die Wissensproduktion zu erklären. Forscher*innen und deren wissenschaftliches Handeln seien aus dem Eingebettet sein in ein sie determinierendes Gefüge zu erklären. Mit dieser Sichtweise allerdings untergrabe Bloor, so meint Bruno Latour (2008b), ein wichtiges Prinzip des *strong programme*, nämlich das Symmetrieprinzip. Dieses besagt, dass sowohl ›wahre‹ als auch ›falsche‹ wissenschaftliche Aussagensysteme durch dieselben Kategorien, Wissensformen oder Interessen erklärt werden müssten. Indem Bloor der Vorstellung widerspreche, dass das ›Wahre‹ durch Übereinstimmung mit der Realität (der Natur) erklärt werden könne, räume er eine Asymmetrie aus. Für die Kategorien, die zur Erklärung der Aussagensysteme herangezogen werden, greife er dann aber ausschließlich auf die Begriffe der Sozialwissenschaften zurück.

---

nenfreundlicher Statistikprogramme über die Zeit verändert hat und weiterhin verändern wird (gegenwärtig beispielsweise unter dem Stichwort *big data*). Auf die Frage, wie die technische Entwicklung und Verfügbarkeit von Laptops und Tablets die Erhebung der OeNB und den Anspruch an die Qualität quantitativer Daten beeinflusst, gehe ich im Kapitel zur Mobilisierung der Welt ein.

45 Wobei die Laborstudien darauf hinweisen, dass es streng genommen nicht möglich ist, von wissenschaftsextern und -intern zu sprechen. Darauf verweist auch Anne-Marie Weist (2018), wenn sie von der üblicherweise gemachten aber eigentlich nicht aufrechtzuerhaltenden Unterscheidung in forschungsvorbereitenden (z.B. Fragebogengestaltung, Pretests) und den eigentlichen Forschungstätigkeiten (z.B. Auswertung, Interpretation) spricht.

> »Auch Bloors Prinzip ist demnach asymmetrisch. Zwar nicht mehr, weil es nach Art der Epistemologen eine Unterteilung in Ideologie und Wissenschaft vornimmt, sondern weil es die Natur ausklammert und dem Pol der Gesellschaft das ganze Gewicht der Erklärung aufbürdet. Es verfährt konstruktivistisch mit der Natur, aber realistisch mit der Gesellschaft« (2008b, 126).

Wenn weder ein an der Abbildung der Realität einerseits und auch nicht ein an den sozialen Verhältnissen ausgerichteter Ansatz andererseits, adäquate Perspektiven für die Wissenschaftsforschung bieten, wo lässt sich dann ein angemessener Ansatzpunkt lokalisieren? Für Latour gibt es nur einen Platz, den an der Wissenschaft interessierte Anthropolog*innen einnehmen können und das sei die mittlere Position. Von dort aus können sie die Zuschreibungen der nichtmenschlichen und menschlichen Eigenschaften beobachten (Latour 2008, 126). Diese Zuschreibungen trete nun in den Interessenmittelpunkt der Wissenschaftsforschung, zeichne das zugrunde liegende Bild der Wissenschaft aus und stelle eine Grundlage für die Beantwortung der entscheidenden Frage dar, wie wissenschaftliches Wissen generiert werde. Eine Antwort auf diese Frage fasst John Law prägnant so zusammen: »[…] in a more or less messy set of practical contingencies« (2004, 13).

Mit der Verschiebung des Fokus auf die wissenschaftlichen Praktiken werde nach Latour und Law ein anderer Blick auf die Wissenschaften geworfen, der nicht ohne Konsequenzen für die Erfassung des Felds bleibe. Vertreter*innen dieses Ansatzes seien an den Konstruktionsleistungen selbst interessiert. Forscher*innen würden dabei vorwiegend als Träger*innen dieser Praktiken auftreten. Konsequenterweise beschäftigen sie sich nicht mit institutionellen oder organisatorischen Aspekten der Wissenschaft und auch nicht mit den rationalen Erklärungsmustern wissenschaftlicher Erzählungen, zumindest nicht vorwiegend und ausschließlich. Stattdessen gehen sie direkt zu den Orten der Wissensproduktion, z.B. in die Laboratorien (Latour und Woolgar 1986; Knorr-Cetina 1991; 1995; 1999).

Diese Beobachtungen und ›dichten Beschreibungen‹ (Geertz 1977) der Praktiken haben zu einem spezifischen Verständnis von Wissenschaften geführt. Knorr-Cetina fasst diesen Zugang zur Wissenschaft als Soziologisierung der Wissenschaft zusammen. Die kultursoziologisch ausgerichtete Wissenschaftsforschung habe dabei aber nicht zum Ziel, die Legitimität des wissenschaftlich hervorgebrachten Wissens zu untergraben, indem sie die sozialen Prozesse und Ordnungen vor Ort in den Blick nehme. Das Soziale

werde nicht als Platzhalter für (externe) gesellschaftliche und politische Einflüsse auf die wissenschaftliche Wissensproduktion angesehen, wie es z.B. bei Bloor der Fall sei, sondern als eine relevante Quelle für epistemische Effekte, Gewinne oder Ergebnisse vor Ort. Für Knorr-Cetina laute eine wichtige Fragestellung der kultursoziologischen Wissenschaftsforschung, wie die alltäglichen sozialen Konstellationen, Ordnungen und Vorgänge und die beteiligten Personen optimiert, genutzt und eingebunden werden, um epistemische Gewinne zu erzielen. So kommt sie in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen in der Wissenschaftsforschung zu dem Schluss:

> »But they were not interested in how features of the social world, and more generally of everyday life, are played upon and turned into epistemic devices in the production of knowledge. Yet the social is not merely‹ also there in science. Rather, it is capitalized upon and upgraded to become an instrument of scientific work« (Knorr-Cetina 1999, 29).

Für Leon Wansleben stellen sich unter diesem Blickwinkel z.B. die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften nicht nur als »komplexer und komplizierter, sondern auch als reichhaltiger, geschickter und interessanter« (2007, 281) dar, als in den Methodenbüchern und üblichen Selbstbeschreibungen.

Büger und Gadinger heben drei Aspekte dieses kultursoziologischen Verständnisses von Wissenschaft heraus: Erstens sei Wissenschaft eine *cultural formation* unter vielen, zweitens werde diese *cultural formation* durch die Praktiken mehrerer Träger*innen erzeugt und drittens sei wissenschaftliches Wissen eine Art von sozialer Ordnung (2007, 97). Wissenschaft zeichne sich also nicht durch ein spezifisches Monopol auf eine bestimmte Wissensform oder durch einen privilegierten Zugang zur Realität aus. Die *scientific culture* lasse sich nur über die spezifischen Praktiken der Träger*innen als eigenständige *culture* identifizieren. Der zentrale analytische Begriff dieses Ansatzes ist somit die wissenschaftliche Praktik.[46]

Die stärkere Aufmerksamkeit für die sozialen Praktiken sei laut Andreas Reckwitz (2002, 243) aber nicht dem Feld der Wissenschaftsforschung vorbehalten, sondern finde sich auch in den *contemporary social theories* wieder. Vergleichbar mit der Suche nach dem adäquaten Ansatz zur Beschreibung

46 Büger und Gadinger greifen dabei die analytischen Konzepte von Ted Schatzki und besonders von Andreas Reckwitz auf, dessen Arbeiten im nächsten Kapitel eine prominente Rolle spielen werden.

und Erfassung der Wissenschaften habe sich die Praxissoziologie oder -theorie zwischen zwei großen Erklärungsansätzen und deren Vorstellungen von Menschen und Gesellschaft angesiedelt. Obwohl nicht von einem einheitlichen Feld der Praxissoziologie gesprochen werden könne – Reckwitz spricht eher von einem Bündel von Theorien mit »Familienähnlichkeiten«[47] (2003, 283), das Arbeiten unterschiedlicher Autor*innen wie Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Elizabeth Shove oder Theodore Schatzki umfasse –, vereine sie die Ablehnung einerseits des auf das Individuum ausgerichteten Modells des Homo oeconomicus (handlungstheoretisch oder behavioristisch) und andererseits des Modells des Homo sociologicus und Strukturalismus (Gesellschaft als determinierender Faktoren). Eine Verständnis der Praxistheorien das später auch Alkemeyer und Buschmann (2019, 119) und Görgen (2020, 75) weitergeführt wurde. Den Raum zwischen den beiden Theorien – wobei es nicht darum gehe, zwischen beiden zu vermitteln – teile sich die Praxistheorie mit verschiedenen anderen Ansätzen der *cultural theory* (Reckwitz 2002, 245).

Ein elementarer Unterschied zu den klassischen Sozialtheorien bestehe laut Reckwitz in der Beantwortung der Frage, wo bzw. auf welcher Ebene das Soziale verortet sei.

> »[D]ie Basis des Problems der sozialen Ordnung [wird] nicht mehr in einem Handlungskoordinationsproblem [gesehen], das über normative Regeln lösbar erscheint, sondern darin, was die AkteurInnen überhaupt dazu bringt, die Welt als geordnet anzunehmen und somit handlungsfähig zu werden« (Reckwitz 2003, 282).

Diese Ordnungsleistung sei der Knackpunkt aller *cultural theory*. Ordnung sei weder »vorgegeben«, noch sei die Ordnung eine von »freien« Individuen erzeugte Kontinuität.

> »Social order then does not appear as a product of compliance of mutual normative expectations, but embedded in collective cognitive and symbolic structures, in a ›shared knowledge‹ which enables a socially shared way of ascribing meaning to the world« (Reckwitz 2002, 246).

In den Praxistheorien werde die Ebene des Sozialen den Praktiken zugerechnet. Sie seien die »kleinste Einheit« der Sozialanalyse. Praxeologische Kulturtheorien würden sich dadurch von anderen Kulturtheorien unterscheiden, die

---

47 Hilmar Schäfer spricht von einer »heterogene[n], aber dennoch definierbare[n] Theoriebewegung« (2016, 9).

das Soziale im Mentalen, im Diskurs oder in der Interaktion ansiedeln (Reckwitz 2002, 249). Und was versteht Reckwitz unter Praktik?

> »Eine Praktik stellt ein in der Zeitsequenz routinisiert und kompetent hervorgebrachtes ›accomplishment‹ (Garfinkel) dar, das auf einem impliziten know-how-Wissen beruht« (Reckwitz 2004, 31).

Diese routinisierten »Aktivitäten« umfassen mehrere verwobene und untrennbare Elemente:

> »forms of bodily activities, forms of mental activities, ›things‹ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge« (Reckwitz 2002, 249).

Wie zentral dabei der Aspekt der Routine für die Praxis ist, ist allerdings von Autor*in zu Autor*in verschieden. So hebt Schatzki (2016b, 25f) hervor, Routinen seien nur ein Aspekt unter vielen. Praktiken zeichneten sich neben den Regelmäßigkeiten eben auch durch Irreguläres, Variationen und Veränderung aus und stünden diesen nicht gegen.

Weniger umstritten ist, dass Strukturen als Routinisierung sozialer Praktiken verstanden werden, d.h. als Praktiken, die über eine gewisse Zeitspanne als Wiederholungen aufscheinen. Diese Routinisierung sei keine in Stein gemeißelte Ordnung, weil soziale Ordnung hauptsächlich auf Prozessen sozialer Reproduktion beruhe. Damit bewegen sich die Praktiken immer im Spannungsfeld

> »zwischen einer relativen ›Geschlossenheit‹ der Wiederholung und einer relativen ›Offenheit‹ für Misslingen, Neuinterpretation, Konflikthaftigkeit des alltäglichen Vollzugs« (Reckwitz 2003, 294).

Das Auflösen und Verschieben von Strukturen und Ordnungen wird in der alltäglichen Krise der Routinen lokalisiert, in Konstellationen interpretativer »Inter-Determiniertheit« und einer mangelnden Angemessenheit von Wissensinhalten und -formen, denen Träger*innen von verschiedenen Praktiken in spezifischen Situationen ausgesetzt seien (Reckwitz 2002, 255). Individuen werden in der praxeologischen Kulturtheorie ausschließlich als Träger*innen (*agents*) sozialer Praktiken verstanden, als Träger*innen von körperlichen Verhaltensweisen und von spezifischen und routinisierten Formen von Gewusst-wie. Sie sind Körper und Psyche, die Praktiken sowohl mitführen (*carry*) als auch ausführen (*carry-out*). Individuen sind in diesem Verständnis losgelöst von den sozialen Praktiken nicht denkbar. Damit schieben die Praxistheori-

en im Vergleich zu den klassischen Sozialtheorien das Individuum aus dem Zentrum der Analyse und Aufmerksamkeit. »Conventional ›mental‹ activities of knowing« (Reckwitz 2002, 256) werden demzufolge nicht als Eigenschaften der Individuen angesehen, sondern als notwendige Elemente und Qualitäten der Praktiken.

Zwei Aspekte der Praxistheorie werden nicht nur von anderen sozialtheoretischen Ansätzen, sondern auch von Vertreter*innen anderer Auslegungen kritisiert. So attestieren Alkemeyer und Buschmann (2019, 132) der Praxistheorie, einem »Ordnungsbias« zu erliegen. Sie richte einen starken Fokus auf gelingende Routinen und auf die Ordnung tragenden Akteur*innen. Darüber vergesse sie die sich dieser Ordnung widersetzenden und sie herausfordernden Subjekte. Zudem würden die Akteur*innen, also die Träger*innen der Praktiken, verschwinden (2016, 129). Dieser Einwand werde gegen die Praxistheorie generell vorgebracht, so Schatzki. Das sei allerdings ein Fehlschluss. Dass sich die Praxistheorie vor allem für die Ordnungen im Sinne von ungestörten Routinen interessiere, trifft laut Schatzki (2016b, 24) nur für die Praxistheorien zu, die ihren Fokus auf eben diese Routinen als Regelmäßigkeiten legen. Das stelle allerdings nur eine Spielart der Praxistheorie dar.

2 Sozialtheoretische Fundierung der Studie

Ein auffälliges Merkmal der Erhebungen der OeNB ist das Zusammenspiel der verschiedenen örtlich und zeitlich verstreuten Akteur*innen und Aktanten. Gemeinsam bilden sie ein abgrenzbares Phänomen. Dies wirft einige sozialtheoretisch zu klärende Fragen auf. Wie z.B. hängen Tätigkeiten von Forscher*innen, die benutzten Dinge und die Orte, an denen Tätigkeiten ausgeführt werden, zusammen? Wie kann überhaupt von so etwas wie Sozialwissenschaft oder einer singulären Studie geschrieben werden? Wie können Dinge und Tätigkeiten zusammenhängen? Wie können Organisationen als sozialwissenschaftlich bezeichnet werden? Oder genereller gesagt: Wie wird Sozialwissenschaft zu einem sozialen Phänomen? Wo wird wissenschaftliches Wissen produziert und spielt das überhaupt eine Rolle? Was lässt sich dabei beobachten und worüber lässt sich reden und schreiben?

Zur Bearbeitung und Beantwortung dieser Fragen wende ich mich exemplarisch zwei Vertretern und deren zentralen sozialtheoretischen Werken zu: Ted Schatzkis Buch *Site Ontology* (2002) und Bruno Latours Buch *Reassembling the Social* (2005). Eine wichtige Übereinstimmung von beiden betrifft die Frage des analytischen Fokus, denn beide Autoren argumentieren auf ihre Weise für eine Sozialanalyse, die den zeitlich dynamischen, räumlich verstreuten und vielschichtigen Charakter sozialer Phänomene in den Blick nimmt. Damit legen sie die Grundlage für einen *multi-sited* Ansatz empirischer Sozialforschung und Analyse, der für meine Arbeit von hoher Relevanz ist.

Ein spannungsreicher Unterschied besteht demgegenüber in der Auffassung, welche Rolle und Bedeutung Materialität für die Beschäftigung mit und Erklärung von sozialen Phänomenen hat. Was beide Autoren unter dem Begriff des Sozialen verstehen, weicht deutlich voneinander ab, obwohl beide ein vergleichbares Ziel verfolgen, nämlich den Akteur*innen (und Aktanten) ihren Handlungsspielraum zu lassen, ohne auf ›individualistische‹ Ontologien zurückzufallen. Dadurch räumen sie der empirischen Auseinandersetzung

für die Frage der konkreten Form des Sozialen einen zentralen Platz ein und kommen dennoch zu unterschiedlichen Grundannahmen darüber, was unter dem Sozialen zu verstehen ist. Insgesamt erweist sich Latours Auseinandersetzung in dieser Hinsicht als konsequenter. Während er also auch die letzten Vorannahmen beiseiteschiebt, arbeitet Schatzki weiterhin mit der Vorstellung, dass Praktiken durch folgende drei Elemente bestimmt sind: praktisches Verständnis, eine Reihe von Regeln und eine teleoaffektive Struktur. Damit stellt Latour die menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen, deren Verknüpfungen, Mediatoren und alles dazwischen (2005, 171f) auf dieselbe Ebene. Im Gegensatz zu Schatzki hält er das Soziale »konsequenter flach« (2005, 165). Um das bereits erwähnte Symmetrieprinzip aufrechterhalten zu können, verzichtet Latour weitgehend darauf, vorangegangene sozialwissenschaftliche Forschung für eigene Untersuchungen aufzugreifen und weiterzuführen. Diese beiden Positionen, die Ähnlichkeiten und Unterschiede werden in den nächsten Kapiteln herausgearbeitet.

2.1 Schatzkis social sites

Schatzkis Konzeption der *social sites* ist eng mit seiner Auffassung von sozialen Praktiken verbunden, worauf Schatzki selbst in der Einleitung zum Buch *The Site of the Social* (2002) verweist. Die Konzeption der *social sites* ergänze die Auffassung der sozialen Praktiken vor allem um das Element des Materiellen, der Dinge und deren Ordnung(en), welche seiner Ansicht nach in seiner vorangegangenen Veröffentlichung, *Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social* (1996), zu wenig Berücksichtigung gefunden hatten (2002, IX). Mit der Ausarbeitung der *social sites* reagiert er aber nicht nur auf diesen Umstand, sondern er wolle eine *social ontology* ausformulieren, die bestimmten Mängel der sowohl individualistischen als auch der nonindividualistischen Sozialtheorien umgehe. Mit *social ontology* bezeichnet er generelle Fragen: Was ist Sozialität? Woraus besteht das Soziale? Was ist eine soziale Handlung? Was ist ein soziales Phänomen? (2002, 1) Sein Interesse richte sich auf das soziale Leben, verstanden als menschliche Koexistenz, worunter er ein Zusammenhängen (*hanging together*) von menschlichem Leben verstehe:

> »With this expression, I mean how lives inter-relate in and through the dimensions that compose them individually. By ›a human life‹, furthermore, I

> mean the mental conditions that a person is in together with the actions he or she performs« (2002, 147).

Dabei steht ein scheinbar trivialer Gedanke am Anfang und zieht sich durch das gesamte Vorhaben: Das soziale Leben – verstanden als menschliche Koexistenz – sei mit dem Kontext, in dem es auftritt, verbunden (2002, XI; aber später auch hier 2003, 176). Was Schatzkis Ansatz von anderen unterscheide, sei aber nicht die Berücksichtigung von Kontext im Generellen, denn sowohl individualistische also auch non-individualistische *social ontologies* haben eigene Auffassungen von Kontext, Individuen und deren Verhältnis zueinander entwickelt. Der Unterschied bestehe vielmehr in der Konzeptualisierung von Kontext als *site*, wodurch zumindest einige der Entitäten, die in ihm aufscheinen, inhärent mit ihm verbunden seien. Damit würden sich *sites* von den individualistischen *social ontologies* unter anderem darin unterscheiden, dass der Kontext aus denselben Elementen bestehe wie seine Bestandteile selbst (z.B. Handlungen), da der Kontext nicht als separates Element jenseits der Handlungen aufgefasst werde (2002, 133-138).[1]

Bevor die *site* als ein spezieller Typ von Kontext etabliert werden könne, müsse aber zunächst einmal herausgearbeitet werden, was als Kontext gelten solle: Erstens umgeben Kontexte das, wovon sie der Kontext seien, oder tauchen in ihn ein. Schatzki vermeidet es, von Kontext als außerhalb zu sprechen, da damit dessen spezifischer Charakter verloren gehe. Schließlich sei gerade der Kontext für seine Einheiten nichts Äußerliches, sondern erfasse sie weitreichend. Zweitens haben Kontexte »power of determination«, also die Macht, über die erfassten Einheiten und Phänomene zu bestimmen, sie entlang der diversen »genre[s] of determination« zu prägen. Drittens würden Kontexte einen spezifischen Aufbau (*composition*) besitzen. Sie seien nicht ohne Substanz. Die Charakteristika eines Kontextes würden sich aus den Phänomenen und Entitäten zusammensetzen, die darin existieren (2002, 62f).

Diese generelle Anerkennung der Existenz und Relevanz von Kontext sei allerdings nicht das eigentliche Distinktionsmerkmal Schatzkis *social ontology*, sondern vielmehr der Typ von Kontext, der berücksichtigt werde. Schatzki unterscheidet zwischen zwei Arten von Kontext. Wenn die Entitäten, die dem Kontext seinen Aufbau ermöglichen, von der gleichen Art sind, spricht

1 Damit gehört die Praxistheorie nach Schatzki zu dem, was Gertenbach et al. (2009) als Verbindungstheorien bezeichnen, auch wenn es noch nicht Eingang in das Lehrbuch gefunden hat. Andere von ihnen genannte Verbindungstheoretiker sind Norbert Elias, Pierre Bourdieu und Anthony Giddens.

Schatzki von Kontexten als *texture* (z.B. Summe von Handlungen). Dies entspricht Kontexten wie von individualistischen Ontologien verstanden, ist aber auch bei einigen Theorien gegeben, die ebenso die individuelle und die strukturelle Ebenen verbunden wissen wollen, aber Strukturen dann doch weiterhin als Summe von Handlungen und Praktiken und nichts sonst ansehen wie z.B. Anthony Giddens (Giddens und Kießling 1988, 290). Interessant für die *site ontologies* seien aber vor allem Kontexte als *contexture*, also Kontexte, die ihren Charakter aus unterschiedlichen Arten von Entitäten wie Handlungen und Identitäten gewinnen (2002, 63).

Sites wiederum stellen einen speziellen Typ von *contexture* dar. *Sites* sind das Wo von etwas, z.B. das soziale Leben oder die menschliche Koexistenz. Für dieses Wo lassen sich drei Bedeutungen unterscheiden: der spezifische Ort (*location*), die breitere Szenerie und das Wo, von dem etwas, wie es ist oder stattfindet, an sich schon Bestandteil sei: »Something's site is, third, that realm or set of phenomena (if any) which it is intrinsically a part. X's site is thus, third, that set of phenomena or realm (if any) as part of which X is or occurs« (2003, 177). Die für Schatzkis neuere *social ontology* interessante *site* sei selbst ein *context*, verstanden in diesem dritten Sinne. Ein Kontext werde als *site* angesehen, wenn zumindest ein Teil der erfassten Entitäten an sich (*intrinsically*) schon Teil dieses Kontextes sei.

Mit der Identifizierung dieser dritten Art von Kontext jenseits von *texture* und *contexture* sei zwar eine der wesentlichen Eigenschaften der interessierenden *site* herausgearbeitet, aber darüber, in welcher *site* sich das soziale Leben abspiele und diese so zu einer *social site* mache, sei noch nichts gesagt. Die wichtige Frage für Schatzki sei deswegen nun, welches Konzept für die *site* bemüht werden müsse, um von ihr als *social site* sprechen zu können. Welche Elemente (oder zumindest einige von ihnen) sind konstitutiv für die *site*? »The thrust of site ontology, consequently, is that human coexistence inherently transpires as part of a context of a particular sort.« (2005, 467) Für Schatzki ist der Kern aller sozialen Phänomene die menschliche Handlung (*action*). Zu suchen und auszuformulieren sei also die *site*, in der die Handlung konstitutiver Bestandteil sei. Um in dieser Frage Schatzki weiter folgen zu können, ist es allerdings notwendig, sein Verständnis der sozialen Praktiken aufzuarbeiten.

Soziale Praktiken werden von Schatzki als organisiertes Gefüge oder Bündel von offenen und sich zeitlich entfaltenden Aktivitäten (*actitvities*), Handlungen (*actions*) bzw. *doings* und *sayings* definiert. Soziale Praktiken würden damit zwei Dimensionen umfassen: Aktivitäten und Organisation (Schatzki

2002, 71). Maßgeblich gesteuert würden diese Aktivitäten durch ein praktisches Verständnis (*practical intelligibility*) der Akteur*innen, womit nicht mehr gemeint sei, als das, was für die Akteur*innen Sinn[2] ergäbe zu tun (Schatzki 2002, 74f). Dieses praktische Verständnis sei eine Eigenschaft der Akteur*innen. Es werde durch deren mentale oder emotionale Befindlichkeiten wie Wünsche und Intentionen determiniert und finde seinen Ausdruck in persönlichen Zielen, Aufgaben, Projekten und Affektivität[3] (Schatzki 2002, 75).

Determinierend würden nicht-individuelle Phänomene nur über diesen Handlungssinn der Akteur*innen eingreifen können, also nur indem sie diese Eigenschaft der Individuen (mit-)formen. Praktiken seien eine Gruppe dieser nicht-individuellen Phänomene, die über den Handlungssinn der Akteur*innen Aktivitäten determinieren und zwar so, dass diese *doings* und *sayings* ein organisiertes Gefüge bilden, ein unterscheidbares und abgrenzbares Bündel an zusammenhängenden Aktivitäten. Die so organisierten Aktivitäten seien dabei nicht mit regelmäßigen Aktivitäten gleichzusetzen, sondern würden auch einmalige, gelegentliche, unregelmäßige, neue und sich konstant verändernde *doings* und *sayings* umfassen. Die so organisierten Aktivitäten würden über ein praktisches und generelles, zur Aktivität und Handlung zugehöriges Verständnis (*practical understanding*), ein Set von explizit ausformulierten Regeln (*set of rules*) und über eine teleoaffektive Struktur (*teleoaffective structure*) zusammenhängen (2002, 77ff). Unter einer teleoaffektiven Struktur versteht Schatzki eine Reihe von normativen und hierarchisch geordneten Zielen, Projekten und Aufgaben, die in unterschiedlichem Maße mit normativen Emotionen Hand in Hand gehen (Schatzki 2002, 192). Die teleoaffektive Struktur bestehe aus Eigenschaften der Praktiken, nicht aber aus den in ihnen agierenden Akteur*innen. Sie würden eher als Träger*innen dieser Praktiken auftreten. Dass spezifische Aktivitäten und Handlungen durch Praktiken zusammengefasst werden, heiße nur, dass ihnen ein gemeinsames Verständnis zugrunde liegen, sie gemeinsame explizite Regeln beachten und Ziele verfol-

---

2 Damit beruht Schatzkis Handlungsbegriff auf einem Verständnis, wie es nach Reckwitz für die moderne Kulturtheorie prägend sei (Reckwitz 2006, 84).

3 Für Michael Jonas (2009, 3) halte Schatzki dadurch zu einem gewissen Teil die Vorstellung von autonomen Akteur*innen aufrecht, während z.B. Reckwitz' Auslegung der Praxistheorien Akteur*innen vor allem als Träger*innen von Praktiken ansehe. Diese unterschiedliche Auffassung hat vor allem Konsequenzen für die Frage, wo empirisch anzusetzen sei, wenn Praktiken identifiziert werden sollen und welche Rollen die verschiedenen Akteur*innen in empirische Untersuchungen einnehmen können.

gen würden, die von den Teilnehmer*innen der entsprechenden Praktiken geteilt würden.

Da Praktiken als Kontext nur über den Handlungssinn, also die mentalen Befindlichkeiten der Akteur*innen Handlungen und Aktivitäten steuern können, könne die Organisation der Praktiken auch als Bündel normativer Anordnungen mentaler Befindlichkeiten beschrieben werden, das als Container von Verständlichkeit, Wünschen usw. fungiere (2003, 192). Diese mentalen Befindlichkeiten, die der Organisation von Praktiken zuzurechnen seien, werden aber nicht mehr als Eigenschaften der tätigen und handelnden Individuen angesehen. Individuen besitzen weiterhin eigenständige Wünsche, Ziele oder Emotionen, selbst wenn sie an Praktiken teilnehmen. Die Befindlichkeiten der Praktiken finden jedoch über die gesamte, offen facettenreiche Anordnung der Aktivitäten und Handlungen ihren Ausdruck. »It is an affair (a feature) of the manifold and not of any subset of practitioners« (2003, 193). Mit dieser Sicht auf Praktiken gehe die *site ontology* über die individualistische Ontologie hinaus. Sie betrete aber nicht die Bühne der non-individualistischen *ontology*, weil – zumindest in Abgrenzung zu Durkheim als einem Vertreter dieser Richtung – Praktiken nicht über eine kausale Bestimmungsmacht über die Individuen verfügen würden. Teilnehmer*innen in Praktiken seien Individuen nur über Aktivitäten oder Handlungen anderer Teilnehmer*innen. Praktiken selbst würden keine Aktivitäten oder Handlungen auslösen.

Schatzki führt nun weiter aus, dass die sozialen Praktiken als *social sites* angesehen werden können, weswegen diese zum Verständnis von *social sites* so zentral sind. Die Praktiken würden sich über die Aktivitäten konstituieren. Gleichzeitig seien sie aber nicht die Summe der Handlungen, auch nicht von Beziehungen, sondern würden eigenständige Merkmale besitzen, die dieses Bündel an Aktivitäten und Handlungen zu einer sozialen Praktik machen. Sie sind also ein praktisches Verständnis, ein Set von Regeln, eine teleoaffektive Struktur und ein generelles Verständnis. Wie anfangs erwähnt, liegt Schatzkis Sozialontologie die Vorstellung von sozialem Leben als menschliche Koexistenz zugrunde:

> »[H]uman coexistence [...] is the ›hanging-together‹ of human lives. With this expression, I mean how lives inter-relate in and through the dimensions that compose them individually. By ›a human life‹, furthermore, I mean the mental conditions that a person is in together with the actions he or she performs« (2002, 147).

In diesem Sinne könne die soziale Praktik als *social site contexture* angesehen werden, in dem sich das soziale Leben abspiele und von dem es an sich schon Teil ist. Aber auch in die andere Richtung fungierten soziale Praktiken als *social sites*. Schließlich setzten Aktivitäten und Handlungen soziale Praktiken voraus, da eine Aktivität nur vor dem Hintergrund der speziellen Situation, in der die Handlung gesetzt wurde, und im Lichte des Verständnisses der spezifischen Handlungen in der Welt der Akteur*in eine spezifische Handlung darstellen könne. Eine Handlung sei immer ein Moment einer Praktik (2002, 96).

Obgleich die sozialen Praktiken die entscheidende theoretische Dimension seien, um von einem sozialen Phänomen und folglich von einer *site* als *social site* sprechen zu können, in der sich das soziale Geschehen mit-konstituierend ereignet, so spiele sich das ganze soziale Leben dennoch nicht allein in diesen sozialen Praktiken ab. Auch wenn die sozialen Praktiken den *sites* ihren sozialen Charakter verleihen, reiche es nicht aus, die Analyse des Sozialen darauf zu beschränken.[4] *Sites* bestünden auch aus einer sozialen Ordnung oder einem materiellen Arrangement, einer Anordnung von Menschen, Artefakten, Organismen und Dingen (2002, 22). »Whenever someone acts and therewith carries on a practice, she does so in a setting that is composed of material entities« (2002, 472). Materie, in welcher Form auch immer, komme in den *social sites* nach Schatzki nicht ungeordnet vor, sondern immer in einer sozialen Ordnung bzw. Anordnung oder in einem Arrangement, in einem Zusammenhängen von diesem und jenem (2002, 18).

Allgemein versteht Schatzki unter Ordnung, dass bestimmte Dinge so angelegt seien, dass sie, wenn überhaupt, zueinander in einer Beziehung stehen (*inter-relate*) und damit eine bestimmte generelle Sachlage oder einen Stand der Dinge (*state of affaire, domain's state*) darstellen. Ordnung ist mehr als die singuläre Verknüpfung bestimmter Entitäten, denn »how things stand with one entity has to do with how they stand with others« (2002, 18). Eine Anordnung oder ein Arrangement realisiere spezifische Ordnungen. Sie bestimmen, wie die Dinge zusammenhängen und Dinge Positionen einnehmen. Das Arrangement bestimme, wie sie sich aufeinander beziehen und welche Be-

4 Eine Beschränkung, die Schatzki in anderen Praxistheorien wie z.B. in der von Charles Taylor und Pierre Bourdieu sieht (2003, XII).

deutung (und Identität) sie gewinnen[5]. Geordnet würden dabei vier distinkte Entitäten: Menschen, Artefakte, Organismen und Dinge. Ordnung sei allerdings nicht mit Regelmäßigkeit, Stabilität und Wechselbeziehung gleichzusetzen, sondern umfasse auch Unregelmäßigkeiten, Instabilität und einseitige Abhängigkeiten (2002, 17).

Die so zusammenhängenden Dinge würden Bedeutung bzw. Sinn (*meaning*) und Identität besitzen. Sie gewinnen diese zum Teil aus ihrem Verhältnis zueinander und zum Teil aus dem Kontext, der sie umgibt. Bedeutung oder Sinn sei dann das, *was* etwas sei, während Identität beschreibe, *wer* etwas sei. Identität sei eine Subkategorie von Bedeutung oder Sinn und bezeichne Entitäten, die Verständnis oder Einsicht (*understanding*) in ihre eigene Bedeutung oder ihren Sinn haben. Identität bilde damit ein Unterscheidungskriterium zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten. Analytisch umfasse Identität folglich zwei möglicherweise divergierende Komponenten: die Bedeutung einer Person und das Verständnis dieser Person von ihrer eigenen Bedeutung. Identitäten seien allerdings nicht Eigenschaften der Personen, sondern »part of a package of mentality and activity attributed to people« (2002, 47). Personen fasst Schatzki daher als Bedeutungsidentitäten auf, nichtmenschliche Entitäten demgegenüber als Bedeutungsträger.

Bedeutung und Identität der Entitäten seien mit ihrem Dasein (*being*) verbunden. Schatzki spricht von Bedeutung und Identität als »determinations of being that are established in the full complexity of the flow of social life« (2002, 51). Was etwas sei, hänge damit zusammen, wo sich etwas in einem gegebenen Arrangement befinde. Obwohl Bedeutung und Position in einem Arrangement voneinander abhängen, müssen diese voneinander unterschieden werden. Eine Position sei mehr als ihre Bedeutung und die Bedeutung sei mehr als ihre Position. Bedeutung und Identität seien vielgestaltige, multiple und labile Phänomene. In Abgrenzung zu differenztheoretischen Bestimmungen von (Da-)Sein und Bedeutung, Schatzki verweist hierbei auf Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, würden Elemente eines Arrangements Bedeutung oder Sinn über die gegebenen Verhältnisse zwischen ihnen und über das, was sie tun, erlangen. Bedeutung und Sinn entspringen also den Gegebenheiten (2002, 57).

---

5 Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass Schatzki der Vorstellung nicht folgt, eine eigenständige Struktur drücke der Ordnung ihre Form auf (2002, 18). Vielmehr hänge die Form von den Aktivitäten und Handlungen der in den Praktiken Handelnden ab.

Die entscheidende Frage hierbei sei für Schatzki, wie etwas zu einem Gegebenen werden könne, wie etwas da sei und damit Bedeutung habe. Wie könne etwas da sein und Bedeutung oder Sinn haben, sodass sich das soziale Leben, die menschliche Koexistenz, darüber herausstellen könne? Die Antwort darauf führe nicht nur wieder zu den *social sites*, sondern auch zu den sozialen Praktiken zurück. Was etwas sei, sei das, als was es verstanden werde. Dieses Verständnis finde seinen Ausdruck in den *doings* and *sayings*, erfasst von den sozialen Praktiken. Über das Verständnis – einem Modi, wie *doings* und *sayings* gebündelt werden – werde Bedeutung und Sinn der in einem Arrangement erfassten Elemente generiert. Aller sozialer Ordnung und allen materiellen Arrangements würden damit Aktivitäten, Taten, Handlungen zugrunde liegen, die in und über Praktiken gebündelt werden (2002, 58).

Diese beiden beschriebenen Dimensionen, soziale Praktiken und soziale Ordnungen, würden die *social site* bilden, in der sich das soziale Leben als menschliche Koexistenz abspiele. Eine *social site* sei nach Schatzki ein Geflecht von Praktiken und Ordnungen (*mesh of practices and orders*) (2002, z.B. XIff, 117, 119, 123, 149, 154, 265), die in einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinanderständen. Die spezifische Anordnung von Menschen, Artefakten, Organismen und Dingen werde durch die sozialen Praktiken eingerichtet. Oder anders: Soziale Praktiken seien im beschriebenen erweiterten Sinn der Kontext, in dem die soziale Ordnung etabliert werde (2002, 89).

Dieses Geflecht von anordnenden Praktiken und eingerichteter Ordnung, über das sich die menschliche Koexistenz herausstelle, entfalte sich in Verbindung mit und innerhalb größerer oder generellerer Netze aus Praktiken und Arrangements, die selbst wieder mit anderen und innerhalb größerer *sites* verbunden seien. Schatzki spricht hier von einer zentrifugalen Bewegung hin zu einem gewaltigen Netz aus Praktiken und Ordnungen, in dem sich das soziale Leben gleichzeitig abspiele und in dem die Menschen zeitgleich ko-existieren. »It is an immense plenum of interconnected plenums (orders) linked to innumerable interweaving bounded realms (practices)« (2002, 150). Praktiken und Ordnungen würden sich auf unterschiedliche Weisen miteinander verbinden. Sie können sich über geteilte, organisatorische Elemente (Regeln, Ziele, Projekte) oder über eine organisatorische Inszenierung (Orchestration) verbinden, z.B. über Arbeitsteilung. Sie würden außerdem über die Zugehörigkeit von *doings* und *sayings*, über Kausalbeziehungen und über intentionale Verhältnisse, zu unterschiedlichen Praktiken verschmelzen.

Auch Entitäten und Arrangements außerhalb der spezifischen durch die Praktiken etablierten Ordnungen seien mit diesen verbunden, wenn sich die

gebündelten Aktivitäten auf diese beziehen, sie verwenden oder sich danach ausrichten. Denn auch Ordnungen seien miteinander verbunden, entweder weil sie schon so arrangiert wurden oder weil ihre Komponenten vorher oder generell räumlich, kausal oder prefigurational miteinander verbunden waren (2002, 151f). Des Weiteren seien alle Geflechte aus Praktiken und Ordnungen von verschiedenen verstreuten Praktiken durchsetzt, die durch ihre allgemeine Form keiner *site* zugeordnet werden können.

> »Through such phenomena as these, practices and orders form an immense, shifting, and transmogrifying mesh in which they overlap, interweave, cohere, conflict, diverge, scatter, and enable as well as constrain each other. Such is the nature of the social site« (2002, 150).

Diese verschiedenen Arten, wie Praktiken und Ordnungen miteinander und mit anderen verbunden sind, würden auch etwas über die Form der *social sites* aussagen. Der von Schatzki verwendete Ausdruck *mesh* (hier als Geflecht oder Netz übersetzt) solle hervorheben, dass Aktivitäten oder Handlungen und Anordnungen ein sich entfaltendes, horizontales Netz von verwobenen Praktiken inmitten von verbundenen Ordnungen bilden. Welche konkreten Formen oder Verdichtungen sich in diesem Geflecht an Praktiken und Arrangements auch entdecken lassen, sie seien immer unbestimmt, brüchig oder unbeständig und durchzogen von verstreuten Praktiken. Diese Orte der menschlichen Koexistenz weisen keine klaren Grenzen und definitiven Formen auf. »The particular shapes that appear in this web are an empirical and contingent matter« (2002, 150).[6]

Unter Social sites versteht Schatzki also ein Geflecht aus Praktiken und Ordnungen ohne klare und starre Form und Grenze, die von unterschiedlichen Entitäten bewohnt würden, von denen eine Art imstande sei, Handlungen zu setzen, die sowohl konstitutiv für soziale Praktiken als auch durch sie ermöglicht werden können und damit als Träger*innen dieser sozialen Praktiken auftreten. Das heißt für Schatzki allerdings nicht, dass Dinge, Organismen und Artefakte nur passive Elemente sozialer Ordnungen seien. Sie können Aktivitäten kausalen Typs setzen, also etwas bewirken, geschehen lassen (*make something happen*) und in einer *social site* auch Eigenschaften dieser hervorbringen. Demgegenüber könnten Personen sowohl Tätigkeiten des kau-

6 Einige dieser temporären Formen identifiziert und beschreibt Schatzki in seinen Veröffentlichungen mit einem, wie Jonas (2009, 7) es bezeichnet, netzwerktheoretischen Vokabular.

salen als auch des performativen Typs setzen. Der performative Typ umfasse Aktivitäten und Handlungen, die sowohl Praktiken befördern als auch Teil davon seien (2002, 192). Diesen Träger*innen sozialer Praktiken komme damit die doppelte Aufgabe zu, einerseits für das Werden, Stabilisieren und Verdichten und andererseits für das Auflösen und Transformieren der *social sites* zu sorgen (2002, 238).

Sein und Werden der *social sites* und der Praktiken und Arrangements seien mit den kontinuierlichen Aktivitäten und Handlungen der in den *sites* agierenden Personen, Dinge, Organismen und Artefakte verbunden. Kontinuität und Stabilität werde nicht als Abwesenheit von Aktivitäten und Handlungen angesehen. Im Gegenteil, Kontinuität und Stabilität müsse durch Aktivitäten und Handlungen geschaffen und aufrechterhalten werden.

> »Maintenance, accordingly, is not the absence of activity, but instead the occurence of activity that perpetuates practices and reorders arrangements, minimally. Change, by contrast, comes about with activity that alters practices and orders more robustly« (2002, 234).

Schatzki verwendet für dieses fortlaufende aktive Sein und Werden den Ausdruck *endless becoming*. Die sozialen Ordnungen und materiellen Arrangements, also die Bedeutungen oder der Sinn der Verhältnisse zwischen den Positionen der Entitäten und die Verhältnisse und Positionen der Entitäten selbst, werden unter der Schirmherrschaft sozialer Praktiken und deren Organisationen kontinuierlich, aber in unterschiedlichem Ausmaß neu geordnet (2002, 238). Praktiken erfahren in zweierlei Hinsicht Veränderungen: erstens als Reorganisation der Eigenschaften der Praktiken (*understandings, rules and teleoaffective structure*) und zweitens als Neuanordnung (*recomposition*) der *doings* und *sayings* (2002, 240).

Das Werden und Aufrechterhalten des Geflechts aus Praktiken und Ordnungen und der auf unterschiedliche Art und Weise verbundenen, sich unter- und miteinander kodeterminierenden und in gegenseitiger Abhängigkeit entwickelnden Praktiken und Ordnungen weisen damit unterschiedliche Formen und Mechanismen der Stabilisierung und der Veränderung auf. Diese Formen und Mechanismen wirken aber nicht als Modelle oder Postulate im Hintergrund, sondern müssen selbst als Phänomene verstanden werden, die in Abhängigkeit von menschlichen und nichtmenschlichen Aktivitäten innerhalb der *social sites* existieren (2002, 246). Eine Beschreibung der Formen und Mechanismen muss auf die in vielfältiger Weise miteinander verbundenen und abhängigen Aktivitäten und Handlungen verweisen, auch wenn

die Formen und Mechanismen als Eigenschaften des sich verändernden Geflechts aus Praktiken und Ordnungen gelten und nicht als Eigenschaften der individuellen Aktivitäten und Handlungen oder gar als deren Summe (2002, 252). Gedacht als Phänomene dieser Aktivitäten und Handlungen und nicht als wirkmächtige, eigenständige Modelle oder Postulate können die Mechanismen und Formen der Aufrechterhaltung und des Wandels nur empirisch analysiert werden und zwar als Erscheinungen, die den spezifischen untersuchten *social sites* zugehörig seien. Es könne nicht konzeptuell unabhängig und für alle *sites* gültig festgesetzt werden, welche Form eine *social site* aufweist, wie sie aufrechterhalten wird oder wie sie sich verändert.

Aber auch in Richtung der individuellen Aktivitäten und Handlungen können keine empirisch unabhängigen und allgemeingültigen Aussagen getroffen werden. Nach Schatzkis *site ontology* würden nicht-individuelle Phänomene Akteur*innen eben nur über den Handlungssinn beeinflussen, also darüber, was für sie Sinn mache. Individuelle Aktivitäten würden über das Geflecht aus Praktiken und eingerichteten Ordnungen kanalisiert, indem es eine Landschaft an möglichen und unmöglichen Wegen ausbreite (2002, 210). Den Modus dessen, wie *sites* individuellen Handlungen und Aktivitäten den Weg bahnen, bezeichnet Schatzki als Präfiguration (*prefiguration*). Er meint damit eine Art von Beschränkung von Handlungsoptionen, die mögliche Wege aus- und einschließe. Das Erschließen von Handlungsoptionen sei dabei sogar der entscheidendere Aspekt von Präfiguration, wobei weder das Erschließen noch das Ausschließen viel darüber aussage, was im sozialen Leben dann tatsächlich stattfinde (2002, 225).

Ziel einer Analyse sozialen Lebens könne es nicht sein, gesetzte Handlungen oder das Gefüge von *doings* und *sayings* über das Geflecht von Ordnungen und Praktiken herzuleiten oder vorherzusagen. Das widerspreche der Vorstellung des Verhältnisses von Handlung oder Aktivität zu *social sites* als Präfiguration. Das Geflecht an Praktiken und Ordnungen mache bestimmte Handlungsweisen auf unterschiedliche Arten nur einfacher oder komplizierter (2002, 225f). Handlungen und Aktivitäten können damit selbst in Kenntnis der sie erfassenden Praktiken weder vorhergesagt noch im Nachhinein mit Bestimmtheit abgeleitet werden. Michael Jonas fasst dies treffend so zusammen: »Menschliche Aktivität ist demnach grundlegend indeterminiert. Nichts determiniert vor einem Ereignis, was ein/e AkteurIn tut« (2009, 8).

Für die Entwicklung einer *site ontological analysis* eines sozialen Phänomens, einer Handlungskette, einer Situation oder eines sozialen Ereignisses seien laut Schatzki vier Maßnahmen notwendig: (1) Einschränken der Aktivi-

tätsepisoden, die das interessierende soziale Phänomen oder Ereignis ausmachen; (2) Entdecken der unterschiedlichen Geflechte aus Praktiken und Ordnungen, von dem diese Aktivitätsepisoden Teil sind bzw. die diese begründen; (3) Aufdecken der weiteren mit diesen Geflechten verknüpften Geflechte und Netze; (4) Verfolgen der menschlichen und nichtmenschlichen Handlungsketten, die in den Geflechten zirkulieren, diese durchlaufen und verbinden, ob harmonisch, konfliktreich oder konkurrierend, und die zum interessierenden Ereignis hin- oder wegführen oder das soziale Phänomen aufrechterhalten oder transformieren (2003, 197f).

Dieser umfassende Anspruch an eine Analyse sozialer Phänomene fordert die Analyst*innen heraus und wirft einige Schwierigkeiten auf. Das gilt besonders für die sozialen Praktiken, die ein zentrales Element der *social sites* darstellen. Praktiken können nach Schatzki über Ziele, Projekte, Regeln und Aktivitäten identifiziert werden. Arrangements werden demgegenüber aber über die Einrichtungen (*setups*), in denen Praktiken aufscheinen, und über das Verfolgen der physischen Verbindungen, die diese mit weiteren verknüpfen, sichtbar gemacht (2003, 199).

> »Again, carrying out this task typically requires the investigator to gain an overview of the myriad chains that crisscross some space-time swath of human coexistence and to identify particularly consequential ones. I believe that there cannot be a general theory of action chains and that overviews and salient selection are the most investigators can achieve […]« (2003, 200).

Eine Schwierigkeit für die empirische Fassung der sozialen Praktiken ergibt sich aus der Konzeptualisierung der Praktiken, aus dem Mehr der Summe individueller Aktivitäten, Interaktionen und Eigenschaften, das gleichzeitig diese beeinflussend und überdauernd sich daraus konstituiert. Was Schatzki dabei als die Stärke seines Konzepts ansieht, wird bei der empirischen Umsetzung jedoch zu einer Herausforderung. Die drei Modi sozialer Praktiken – Verständnis, teleoaffektive Struktur und geteilte Ziele –, über die ein Komplex aus Handlungen und Aktivitäten sich zeitlich entfalten könne, seien nach Schatzki weder in den Handlungen noch in den eingerichteten Dingen zu finden. Wenn Aktivitäten als indeterminiert aufgefasst werden, können sie auch im Nachhinein nicht einer Praktik zugeordnet werden. Das heißt, sie könnten nicht als sie konstituierend und durch sie kanalisiert identifiziert werden. Dasselbe gelte für die eingerichteten Dinge und Ordnungen, denen Praktiken und somit das Netz aus Handlungen und Tätigkeiten vorausgingen. Zur Identifizierung der Praktiken in der interessierenden Situa-

tion müsse eine Umgebung oder ein Kontext angenommen werden, von dem zumindest Teile bzw. einige entscheidende Elemente in der Situation nicht präsent sind, sich also in dem interessierenden Phänomen nicht ausmachen lassen. Die Existenz dieser nicht vorhandenen Elemente sozialer Praktiken sei damit komplett an die Analyst*innen gebunden, nicht an die beobachteten und untersuchten Praktiken selbst. Diese Schwierigkeit, soziale Praktiken zu identifizieren und somit das herauszuarbeiten, wie und wo sich diese beobachten lassen, begleitet Schatzki auch in der Frage, wie und wo die Modi Verständlichkeit und Affektivität angesiedelt sind, die Handlungen und Tätigkeiten zusammenfassen. Wo sind sie, wenn sie nicht in den Individuen zu finden sind? Darauf könne er keine klärende Antwort geben, sondern nur relativierend auf etwas, »that might be called ›objective mind‹« (2003, 193), verweisen. Die Bindung einiger relevanter Elemente der sozialen Praktiken an Arbeiten, Tätigkeiten und Handlungen von Analyst*innen, was auch in der Wissenschaftsforschung z.B. bei Law (2004) zu finden ist, muss allerdings grundsätzlich kein Problem für Analysen von sozialen Phänomenen darstellen, wenn es entsprechend thematisiert, reflektiert und transparent gemacht wird. Letzteres wird von Schatzkis *site ontological analysis* jedoch nicht geleistet.

Latours Kritik an den verbreiteten soziologischen Theorien folgend, kann auch für Schatzkis Analyse festgestellt werden, dass sie einen erzwungenen Sprung von den beobachtbaren Elementen, Handlungen, Objekten usw. auf eine andere Ebene oder Dimension vollzieht, die unter oder über dem Beobachtbaren liegt. Von dort aus wirkt sie wie »Magie« (Latour 2005, 173f). Um auf dieses Problem einzugehen, möchte ich ausgewählte Aspekte der ANT in der Auslegung von Latour aufgreifen und unter anderem die Frage beantworten, wie in der ANT den Dingen eine herausragendere Rolle zugewiesen wird als in Schatzkis *site ontology*.

2.2 Latours Akteur-Netzwerk-Theorie

Der Begriff Theorie in der ANT ist eigentlich irreführend, besonders im Lichte von Schatzkis Arbeiten. Die ANT sei eben kein theoretisches Angebot, das (soziale) Vorgänge und Ordnungen erklären solle. Darauf machen Latour (1999; 2005) und Law (2007) in mehreren Beiträgen explizit aufmerksam.[7]

> »Theories usually try to explain why something happens, but actor-network theory is descriptive rather than foundational in explanatory terms, which means that it is a disappointment for those seeking strong accounts« (Law 2007, 2).

Das Hauptziel theoretischer Auseinandersetzungen in der ANT sei demgegenüber die Beförderung empirischer Analysen. Wenn dabei menschliche und nichtmenschliche Akteur*innen als gleich relevant angesehen werden, gehe es nicht darum, Menschen und Dinge oder Maschinen politisch oder moralisch gleichzusetzen, sondern sie analytisch so zu erfassen, dass ein Phänomen, eine Situation oder ein Ereignis analytisch und empirisch erfassbar werde.

Der Grundannahme der Ethnomethodologie treubleibend – Akteur*innen wissen, was sie wie und warum tun, und Forscher*innen sollten von diesen lernen (Latour 1999, 19f) –, bestehe der Hauptzweck der theoretischen Auseinandersetzungen mit und anhand der ANT darin, die soziale Domäne möglichst unscheinbar zu halten, um den Akteur*innen und ihren Verbindungen zueinander möglichst viel Freiraum zu bieten[8] (Latour 2005, 171). Es gehe darum, das Soziale flach zu halten[9], damit die Akteur*innen dieses ausfüllen und formen könnten (2005, 159ff). Den Akteur*innen werde zuerkannt, nicht nur kompetent zu agieren, sondern auch selbst für die dritte Dimension, die komplexen und vielschichtigen Überschneidungen,

---

7 Die ANT sei dabei allerdings nicht nur keine Theorie, sondern stelle auch kein klar abgrenzbares Konzept dar. Sie sei eher eine Ansammlung verschiedener Forschungspraktiken, empirischer Arbeiten und konzeptioneller Reflexionen, verstreut über verschiedene Disziplinen und Themen (Law 2007, 2).

8 Dieser Zugang hat der ANT von verschiedener Seite die Kritik des »naiven Positivismus oder Realismus« eingebracht, siehe z.B. May and Powell (2008) oder Schulz-Schaeffer (2000). Auch Schatzki bringt diesen Kritikpunkt an (2002, 187). Latour hat diese Kritik in seiner Einführung aufgegriffen, indem er diesen Vorwurf zu einer positiven und notwendigen Eigenschaft von ANT-Forscher*innen umformuliert.

9 So betitelt Latour (2005) ein Kapitel aus seinem Buch mit: »How to Keep the Social Flat«.

Variationen, Innovationen, Schwierigkeiten und Lösungen verantwortlich und zuständig zu sein. In der Theorie sei das Soziale flach und abstrakt, während das Leben der Akteur*innen konkret und vielgestaltig sei. Bewusst werde deswegen darauf geachtet, dass die vorgeschlagenen Begriffe wie Übersetzung, Assoziation oder Allianz möglichst wenig eigenständige Aussagekraft besitzen (1999, 20)[10]. Ganz in diesem Sinne verstehe Latour seine Einführung in die ANT nicht als umfassende Darstellung von aussagekräftigen Konzepten und Sammlung von Begriffsdefinitionen, sondern als eine Einleitung zur Vermeidung voreiliger Verallgemeinerungen. Dass sich die Einführung zur Theorie stellenweise wie ein Methodenbuch, nicht aber wie eine theoretische Auseinandersetzung liest, ist daher kein Zufall.

Welche Vorgehensweise schlägt nun Latour vor, um ein sich zeitlich und räumlich entfaltendes Geflecht aus *doings* und *sayings* vorstellbar zu machen, das flach ist, also den Akteur*innen[11] ihren Freiraum lässt, und dennoch empirisch zugänglich ist? Ähnlich wie Schatzki setzt sich Latour mit zwei theoretischen Positionen auseinander, von denen eine den Fokus auf die lokalen, dynamischen Interaktionen lege und das Soziale ausgehend von diesen erklären wolle. Die andere setze eine spezifische soziale Kraft voraus, die im Hintergrund agiere und den Interaktionen den Charakter von Dauerhaftigkeit verleihe (2005, 65). Beiden Positionen weisen für Latour Schwächen und Leerstellen auf. Sein Ziel ist es aber nun nicht, diese zu verbinden und diese Leerstellen zu füllen, sondern eher sie beiseitezuschieben, sie zu ignorieren (2005, 216), auch wenn er bestimmte Aspekte teilt. Auch er geht davon aus, dass jede gegebene lokale Interaktion von Elementen durchflutet sei, die von einem

10 Latour bezeichnet diese als *infra-language*. Der Begriff Netzwerk allerdings sei heutzutage, ganz zum Missfallen Latours (1999, 15), durch die technologische und sozialwissenschaftliche Entwicklung nicht mehr so neutral wie zu der Zeit, als er in dem Wortkonstrukt *actor-network* etabliert wurde. Zur Geschichte und Entwicklung der ANT siehe z.B. auch Law (1999).

11 Streng genommen könne in der ANT auch nicht von Akteur*innen gesprochen werden, da diese selbst ein Netzwerk bzw. ein *actor-network* darstellen, selbst wenn von Individuen die Rede ist (2005, 216). Konzeptionell werde in der ANT damit nicht nur nicht zwischen humanen und nicht-humanen Akteur*innen unterschieden, sondern auch nicht zwischen ›kleinen‹ (wie einzelnen Menschen oder Objekten), ›größeren‹ (wie Organisationen, Gruppen) und ›großen‹ AkteurInnen (wie Österreich oder der Europäischen Union). Zum Zwecke der Lesbarkeit hält Latour allerdings trotzdem an dem Begriff Akteur*in fest. Aus gleichem Grund zieht er auch die Bezeichnung *actant-rhizome-ontology* (1999, 19) als Alternative zu ANT nicht in Betracht.

anderen Ort und aus einer anderen Zeit stammen und aus unterschiedlichen Gründen errichtet wurden (2005, 166). Mehr noch, diese Elemente würden auf gewisse Weise die spezifischen Interaktionen gestalten. Forscher*innen, die sich dies zu Herzen nehmen, werden durch diese Elemente von der lokalen Interaktion in andere Zeiten und an andere Orte geführt. Ein Element aus einer anderen Zeit seien die sozialen Fähigkeiten (*social skills*) der Beteiligten. Ihnen werde jedoch stets die ganze Last übertragen, für Stabilität zu sorgen und für die langlebigen und weitreichenden Verbindungen zuständig zu sein (2005, 65). Hier wirft Latour ein, die sozialen Fähigkeiten alleine können dies nicht leisten: »Left to its own devices, a power relationship that mobilizes nothing but social skills would be limited to very short-lived, transient interactions« (2005, 66). Davon nun auf eine im Hintergrund wirkende soziale Macht, Norm, Regel oder Kultur zu schließen, die Stabilität gewähre, sei aber ein Fehlschluss. Versuche, über eine soziale Macht im Hintergrund Stabilität, aber auch Veränderung zu erklären, würden sowohl daran scheitern zu klären wie und mit welchen Mitteln diese Stabilität von ihr errichtet werde, als auch daran, woher sie diese *steel like* Qualität bekomme (2005, 65ff). Macht, Herrschaft, Regeln, aber auch Kultur – und im Falle Schatzkis würde Latour höchstwahrscheinlich auch soziale Praktiken dazuzählen – könnten nicht zur Erklärung herangezogen werden, denn sie müssen selbst erst erklärt werden.

Mit der Absage der Gestaltungsmöglichkeit einer anonymen sozialen Macht ist Latour also wieder zurück bei den Interaktionen und deren schon vorhandenen Elementen, ohne sich auf soziale Fähigkeiten berufen zu können, die Interaktionen eine Dauerhaftigkeit verleihen. Übrig bleiben für ihn nun nur noch die verschiedenen Dinge und Objekte, von einfachen (z.B. Sessel, Türschloss) bis zu komplizierteren (z.B. Computer, Flugzeug). Nach Latour werden Handlungen nicht nur durch diese Elemente beeinflusst – wenn nicht sogar übernommen (*taken over*) –, sondern Handlungen werden auch an andere Arten von Akteur*innen delegiert, die dazu fähig seien, diese in andere Situationen weiterzuleiten (2005, 70). Handlung sehe er deswegen immer als *dislocated, articulated, delegated* und *translated* an (2005, 166). Das Vorhaben, Akteur*innen zu folgen, müsse deswegen weitergedacht werden: »Follow the actors in their weaving through things they have added to social skill so as to render more durable the constantly shifting interactions« (2005, 68).

Bis zu diesem Moment der Argumentation besteht im Großen und Ganzen noch Konsens zwischen Latour und Schatzki. Schließlich beeinflussen auch Schatzkis Arrangements und die so geordneten Dinge Handlungen und

spielen für die menschliche Koexistenz eine Rolle. Beide Autoren entzweien sich allerdings in der Frage: Was sind diese ›harten‹ Dinge in den interessierenden Ereignissen?

Schatzki wehrt sich dagegen, Objekten und Dingen eine konstitutive Eigenschaft für soziale Handlungen, Ereignisse und Verhältnisse – oder genereller formuliert: die menschliche Koexistenz – zuzusprechen. Dies bleibe den Menschen vorbehalten, da nur deren Handlungen für soziale Praktiken konstitutiv seien (Schatzki 2002, z.B. 71, 105ff, 190ff). Latour und die ANT gehen hier einen anderen Weg bzw. gehen diesen Weg nicht mit. Die Dinge, die in einer Interaktion vorzufinden sind und diese mitgestalten, seien ebenso relevante Akteur*innen wie die menschlichen. Die unterschiedliche Relevanz und Rolle der Dinge in Schatzkis und Latours Konzeption haben zumindest zwei Gründe: Als was sind Dinge anzusehen und was verstehen beide unter den interessierenden Handlungen?

Bei den zeitlich und örtlich versetzten Interaktionen, den Verbindungen zwischen Akteur*innen, unterscheidet Latour Zwischenglieder (*intermediaries*), die einen Input unverändert weitergeben, und Vermittler*innen (*mediator*), die die Bedeutungen und Elemente, die sie übertragen sollen, transformieren, übersetzen, verzerren und modifizieren (2005, 39). Bei Vermittler*innen reiche es nicht aus, den Input zu kennen, sondern es sei notwendig, zu berücksichtigen, wie dieser übersetzt werde. Schatzkis geordnete Objekte würde Latour der Gruppe der Zwischenglieder zuordnen und sogar beipflichten, dass diese wichtig seien, aber darüber dürfen nicht die Vermittler*innen ignoriert werden. Als Zwischenglied oder Vermittler*in zu agieren, sei dabei keine Eigenschaft, die den Dingen eigen sei, sondern eine Rolle, die sie im Handlungsverlauf einnehmen. Zwischenglieder konservieren Arbeiten, Handlungen und Entscheidungen und z.B. über Routinen machen sie deren Entstehungszusammenhang und vielleicht auch deren konfliktreiche Geschichte vergessen. Sie nehmen die Form von Blackboxes an und sind so in Netzwerke eingebunden (Latour 2006, 373). Beim Auftreten von Kontroversen oder Krisen können sie aber wieder zu Vermittler*innen werden, deren kausale Eigenschaften infrage gestellt und damit ihre spezifischen Eigenschaften sichtbar werden. Forschungspraktisch sei es schwer, Zwischengliedern ihre frühere Eigenschaft als Vermittler*innen anzusehen, weswegen die ANT-Studien ihr Augenmerk besonders auf Kontroversen, Innovationen oder Umbrüche legen.

Für empirische Arbeiten ist die ANT aus mindestens zwei Gründen spannend: Erstens werden darüber die Elemente, die zur Verfügung stehen, um

eine interessierende Situation zu beschreiben, so konzipiert, dass sie empirisch erfassbar sind bzw. durch die beobachtbaren und berücksichtigbaren Akteur*innen Bedeutung gewinnen. Zweitens wird darüber das eigene Schreiben und Beschreiben zum Teil der interessierenden Vorgänge und rückt in den Vordergrund. Forscher*innen können zwar systematisch Wissen ansammeln, Eindrücke gewinnen und auch Emotionen entwickeln, um aber im Verlauf eines Forschungsvorhabens diese zu vermitteln, benötigen sie ein Vehikel, einen *textual account*, wie Latour es bezeichnet. Ziel eines jeden Forschungsunterfangens sei es daher, einen Bericht zu produzieren, in dem idealerweise das Soziale aufscheine. »[G]ood sociology has to be well written; if not, the social doesn't appear through it« (Latour 2005, 124). Es sei damit inkonsequent, diese Berichte nur als Zwischenglieder zu behandeln. Ein Bericht sei als (ausgewachsener) Vermittler anzusehen ebenso wie alle anderen Elemente, die eine empirische Studie ausmachen, z.B. der Fragebogen, das Statistikprogramm, das Aufnahmegerät, der Notizblock. Latour geht für die Sozialwissenschaften sogar noch einen Schritt weiter und fasst die *textual accounts* als die Laboratorien der Sozialwissenschaftler*innen auf und ergänzt:

> »[I]f laboratory practice is any guide, it's because of the artificial nature of the place that objectivity might be achieved on conditions that artifacts be detected by a continuous and obsessive attention« (Latour 2005, 127).

Für Latour sei ein sozialwissenschaftliches Forschungsunterfangen ein Experiment mit der Materialität des Berichts. Dieses Experiment verfolge den Zweck, die erforschten sozialen Verknüpfungen ein bisschen weiter auszudehnen, z.B. hin zu den Leser*innen. Für Latour sei ein erfolgreiches Experiment, ein gelungener Akteur-Netzwerk-Bericht, ein Narrativ, eine Beschreibung oder ein Vorschlag, in dem alle vorkommenden Akteur*innen etwas beitragen und nicht nur »herumsitzen« (2005, 128).

Hier sehe ich auch die Verbindungsmöglichkeit von Latours ANT und Schatzkis *textual account* der *site ontology*. Latours Auffassung von Objekten und Dingen wird von Schatzkis *site ontology* weitgehend infrage gestellt. Auch sein Handlungsbegriff, der zwischen den kausalen und performativen Handlungen nicht unterscheidet und dem Zweifel an einer im Hintergrund agierenden Instanz, die das bisschen Mehr als die Summe ihrer Teile sei, entzieht den sozialen Praktiken im Sinne Schatzkis die Basis. In Schatzkis *textual account* von social sites und in den Beispielen, die er im Buch anführt, scheint für mich als Leser das Soziale dennoch durch, für das sich schlussendlich auch die ANT interessiert. Warum soll diese Arbeit für die eigenen Experi-

mente nicht berücksichtigt werden? Wenn ein *textual account* als Laboratorium betrachtet werden kann, in dem ein Experiment misslingen oder gelingen kann (Latour 2005, 127), sollte es auch möglich sein, vorbereitet und mit bestimmten Annahmen an dieses Experiment heranzugehen. Eine dieser Annahmen kann lauten, dass praktischem und generellem Verständnis, geteilten Regeln und teleoaffektiven Strukturen, modifiziert durch Vermittler*innen, mehr Augenmerk geschenkt werden sollte, um die Erfolgsaussichten des Experiments zu steigern.

Ich argumentiere jedoch nicht dafür, soziale Praktiken im Sinne Schatzkis einfach so im Vorhinein als gegeben anzunehmen, sondern, dass soziale Phänomene im Verlauf der empirischen Arbeit und beim Erstellen des *textual accounts* erklärt werden müssen, wie sie als soziale Praktiken und *social sites* gesehen werden. Die von Schatzki dargelegten Modi können von den Akteur*innen und Aktanten genutzt werden. Sie können sie aber auch ignorieren oder eigenständige, der Situation angepasste Modi entwickeln. Vergleichbar zu der Auffassung von der Form und dem Sein und Werden der Geflechte, Netze und Bündel aus Praktiken, Ordnungen und Praktiken-Ordnungen-Komplexen können damit soziale Praktiken im Rahmen eines empirisch ausgerichteten Forschungsvorhabens als dynamisch, brüchig und situationsabhängig betrachtet werden. Was soziale Praktiken sind, welche Eigenschaften sie besitzen und welche Modi der Kanalisierung von Handlungen aktiv sind, wird damit zu einer empirischen, nicht aber einer endgültig theoretisch fixierbaren Frage.

3 Wissen als Praktik: Vom Wissen zu wissen

Während in den vorangegangenen Kapiteln das generelle sozialtheoretische Feld und die Wissenschaftstradition abgesteckt wurden, denen sich meine theoretische und empirische Arbeit und dieses Buch verpflichtet sieht, soll in diesem Kapitel näher darauf eingegangen werden, wie in diesem Feld und in dieser Tradition der zentrale Begriff Wissen gefasst wird. In der diesbezüglich zum Teil sehr heterogenen Literatur – heterogen nicht nur hinsichtlich der Differenzen zwischen praxistheoretischen Arbeiten einerseits und der kultursoziologischen Wissenschaftsforschung andererseits, sondern auch hinsichtlich der hohen Heterogenität innerhalb der jeweiligen Forschungsansätze – ist der Begriff Wissen durchgängig als zentrales Element gesetzt, wobei das ausgedrückte Verständnis nicht unwesentliche Unterschiede und Überschneidungen aufweist. Von Bedeutung ist der Begriff Wissen auch in meiner empirischen Fallstudie der Erhebung der OeNB zum Vermögen in Österreich. So waren die involvierten Forscher*innen nicht nur mit der Aufgabe konfrontiert, das im Studium erworbene Wissen in die Forschungspraxis umzusetzen, sondern auch herausgefordert, sich neues Wissen in der Praxis selbst aneignen zu müssen, um erfolgreich die Erhebung durchführen zu können. Darüber hinaus bestand ein selbst gestecktes Ziel der Vermögenserhebung darin, Wissen in Form von Zahlen und Statistiken über die österreichische Gesellschaft zu generieren.

Im folgenden Kapitel werde ich diskutieren, welche Bedeutung die Vorstellung von Wissen in den praxistheoretischen und den entsprechenden Ansätzen der Wissenschaftsforschung einnimmt und wie sie sich darüber von anderen Ansätzen abgrenzen. Beginnend mit einem kurzen Abriss zu wissenschaftlichem Wissen im normativ-positivistischen Verständnis von Wissenschaft über die Abgrenzung von kulturtheoretischen Auffassungen folge ich der Argumentation der Praxistheorien, die davon ausgehen, dass Wissen ein Element von Praktiken und damit untrennbar mit ihnen verknüpft werden

muss. Diese Perspektive hat Konsequenzen sowohl für das Verständnis über die Vorgänge im Bereich der Wissensproduktion als auch für die Frage, wie wissenschaftliches Wissen überhaupt so etwas wie Relevanz oder Bedeutung für sich in Anspruch nehmen kann. Wie erhält es Relevanz bzw. Bedeutung und wie kann es außerhalb des wissenschaftlichen Feldes Wirkung zeigen? Oder – um auf John Laws Formulierung zurückzukommen – wie produziert und beschreibt Wissenschaft in ihren Praktiken die Realität (2004, 13)?

3.1 Abgrenzung und Eingrenzung

Besonders zwei prominente Vorstellungen von wissenschaftlichem Wissen werden von Vertreter*innen der ANT und der kultursoziologischen Ansätze der Wissenschaftsforschung (siehe dazu z.B. Knorr-Cetina 1995) zur Abgrenzung herangezogen (bzw. konstruiert). Das sind zum einen Vorstellungen, die auf einem normativ-positivistischen Verständnis von Wissenschaft basieren, und zum anderen der Ansatz der relativistischen Wissenssoziologie des *strong programme* (Knorr-Cetina 1991, 53). Wissenschaftliches Wissen sei für erstere das Ergebnis einer systematisch-methodischen Suche nach der Wahrheit oder Annäherung an die Wahrheit über die Welt (siehe z.B. Sokal 2001, 15). Wissenschaftliches Wissen bilde in diesem Sinne Realität durch Systematik und wissenschaftliche Methodik objektiv ab und sei damit anderen Wissensformen (z.B. Alltagswissen, Laienwissen) überlegen (siehe z.B. Diekmann 2003, 23f). Diese Objektivität solle durch eine vom subjektiven, sozialen oder politischen Einfluss[1] befreite Anwendung genereller Regeln, die von der zu erfassenden Realität vorgegeben werde, gewährleistet werden.

Das dabei vertretene Idealbild von Wissenschaft möchte Wissen losgelöst von jeder Lokalität (Haraway 1991) verstanden wissen. Diese normativ-positivistische Vorstellung von Wissenschaft und Wissen stelle nach John Law die wissenschaftliche Aktivität einer spezifischen Auffassung von Realität gegenüber. Einer Realität, die als da draußen (*out-therness*) beschrieben wird,

1 Die Immunisierung von Wissenschaft gegenüber politischem Einfluss war auch das Ziel Mertons institutioneller Imperative der normativen Struktur der Wissenschaft. Politische Immunität könne nur gewährleistet werden, wenn die Wissenschaften undihre Einrichtungen sich einem Universalismus, »Kommunismus« (Kommunalität), Uneigennützigkeit und organisierten Skeptizismus verschreiben (siehe Bucchi 2004, 17f).

als unabhängig von den Aktionen und der Wahrnehmung der Wissenschaftler*innen und unabhängig von den Instrumenten, als allen Aktionen vorzeitig, als mit einer eindeutigen Form und eindeutigen Beziehungen versehen, als überall gleich (singulär), als passiv, als konstant und daher und schließlich als universell (Law 2004, 23f, 145). Eine Realität, die für rationalistische, positivistische Erklärungen geeignet sei, oder die für diese Erklärungen geeignet gemacht werde. Dem setzen die hier besprochenen Ansätze entgegen, dass Wissenschaft die Welt, die sie erklärt, selbst erst erschaffe oder erschaffen müsse.[2] Realität könne damit nicht zur Bestätigung, Validierung oder Richtigstellung wissenschaftlichen Wissens herangezogen werden.

Was das generelle sozialtheoretische Verständnis von Wissen betrifft, konzentriere ich mich hier nur auf die kulturtheoretischen Perspektiven und verstehe sie als Gegenangebot zu Erklärungen und Theorien, die nach Reckwitz (sie u.a. 2002, 245; 2004, 117ff) idealtypisch in solche Ansätze unterteilt werden können, die einerseits dem zweckorientierten Modell des Homo oeconomicus, andererseits dem normorientierten Modell des Homo sociologicus[3] folgen. Kulturtheorien stellen einen Ansatz dar, in dem Wissen und kollektive Wissensordnungen als für das Handeln konstitutiv angesehen werden (2004, 146). Sie seien weder durch Normen vorgegeben noch von Individuen kontinuierlich erzeugt. Stattdessen sei das Soziale, die soziale Ordnung oder seien soziale Prozesse »embedded in collective cognitive and symbolic structures, in a ›shared knowledge‹ which enables a socially shared way of ascribing meaning to the world« (Reckwitz 2002, 246).

2 Diese Darstellung der rationalen Vorstellung von Wissenschaft und Wissen hat Vertreter*innen der ANT und der kultursoziologischen Ansätze der Wissenschaftsforschung zumindest in der amerikanischen wissenschaftlichen Gemeinschaft einige aktivistische und in ihren argumentativen Waffen zum Teil kreative Gegner*innen beschert. Einer der aktivsten Gegner, Alan D. Sokal, sieht in dieser Art von Wissenschaftsforschung, sie ihren legitimen Zuständigkeitsbereich verlassen und Themen für sich beanspruchen, über die sie seiner Meinung nach nichts sagen könne: »Yet some sociologists and literary intellectuals over the past two decades have gotten greedier: roughly speaking, they want to attack the normative conception of scientific inquiry as a search for truths or approximate truths about the world; they want to see science as just another social practice, which produces ›narrations‹ and ›myths‹ that are no more valid than those produced by other social practices; and some of them want to argue further that these social practices encode a bourgeois, Eurocentric, or masculinist worldview.« (Sokal 2001, 15)

3 Also eine ähnliche Abgrenzung, wie sie auch Schatzki (2002, XIf) für sein Verständnis der Praxistheorie und *social ontology* vollzogen hat, nur unter anderen Bezeichnungen.

Diese Hinwendung zu Wissensordnungen als sinngenerierendes generiertes Element[4] sei nach Reckwitz allen kulturtheoretischen Ansätzen zu eigen. Sie unterscheiden sich allerdings darin, wie und wo sie diese Wissensordnungen ansiedeln. Die von Reckwitz als Mentalismus bezeichneten Kulturtheorien können weiter unterteilt werden in strukturalistische (z.B. Claude Lévi-Strauß) und subjektivistische oder phänomenologische (z.B. Alfred Schütz) Kulturtheorien. Sie fassen Wissen als mentale Struktur, als im Gehirn der Akteur*innen befindliche kognitive Struktur oder Interpretationsakte auf[5] (Reckwitz 2002b, 247f). Dieser Verortung entgegen stehe der Kultur-als-Text-Ansatz, bei dem Wissen nicht innerhalb, sondern außerhalb kognitiv-mentaler Strukturen verortet werde, in Texten und Symbolen und deren Materialität. Reckwitz fasst darunter so unterschiedliche Ansätze wie Foucaults Diskurstheorie, Geertz' »symbolic quality of material objects, including events of behaviour« (Reckwitz 2002, 248) oder Luhmanns Verständnis von Kommunikation als autopoietisches System. Inhärent sei allen drei Konzepten die Distanz und Ablehnung mentalistischer Auffassungen von Wissen. Was aber den mentalistischen mit dem Kultur-als-Text-Ansatz verbinde, sei die Tendenz zum Intellektualisieren des Sozialen, weil sie ihren Fokus auf bestimmte zentrale Elemente legen würden, nämlich Verstand, Text, Kom-

4 Um Anknüpfungen zu Schaztkis Konzeption herauszuheben, sei ergänzt, dass er zwar seltener von *knowledge* spricht und bevorzugt den Begriff *understanding* verwendet (z.B. im Sinne von *shared understanding* oder *practical understanding*), aber ähnliches meint. So ist für Schatzki der Handlungssinn ebenfalls ein zentrales Element, um Kontext, Individuum, Praktiken und Materialität konzeptuell verknüpfen zu können (2002, 75ff).

5 Konopásek sieht in der üblichen Selbstbeschreibung der qualitativen Sozialforschung eine problematische Dominanz dieses mentalistischen Zugangs, besonders in Fragen der Analyse (empirisch) generierten Materials. Sie vernachlässige die verkörperlichten Praktiken, das Eingebundensein und die Abhängigkeit von einer materiellen Umgebung. Eine Konsequenz dessen besteht für Konopásek darin, dass qualitative Texte mitteilsam in Bezug auf Datengenerierung, Feldarbeit und Forschungsethik seien. Gehe es aber um die Analyse des generierten empirischen Materials, würden ihnen die Worte ausgehen. Das lasse ungewollt Platz für Vorstellung von Datenanalyse als »performance of ›pure reason‹. [...] There seem to be no intermediaries here, just the lucid mind of the researcher contemplating the data. And it is the mind that is responsible for deduction, induction, generalization, conceptualization, comparison – as basically mental operations« (2008, 2).

munikation und Ratio.[6] Die Praxistheorie verstehe sich als Alternativangebot dazu.

Für die praxistheoretischen Ansätze sei Wissen weder eine mental-kognitive Aktivität noch gelte es, Wissen in Texten und Symbolen zu suchen. Wissen sei ein Element der Praktiken, die selbst Bedingung für Wissen seien und gleichzeitig Wissen bedingen. Ohne eine allgemeingültige Definition anbieten zu wollen, umschreibt Reckwitz (2002, 249f) Wissen als etwas, das gefasst werden könne als Art eines Verständnisses[7] etwas zu tun, als Erfahrung und als motivierendes Wissen. Dieses Wissen in der Art eines Verständnisses sei mit Elementen wie Körper, Verstand, Ding oder Gefühlszustand[8] untrennbar verwoben. Sie formen als routinisierte, verkörperte, vergeistigte und verdinglichte Aktivitäten Praktiken.

Dieses Wissen gehe allen Handlungen voraus. Es sei implizit und historisch-kulturell spezifisch. Es fasse Handlungen überhaupt erst als Teil von Praktiken zusammen, generell und für die Träger*innen selbst. Reckwitz betrachtet es als notwendig kollektives, geteiltes Wissen. Indem sie Praktiken ausführen und übernehmen würden sich die Träger*innen auch die Art der

---

6 Eine umfassende Kritik am Intellektualismus seiner Kolleg*innen, der zur Überbetonung von Ratio, Texten und Sprache führe, formulierte Bourdieu (1993) in *Sozialer Sinn*. Hirschauer hat diese Kritik später wieder aufgegriffen und an Luhmanns *Grand Theorie* beispielhaft durchexerziert (Hirschauer 2008, 170ff).

7 Schatzki beschreibt dies als praktisches Verständnis recht anschaulich: »By ›practical understandings‹ I mean certain abilities that pertain to the actions composing a practice. Above all, three such abilities are germane to practices: knowing how to X, knowing how to identify X-ings, and knowing how to prompt as well as respond to X-ings« (2002, 77).

8 Eine unerwartete und wie ich vermute unbeabsichtigte Untermauerung dieses Ansatzes bietet Adrian Melott in seinem der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung kritisch gegenüberstehenden Beitrag zum *sokal hoax*: »Science study descriptions of working science seem mostly to ignore nature. While the interactions described are mostly between people, the raw stuff (rocks, fish, stars) would dominate much of our work experience. We feel nature guiding us – sometimes gentle hints or a whack on the head. This core experience, so central to everything, is usually absent or, when present, looks like a parody (as in Latour)« (Melott 2001, 31). Abgesehen davon, dass er Latours Berücksichtigung dieser Elemente nicht ernst nehmen könne, finden sich in diesem Ausschnitt viele der Elemente, für die sich die Praxistheorie in der Erklärung unterschiedlichster Phänomene starkmacht und interessiert (z.B. Emotionen, Verstand, Dinge, Artefakte). Diese Elemente sind den von Melott vertretenen normativ-positivistischen Ansätzen in ihren Erklärungsangeboten jedoch eher fremd oder, z.B. wenn es um Emotionen geht, werden diese sogar als Störungen und Hindernisse angesehen.

Praktiken aneignen, die Welt zu verstehen oder zu interpretieren, aber auch deren Erfahrungswissen, Intentionalität, also das, was gewollt und was vermieden werden soll, sowie eine für die Praktiken spezifische Emotionalität (Reckwitz 2002, 253f).

Diese Abkehr von einer intellektualisierenden Auffassung von Wissen als mentale kognitive Fähigkeit und Eigenschaft oder als ein ausschließlich in Texten, Symbolen oder Kommunikation Aufzufindendes, ermögliche, bezogen auf die zu berücksichtigenden Elemente, eine dynamischere, dezentralere und gleichzeitig lokalere und situationsbezogenere Auffassung von Wissen. Was dieses Wissen sei, welche Form es annehme und seinen Inhalt, sei eine empirische Frage. Dementsprechend besteht für Reckwitz eine der Hauptaufgaben sozialtheoretischer Auseinandersetzungen und Konzeptionalisierungen auch hauptsächlich darin, ein bestimmtes Vokabular zur Verfügung zu stellen, das als sensibilisierender Rahmen für empirische Unterfangen genutzt werden könne, um bestimmte Arten sozialer Phänomene wahrzunehmen und zu analysieren.[9]

Besonders in der Organisationsforschung wurde diese Auseinandersetzung mit einem praxistheoretischen Verständnis von Wissen weitergeführt und vertieft. Und trotz aller unterschiedlichen Themensetzungen in den verschiedenen Arbeiten der Organisationsforschung weisen die praxistheoretischen Ansätze dabei ein charakteristisches Vokabular und Schreibstil auf, wie Nicolini, Gherardi und Yanow (2003, 19f) hervorheben. Um den Fokus auf Prozesse und Praktiken herauszustreichen, zeichnen sie diese durch eine häufige Verwendung von Verben aus. Dieser Schreibstil entspricht der Vorstellung von Ordnungen und Praktiken als *endless becoming* wie von Schatzki beschrieben (2002, 233). Laut Orlikowski (2002, 251) folge daraus für Fragen nach Wissen in Organisationen, dass nicht mehr von Wissen (*knowledge*) als Substantiv, sondern eher von Wissen (*knowing*) als Verb gesprochen werden müsse[10]. Wissen sei kein stabiler, anhaltender Zustand, sondern eine laufende soziale Leistung, konstituiert und re-konstituiert in den alltäglichen Praktiken: »Because it is enacted in the moment, its existence is virtual, its status provisional« (2002, 252f). Dies gelte sowohl für kompetent ausgeführte (Arbeits-)Prozesse mit einer genauen und eingegrenzten Lokalität als auch für geografisch

9 Ganz im Sinne Blumers *sensitizing concepts* (Blumer 1954, 7f).

10 Sie hebt dabei aber hervor, diesen Wechsel hätten vor ihr schon mehrere Autor*innen (z.B. Polanyi, Ryle) zumindest ansatzweise vollzogen.

verstreute Prozesse komplexer Organisationen. Die Kompetenz[11] von Organisationen, komplexe Vorgänge über Raum und Zeit hinweg abzuwickeln, fuße in den alltäglichen Praktiken und Handlungen und könne wie alle anderen Prozesse auch als aufgeführte und durchgesetzte (*enacted*) Fähigkeit angesehen werden, als spezifische und anhaltende Ausführung (2002, 269).

In diesem Verständnis seien Kompetenzen, kompetentes Agieren und Wissen oder auch das Wissen als Verb wie flüchtige und vergängliche Leistungen, die nicht unmittelbar zur Verfügung stehen, transferiert oder mitgeteilt werden können. Da (zu) wissen erst in und durch die spezifischen Praktiken (etwas zu) wissen sein könne, könne es auch nicht von diesen spezifischen Praktiken herausgelöst und als dieses spezifische (zu) wissen anderen Praktiken unvermittelt zugeführt werden.[12] (Zu) Wissen und kompetent zu agieren würden keine Form besitzen, die sie transportierbar machen. Diese Eigenschaft spricht Orlikowski gerade einmal Daten und Informationen zu, und selbst diese könnten nur in seltenen Fällen unvermittelt und direkt geteilt werden. Wie kann (zu) wissen dann zwischen den Praktiken hin und her wandern?

> »Rather, sharing ›knowing how‹ can be seen as a process of enabling others to learn the practice that entails the ›knowing how‹. It is a process of helping others develop the ability to enact – in a variety of contexts and conditions – the knowing in practice« (2002, 271).

Dieser Perspektivenwechsel ist auch für die untersuchte Fallstudie von Relevanz, besonders wenn es um die Frage geht, wie die beteiligten Forscher*innen Erfahrungen, die sie im Rahmen ihrer akademischen Ausbildung und in vorangegangenen Arbeiten sammeln konnten, in die Erhebungen einfließen lassen können bzw. müssen. Darüber hinaus wirft er auch ein anderes Licht darauf, wie Zahlen und Statistiken außerhalb ihres unmittelbaren Produktionszusammenhangs Bedeutung gewinnen können, wenn ihnen – wie hier angenommen – kein Erklärungspotenzial intrinsisch zu eigen sein kann.

---

11 Die Gleichsetzung von Kompetenz mit Wissen basiert auf dem kulturtheoretischen Verständnis von Wissen als Voraussetzung oder Befähigung zum Handeln, welches Orlikowski aufbauend auf Ryle auch ihrem Text zugrunde legt: »knowledge is essentially a ›knowing how‹, a capacity to perform or act in particular circumstances« (2002, 251).

12 Dies gelte sowohl für Wissen als Ergebnis der Praktiken als auch für Wissen, das sich irgendwie als erfolgreich in einer spezifischen Praktik erwiesen hat und deswegen z.B. mit dem Label des Best Practice ausgezeichnet wird.

Den Fokus auf die alltäglichen Handlungen von Menschen als Zentrum sozialer Praktiken hat Orlikowski (2007) in späteren Arbeiten revidiert und den zugrunde liegenden Begriff der *social practices* durch die *sociomaterial practices* erweitert, um auf die konstitutive Bedeutung von Materialität in den Praktiken aufmerksam zu machen, ohne dem Vorangegangen komplett widersprechen zu müssen. Die konstitutive Relevanz von Materialität für das Nachvollziehen wissenschaftlicher Erzeugung von Erkenntnis stand für den Strang der Wissenschaftsforschung, der sich von normativ-positivistischen Ansätzen und sozialkonstruktivistischen Vorstellungen des *strong programme* explizit abgrenzt von Anfang an im Vordergrund (Knorr-Cetina 1995; 2001; Latour 1991; 2000; 2008b; Law 1987; 2007; Mol 2002). Die Hinwendung zu einer Auffassung von Wissenschaft als einem Set von Praktiken (Law 2004, 8) – Träger*innen der Praktiken seien dabei nicht nur die Wissenschaftler*innen, sondern auch die unterschiedlichen vorhandenen und vorhanden gemachten interessierenden Objekte sowie die technischen Geräte[13] – prägt auch das Verständnis vom Verhältnis von sozialer Welt, Natur, Untersuchungsobjekten, technischen und anderen Geräten, Körper, Wissenschaftler*innen und Wissenschaft.

> »This, then, may be a way out of the dichotomy between the knowing subject and the objects-that-are-known: to spread the activity of knowing widely. To spread it out over tables, knives, records, microscopes, buildings, and other things or habits in which it is embedded« (Mol 2002, 50).

Die Sets an Praktiken, die die Wissenschaft ausmachen, umfassen dabei einiges an Aktivitäten, Handlungen, Akteur*innen, Aktanten und deren unterschiedliche Verflechtungen in Praktiken und Ordnungen, die jeweils empirisch unterschiedlich ausfallen, allerdings, wenn die bisherigen Studien zugrunde gelegt werden, auch einige generelle Ähnlichkeiten aufweisen können. Ein zentrales Element in Knorr-Cetinas (2001) Verständnis der Generie-

13 Wie weiter oben dargestellt, unterscheidet sich das Vokabular der ANT in vielen Belangen von dem der Praxistheorie. So würden die Vertreter*innen der ANT nicht von Träger*innen der Praktiken, sondern eher von einem *enactment* materieller und diskursiver heterogener Beziehungen sprechen, das die Akteur*innen und Aktanten produziere und durcheinanderwerfe (Law 2007, 1). Auf diese Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen wird in der ANT mehr Wert gelegt als in der Praxistheorie in der Auffassung von Reckwitz und Orlikowski. Schatzkis *site ontology* (2002) bringt diesen Aspekt in der Praxistheorie stärker zum Ausdruck, bei Weitem aber nicht so radikal wie in der ANT.

rung von wissenschaftlicher Erkenntnis ist beispielsweise die Manipulation von Objekten, also das Verflüssigen und Einbetten von Objekten in verschiedene Netze aus Referenzen. Es ist eine (vermutlich) für alle Wissenschaften gängige Praktik. Das Laboratorium biete dabei durch die Rekonfiguration der sozialen Ordnungen, der Körper, der Objekte und der technischen Geräte die Möglichkeit, mit den interessierenden Prozessen, Phänomenen und Objekten nicht in ihrer Eigenzeitlichkeit arbeiten zu müssen, sondern sie auf die Tische der Forscher*innen und in eine für das Forschungsunterfangen günstigere Zeitlichkeit bringen zu können (1999, 44). Um Objekte in die Laboratorien zu bekommen, sei es laut Latour meist notwendig, *immutable mobiles* (Latour 1986) zu erschaffen, die zwischen verschiedenen Orten unbeschadet hin und her wandern können und für die interessierenden Objekte, Subjekte oder Phänomene stehen sollen, die selbst nicht transportiert werden können. Dies könne, wie bei der Untersuchung von Latour, ein Stück Erde sein, das ein Naturphänomen repräsentiert. Repräsentation ist dabei auch in einem politischen, eher denn in einem rein epistemologischen Sinne zu verstehen (Callon 1987) und könne z.B. den Urwald in die Laboratorien bringen (Latour 1996, 191ff).

Für die Fälle, in denen es nicht möglich sei, aus dem interessierenden Element oder Phänomen ein Stück herauszustechen, kommen *inscription devices* (Latour und Woolgar 1986, 51)[14] ins Spiel, um ein *immutable mobile* aus einer Situation, einem Ereignis, Phänomen oder Objekt zu generieren, die selbst nicht transportierbar, zeitlich stabil, greifbar oder übertragbar seien. In einer von Karin Knorr-Cetinas (1999) Studien waren dies unter anderem die technischen Geräte in CERN, die visuelle und textuelle Ausdrücke[15] über das die Wissenschaftler*innen interessierende aber äußerst kurzlebige Ereignis herstellen. Auch die Sozialwissenschaften verfügen über eine große Anzahl an *inscription devices*, um unter anderem flüchtigen Momenten zeitlichen Bestand zu geben. Dazu zählen Beobachtungsprotokolle, Interviewmitschriften und Transkripte, Fragebögen in unterschiedlichsten Variationen und Formen,

14 Siehe für eine Zusammenfassung z.B. Law (2004, 20ff). *Inscription devices* und *inscribing* werden allerdings nicht nur für die Mobilmachung der interessierenden Objekte selbst verwendet, sondern ziehen sich durch alle möglichen Stadien von Forschungsprozessen.

15 Dass visuelle Ausdrücke mehr sind als reine Darstellungen, sondern ebenso als *inscription devices* angesehen werden müssen, hat Katja Mayer (2011) überzeugend dargelegt.

bei großen Erhebungen eine große Anzahl an Interviewer*innen, manche unterstützt von technischen Geräten wie Aufnahmegeräten, Fotoapparaten, Videokameras, Laptops, um Papier und Kugelschreiber zu ergänzen oder zu ersetzen (siehe dazu z.B. Konopásek 2008; Weist 2018 als auch den empirischen Teil dieses Buchs).

Inscribing verweise auf eine der häufigsten wissenschaftlichen Tätigkeiten, schließlich werde allerorts aufgeschrieben, umgeschrieben, etikettiert, gelesen oder gezeichnet. Die verschiedenen an Texten, Zahlen oder Bildern orientierten Tätigkeiten der anwesenden Menschen und Maschinen würden den Alltag an den wissenschaftlichen Stätten bestimmen. Latour und Woolgar beschreiben Wissenschaftler*innen und deren Laboratorien deshalb auch wie folgt: »a strange tribe who spend the greatest part of their day coding, marking, altering, correcting, reading and writing« (1986, 49). Ob in den Naturwissenschaften oder in den Sozialwissenschaften, die Anstrengungen würden darauf hinauslaufen, die interessierenden Phänomene oder Themen in einer spezifischen Form auf die Schreibtische zu bekommen. Als Text, Grafik, Diagramm, Zahl und Statistik[16] würden sie selbst auch wieder beschriftet, zerlegt, neu zusammengesetzt und in Zusammenhang mit anderen Texten, Zahlen usw. gebracht. Die Texte, Grafiken oder Zahlen würden so zu Objekten, die immer wieder manipuliert und in unterschiedliche Netze aus Referenzen eingebettet werden (können). In diesem Sinne lasse sich auch textorientierte wissenschaftliche Arbeit als materielle, körperliche Praktik erfassen und erforschen (siehe z.B. Konopásek 2008; Wansleben 2007).

Diese Perspektive auf etwas wissenschaftlich zu wissen kann als Hinwendung zur Materialität gedeutet werden. Für das Generieren und Fabrizieren von wissenschaftlichem Wissen, Tatsachen oder Fakten kann keines der Elemente der Praktiken von vornherein als bedeutender als andere angesehen werden. Die verschiedenen auf diese Weise produzierten Objekte sind genauso zu berücksichtigen wie der Körper und der Verstand der Wissenschaftler*innen. Welches Element der Praktik eine bedeutendere, untergeordnetere, entscheidendere oder gar keine Rolle spielt, hängt allein von den Situatio-

---

16 Diese Aktivitäten scheinen so zentral und dominant zu sein, dass ihnen in den ersten ethnografischen Untersuchungen von Laboratorien und den daraus entstandenen Texten entsprechend viel Raum und Zeit eingeräumt wurde. Knorr-Cetina (1991) widmet den Texten, die in diesen Settings entstehen, eigene Abschnitte und Kapitel und Latour und Woolgar sprechen von Laboratorien explizit als von einem »system of literary inscription« (1986, 52).

nen ab, von denen die sie betrachtenden Forscher*innen selbst auch ein Teil sind.

3.2 Etwas wissenschaftlich zu wissen und das Kreislaufsystem wissenschaftlicher Tatsachen

Um von wissenschaftlichem Wissen sprechen zu können, müssen an den spezifischen Orten, an den spezifischen *sites*, in den spezifischen Situationen – sei es in den Laboratorien der Technik- und Naturwissenschaften (Knorr-Cetina 1991; 1999; Latour 1986), in den Bibliotheken und Arbeitsstätten der Geisteswissenschaften (Wansleben 2007), an den Orten, wo Befragungen oder Beobachtungen stattfinden, an den greifbaren sowie auch virtuellen Arbeitsplätzen der quantitativen[17] und qualitativen (Konopásek 2008; Weist 2018) Sozialwissenschaften, bei Konferenzen, Tagungen und Meetings, im alltäglichen Leben der Forscher*innen und darüber hinaus –, die verschiedenen Objekte und Subjekte überzeugend und erfolgreich aufgeführt (*performed*) und durchgesetzt (*enacted*) werden. Das schließt sowohl die Körper und die Geräte in ihren Interaktionen, Verbindungen und Beziehungen untereinander als auch die Akteur*innen und Aktanten außerhalb der Labore und die Verbindungen zu diesen oder deren Ausbleiben ein. Von Bedeutung sind also all die Rekonfigurationen der Objekte und sozialen Ordnungen, die Wissenschaft ausmachen (Knorr-Cetina 1999, 26). Was aber heißt erfolgreiches Aufführen und Durchsetzen? Wie wird in diesem Verständnis etwas zu wissenschaftlichem Wissen, zu einer Tatsache? Wenn das Kriterium der Wahrheit, verstanden als mit der Realität übereinstimmend, und eine soziale Determiniertheit hier nicht greifen, was bleibt dann noch übrig? Die Antwort darauf lautet: Generell gar nichts, konkret allerdings sehr viel!

Eine für alle Situationen gültige Antwort zu geben, ist nicht möglich, weil es eine Frage ist, die in Anbetracht der Situation, der Akteur*innen und der Aktanten und deren Beziehungen untereinander zu beantworten ist. Anstatt eines generellen geht es hier um ein situiertes Wissens (*situated knowledge*) (Haraway 1991). Wissen sei in diesem Verständnis dabei immer eingebettet in soziomaterielle Praktiken. Für die ANT nach Latour, Law und Callon hänge erfolgreiches Aufführen besonders davon ab, ob genügend und ausreichend

---

17 Z.B. für die meinem Dissertationsprojekt und diesem Buch zugrundeliegende Studie zu materiellem Vermögen österreichischer Haushalte.

starke Verbündete in den und für die Praktiken gefunden werden können (Callon 1987; Law 1987). Dabei beschränkt sich die Liste der zu überzeugenden Verbündeten nicht nur auf die menschlichen Akteur*innen. So bezieht z.B. Callon (1987) auch die Jakobsmuschel, deren rückläufiger Bestand erklärt werden soll, als Akteurin und angestrebte Verbündete in die Erhebung mit ein. Was es heißt, Verbündete*r der Praktik wissenschaftlicher Wissensproduktion zu sein, falle damit immer unterschiedlich aus.

Ob die Welt nun den Zahlen, Fakten, Tatsachen, Argumenten, Aussagen oder Kategorien entspreche, sei dann keine interessante oder interessierende Frage mehr. Damit Wissen im kulturtheoretischen Verständnis als aktive Wissensordnung sinngenerierende Handlungen überhaupt ermögliche, sei eine äußere Realität als Kontrollinstanz nicht notwendig. Selbiges gelte auch für das wissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Wissen bzw. dafür, etwas wissenschaftlich oder sozialwissenschaftlich zu wissen. Es ist dann beispielsweise nicht relevant, ob es eine gesellschaftliche Realität gibt, die der mit Zahlen und Statistiken aufgeführten Gesellschaft entspricht, damit die in Zahlen und Statistiken aufgeführten gesellschaftlichen Verhältnisse als sinngenerierend generiertes Wissen fungieren und die Geflechte aus Verhalten und Handlungen zu Praktiken zusammenhalten können (siehe dazu z.B. Desrosières 1991; 2005; Espeland und Sauder 2007; Porter 1996; Vormbusch 2004; 2008). Die Trennung zwischen der Ontologie des draußen Seienden und der Epistemologie des das Draußen Abbildenden verliere dadurch ihre Grundlage (Mol 2002; Law 2004; Latour 2008a). Verkompliziert wird dies noch dadurch, dass – wenn der Ansatz ernst genommen wird – die durch die Praktiken hervorgebrachte Realität nicht nur als eine einfache, sondern als eine mehrfache, eine multiple Realität aufgefasst werden müsse[18] (siehe dazu auch Law 2009).

Wissenschaftliches Wissen ist ohne Praktiken, deren Element es ist, nicht denkbar. Etwas wissenschaftlich zu wissen, ist an die Soziomaterialität der Praktiken gebunden, die als Wissenschaft gelten. Damit ist es nur naheliegend, auch bei wissenschaftlichem Wissen vom Substantiv Abstand zu nehmen und stattdessen von wissenschaftlich wissen als Verb zu sprechen. Dabei ist die Soziomaterialität nicht auf die spezifischen wissenschaftlichen Prak-

18 Annemarie Mol (2002) hat dies eindrucksvoll anhand einer praxeologischen Studie zur Erkrankung Arterienverkalkung in einem holländischen Spital nachvollzogen und nachvollziehbar gemacht und wie durch die verschiedenen Praktiken und *social sites* multiple Körper hergestellt werden.

tiken oder *social sites (Universtäten, Laboratorien usw.)* begrenzt.[19] Wie die unterschiedlichen Praktiken oder *social sites* gemeinsam Wissenschaft und etwas wissenschaftlich zu wissen aufführen, ist eine empirische Frage, die nach Desrosières (1991) für die Wissenschaftsforschung und besonders für die Wissenschaftsgeschichte einen Perspektivenwechsel erfordere, der sich von Wissenschaft als Unternehmung einer geschlossenen, selbstständigen und unabhängigen Gemeinschaft oder Gruppe abwende[20]. Diesen Perspektivenwechsel fordert auch Latour ein, um der Gefahr zu entgehen, »in eine ›sogenannte‹ internalistische Sicht der Wissenschaft zurückzufallen« (2006, 103).

Um dies weiter zu unterstreichen, bringt Latour die Metapher des (Blut-)Kreislaufsystems der Wissenschaft ein. Anhand des historischen Beispiels von Frédéric Joliot und seiner Forschung zur Kernspaltung, die nicht nur die militärische Geschichte Frankreichs und der Welt beeinflusst hat, bricht Latour die beiden Modelle des Wissenschaftsverständnisses auf, die Erkenntnis entweder als internalistisch (in der Wissenschaft selbst) oder externalistisch verankert ansehen. Beide betrachten die Wissenschaft als einen harten Kern. Das internalistische Modell geht jedoch davon aus, dass sich aus diesem Kern wissenschaftliche Erkenntnisse begründen lassen, während das externalistische Modell davon ausgeht, dass erst durch spezifische soziale Kontexte Wissenschaft in die Lage versetzt wird, Erkenntnisse hervorzubringen. Beide seien für Latour nicht angemessen, um die Forschung von Joliot erfassen zu können, diese ist ungleich komplizierter und vielfältiger.

So habe Joliot in der Zusammenfassung von Latour (2006, 97ff), um die Laborexperimente durchführen zu können, mit den verschiedensten Institutionen, Akteur*innen und Aktanten zusammenarbeiten müssen. Er stand in Kontakt mit dem französischen Kriegsministerium, mit dem *Centre National de la Recherche Scientifique* (CNRS), also mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft in Frankreich, mit der Bergwerksgesellschaft *Unio Minièrie du Haut-Katanga*, um das Material für die Experimente im Labor zu erhalten. Wenn auch von Latour nicht ausbuchstabiert, verweist dies auch auf die kolonialistischen Wurzeln der europäischen Wissenschaft (siehe dazu z.B. Boatcă und

---

19 Ein Argument, für das sich auch Sheila Jasanoff (2004) unter dem Label des *co-production idioms* starkmacht.

20 Beide erwähnen allerding auch, dass diese Vorgänge nicht immer ohne Konflikte vonstattengegangen seien. So seien von den Forscher*innen Fähigkeiten und Einsatz verlangt worden, die weit über die ›reinen‹ wissenschaftlichen Tätigkeiten hinausgegangen seien.

Costa 2009; Reuter 2012), da das notwendige Material unter Zwang aus dem jetzigen Gebiet der Demokratische Republik Kongo entwendet wurde. Auch hatte er Kontakt mit der Forschungsgemeinschaft weltweit, die er beispielsweise über einen Artikel in der Zeitschrift *Nature* adressierte, von dessen Veröffentlichung ihm aber andere internationale Forscher*innen aus Angst vor einem Atomkrieg abrieten, und auch mit den Aktanten Uranoxid, Uranatom, Neutronen und schweres Wasser, ohne die ein Experiment zur kontrollierten Kettenreaktion gar nicht möglich gewesen wäre. Schweres Wasser brachte ihn, seine Forschung und seine Experimente auch in Kontakt mit der Welt der Spionage vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, da es durch seine Seltenheit zu einem relevanten Element der Politik der Kriegsvorbereitung geworden war. Um die Erkenntnisse aus den Experimenten Joliots in ihrer Gesamtheit erfassen zu können, erscheint damit eine Verkürzung auf die Forschungsseite oder die soziale und politische Seite alleine nicht angemessen. Die historische Beschäftigung mit der Forschung, mit der Mathematik, den Experimenten, den Uranatomen und Neutronen führt also auf der einen Seite, wenn es vollständig betrachtet werden soll, sowohl zur politischen Situation in Frankreich und der Welt als auch zu juristischen Fragen und Unternehmensinteressen, wenn es z.B. um die Vereinbarung mit der Bergwerksgesellschaft geht. Auf der anderen Seite führt die historische Beschäftigung mit der politischen und sozialen Situation in Frankreich und der Welt in die Laboratorien von Joliot und zur Mathematik, den Uranatomen und Neutronen.

All diese verschiedenen involvierten Atkeur*innen und Aktanten hatten allerdings nicht dieselben Interessen an der Forschung zur Kernspaltung. Dennoch mussten sie irgendwie zusammengebracht werden. Um das bewerkstelligen und das Experiment erfolgreich durchführen zu können, waren Übersetzungsleistungen notwendig. Die Bergwerksgesellschaft war an einer möglichen profitablen Nutzung des bis dahin ungenutzten Abfallprodukts Uranoxid interessiert. Das französische Rüstungsministerium an der Entwicklung einer mächtigen Waffe zur Wahrung nationaler Souveränität. Und Joliot war unter anderem daran interessiert, als erster eine erfolgreiche Kernspaltung durchzuführen. Ziel der Übersetzung musste es daher sein, das Ministerium dazu zu bringen, die Experimente finanziell zu unterstützen, und das Interesse von Forscher*innen zu wecken, die Experimente weiterzuführen. Letzteres gelang durch die »Gründung eines Laboratoriums zur Kernspaltung und die Wahrung zukünftiger nationaler Unabhängigkeit« (Latour 2006, 107). Das Ministerium forderte daraufhin ein, dass die Ergebnisse nicht nur für zivilen Nutzen, sondern auch – und wenn erfüllbar

vordringlich – zur Entwicklung von Waffen genutzt werden sollten. Auf diese Weise wurden soziale und politische in technische, und technische in soziale und politische Fragen verwandelt (2006, 119).

> »In der Tat kann sich die Arbeit Joliots nicht auf die Besuche in Ministerbüros beschränken. Nachdem er sein Laboratorium bekommen hat, muß er *mit den Neutronen selbst* verhandeln. Einen Minister zu veranlassen, Graphitvorräte freizugeben, ist das eine. Ein Neutron zu veranlassen, genügend abzubremsen, damit es ein Uranatom trifft, so daß dabei drei andere Neutronen frei werden, ist das etwas anderes?« (2006, 108).

Für den Erfolg oder Misserfolg von Experimenten oder Forschung generell sind alle Elemente entscheidend. Aufbauend auf Joliots Experimenten zur Kernspaltung und Kettenreaktion beschreibt Latour fünf Tätigkeitstypen, die sich als Netzwerk gedachte Knoten und Schleifen zeigen und die Wissenschaft in ihrer Arbeit berücksichtigen muss, um Untersuchungen, Experimente oder Erhebungen durchführen oder generell Forschung betreiben zu können: Instrumente, Kolleg*innen, Verbündete, Öffentlichkeit und Bindeglieder und Knoten. Die Bezeichnung Bindeglieder und Knoten ist ein Vorschlag für einen neutralen Ausdruck für »begrifflicher Inhalt« (2006, 120). Die fünf Tätigkeitstypen werden als kleinster gemeinsamer Nenner aller wissenschaftlichen Forschung angesehen, müssen sich aber nicht darauf beschränken. Sie passen sich immer an die gegebenen Situationen an. Sie bilden metaphorisch gesprochen ein Blutkreislaufsystem mit der Wissenschaft als Herz (Bindeglieder und Knoten). Dieses Zentrum könne nicht überleben, wenn ihm nichts zugeführt werde und wenn es keinen Input gebe. Es hätte keine Bedeutung, wenn es nichts gäbe, wohin es etwas abgeben könne, also keinen Output hätte (siehe Abbildung 1).

Unter *Mobilisierung der Welt* fasst Latour (2006, 122) alle Hilfsmittel, Werkzeuge, Methoden, Stätten (Laboratorien oder Computersysteme) und Zugänge, um die interessierenden Phänomene fassen, erfassen, transportierbar und bearbeitbar zu machen; um zu erreichen, dass sich nicht die Wissenschaftler*innen um die Objekte drehen, wie es z.B. in einer Ethnografie der Fall ist, bei der die Forscher*innen im Feld den Akteur*innen und den Aktanten folgen, sondern die Objekte um die Forscher*innen (z.B. die Notizen aus der ethnografischen Beobachtung), die beliebig zerstückelt, kommentiert und in neue Zusammenhänge gesetzt werden können (Muckel 2011).

Zur *Autonomisierung* zählt er all jene Tätigkeiten und Institutionen, die dazu dienen, so etwas wie eine wissenschaftliche Gemeinschaft herzustellen.

Abbildung 1: Der Blutkreislauf der Wissenschaft

3
Allianzen
(Verbündete)

5 Bindeglieder und Knoten

4
Öffentliche
Repräsentation

2
Autonomi-
sierung
(Kolleg*innen)

1
Mobilisierung der Welt
(Instrumente)

(Latour 2006, 121)

Tätigkeiten und Institutionen, die aus Akteur*innen Kolleg*innen machen. Für Latour bedürfe Forschung Kolleg*innen, die über die Herausbildung »eigener Bewertungs- und Relevanzkriterien« (2006, 123) so etwas wie Disziplinen, »Cliquen« oder ein »unsichtbares Kolleg« erschaffen. Eine Ansammlung an Akteur*innen, an die sich Forscher*innen real (z.B. Austausch auf Konferenzen, in Peer-Review-Verfahren) und fiktiv (z.B. beim Verfassen von Berichten über Zitate, Verweise, Hinweise) richten und an denen sie sich ausrichten können, um der eigenen Forschung Glaubwürdigkeit zu verleihen. Spezialist*innen, die Forschung sowohl kritisieren als auch aufgreifen und nutzen. Ohne Kolleg*innen und Institutionen (z.B. Universitäten, Zeitschriften), die gemeinsam für sich und nach außen hin in Anspruch nehmen, Mitglieder von Wissenschaft bzw. von bestimmten wissenschaftlichen Disziplinen zu sein, gebe es keine Tätigkeit, die als wissenschaftlich bezeichnet werden könne. Wissenschaft ist nur Wissenschaft, wenn sie als solche aufgeführt (*perform*) wird.

Die Kolleg*innenschaft allein ist allerdings nicht ausreichend, um Zugriff auf die nötigen Ressourcen für Forschungsunterfangen zu erhalten. Dafür sind *Allianzen* entscheidend. Es müssen die Gruppen und Institutionen mobilisiert werden, die über die entsprechenden Mittel verfügen. So musste Joliot Unternehmen und die Politik überzeugen. Auf die Sozialwissenschaften übertragen bedeutet das: Wer in Österreich z.B. Zugang zu Institutionen wie Schule, Polizei oder Krankenhaus erlangen möchte, um dort Beobachtungen oder Interviews durchführen zu können, muss die institutionellen Vertreter*innen (z.B. für Schulen in Wien die Bildungsdirektion, die Direktor*innen, die Elternvertreter*innen) für sich gewinnen. Sie müssen davon überzeugt werden, dass die Forschung den laufenden Betrieb nicht stört, die Ergebnisse nicht gegen die Institution verwendeten werden und im besten Fall auch für sie etwas Positives herausspringt. Aber auch die Finanzierung der Forschung (z.B. über Forschungsfonds) hängt davon ab, ob die Wissenschaft die entsprechenden Entscheidungsträger*innen als Verbündete gewinnen kann. Dass diese Allianzen sehr brüchig sein können, zeigte sich 2009 in Österreich, als der damalige Wissenschaftsminister überraschend ankündigte, aus dem *Europäischen Kernforschungszentrum CERN* aussteigen zu wollen[21].

Um dies (erfolgreich) zu verhindern, wendeten sich die betroffenen Wissenschaftler*innen nicht nur an die Politik, sondern über offene Briefe, Petitionen und Interviews auch an die Medien, die Akteur*innen außerhalb von Politik und Wissenschaft erreichen. Für Latour ist *öffentliche Repräsentation* ebenso relevant wie alle anderen Schleifen und nicht nur, um die Finanzierung der Forschung aufrechtzuerhalten:

> »Diese massive Sozialisierung neuartiger Objekte – Atome, Fossilien, Bomben, Radaranlagen, Statistiken, Theoreme –, die ins Kollektiv aufgenommen werden, diese ganze wogende Unruhe und diese Kontroversen erschüttern die Alltagspraxis der Menschen und laufen Gefahr, das normale System der Überzeugungen und Meinungen umzustoßen. Das Umgekehrte wäre erstaunlich, denn wozu soll Wissenschaft dienen, wenn nicht um die Assoziierungen von Menschen und Dingen zu verändern?« (Latour 2006, 126f).

Dies bringt Akteur*innen mit ihren unterschiedlichen Kompetenzen und Fähigkeiten zu den Wissenschaftler*innen, sodass alle einen Kreislauf bilden, gleichzeitig verlangt dieser Prozess von den Wissenschaftler*innen, so sie

21 Quelle: https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/A/A_00609/fnameorig_158801.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

sich aktiv und selbst um diese Repräsentation kümmern, besondere Fähigkeiten (z.B. Übersetzen der Fachsprache in Alltagssprache). Wie auch immer sie sich im Konkreten ausgestaltet, diese Schleife ist nicht weiter von den wissenschaftlichen Inhalten, den Ergebnissen, den *Bindegliedern und Knoten* entfernt als alle anderen.

Die *Bindeglieder und Knoten* bilden die Themen, Inhalte und Ergebnisse der Forschung – die wissenschaftlichen Aussagen. Auch wenn er diese als Herz bezeichnet und in das Zentrum der Visualisierung stellt, seien sie nicht relevanter als alle anderen Schleifen im Kreislaufsystem. Sie bilden keinen unabhängigen Kern und die *Mobilisierung, Allianzen, Öffentlichkeit* und *Autonomisierung* deren Kontext. Ob *Bindeglieder und Knoten* – wissenschaftliche Aussagen – zu Wahrheiten, zu harten Fakten werden und zu ›Dingen‹ mit Bestand werden, hängt davon ab, ob und wie alle Elemente des Kreislaufsystems zusammenarbeiten.

Auch die von der Statistik erschaffenen ›Dinge‹ erhalten ihren Charakter als harte Fakten nicht, weil sie Realität repräsentieren, sondern weil sie mit harten sozialen Fakten verknüpft sind. In den historischen Studien von Desrosières (1991, 198) waren die harten Fakten unter anderem Institute, Gesetze und das Zollwesen. In einer Untersuchung von Sarah Igo (2007; 2011) zur frühen Geschichte der Meinungsumfragen in den USA waren es z.B. Meinungsforschungsinstitute, Zeitungen und Fernsehen. In den 1930er Jahren verband George Gallup die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten mit seinem statistischen Konzept der Zufallsstichprobe, um den Ansatz einer einflussreichen Zeitschrift, *Literary Digest,* auszuhebeln, die über Befragungen ihrer Abonnent*innen regelmäßig versuchten, Wahlausgänge vorherzusagen. Über unter anderem diese öffentlich ausgetragene Konkurrenz zwischen den beiden Herangehensweisen, wurde die Zufallsstichprobe zu der auch heute noch weitverbreiteten und bevorzugten Methode der quantitativen Umfrageforschung (Diekmann 2003, 325ff). Das ist die Art, wie statistische Dinge und Zahlen solide gemacht werden oder wie sie zusammengehalten werden (*hold together*) – ein Ausdruck den Desrosières von Latour ausgeliehen hat.

Nicht alle Zahlen und Statistiken besitzen allerdings diese dauerhaft machende Härte. So sind die Zeitungen voll von Zahlen, die nach kürzester Zeit wieder verschwinden. Welchen ›Härtegrad‹ die erhobenen Zahlen und Statistiken zu Vermögen in Österreich haben, ist Gegenstand der Untersuchung im empirischen Teil des Buches. Dabei wird sich Latours Metapher des Kreislaufsystems als hilfreich sowohl bei der Produktion als auch Analyse des empirischen Materials erweisen. Sie motivierte dazu, den Aktanten aktiv zu den

verschiedenen Schleifen und Verbindungen zu folgen, also von einer *one-sited* zu einer *multi-sited ethnography* (Marcus 1995; Hine 2007b) im Sinne von Latour überzugehen. Es war aber auch hilfreich, die Besprechung des Materials zu strukturieren und die Analysen nachvollziehbar zu machen. Für die Handhabung des empirischen Materials greife ich auf den analytischen Ansatz der *situational analysis* von Adele Clarke (2005) zurück, der im nächsten Kapitel besprochen wird.

4 Situational Analysis und praxistheoretische multi-sited Untersuchungen

Ausgangspunkt dieses Kapitels sind offene Fragen zur Herangehensweise und Planung der empirischen Arbeit, die sich in der Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur für mich stellen. Bei der Planung der empirischen Arbeit unter praxissoziologischer Perspektive war ich und auch einige meiner Kolleg*innen und Teilnehmer*innen des postgraduierten Lehrgangs des IHS mit der Herausforderung konfrontiert, die praxissoziologischen Prämissen angemessen empirisch-methodologisch umzusetzen. Wie sich im Verlauf der Kurse am IHS herausstellte, besteht zumindest in der praxissoziologischen Forschungsrichtung eine starke gelebte Trennung zwischen empirischem und theoretischem Arbeiten. Die beiden Leiter*innen der Einheiten zu den empirischen Methoden am IHS, Uwe Flick und Gabriele B. Christmann, hatten nach eigenen Angaben nur wenig Erfahrung mit den Praxistheorien. Demgegenüber stand das fast ausschließlich auf Theorien fokussierte Seminar von Andreas Reckwitz, einem Mitbegründer und häufig herangezogenen Referenzautor in Fragen der theoretischen Ausarbeitung der Praxissoziologie. Als Referenz für eine auf die Praxissoziologie ausgerichtete bzw. mit dieser kompatiblen Arbeit mit empirisch-methodologischem Schwerpunkt fand sich in seinem Reader nur ein Text von Stefan Hirschauer (2001), »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen«. Auch Theodor Schatzkis Seminar, der zweite oft herangezogene Referenzautor in Fragen der theoretischen Fundierung sozialer Praktiken, legte den Schwerpunkt komplett auf die sozialtheoretische Begründung der Praxistheorie. Das legte sein akademischer Hintergrund in Philosophie bereits nahe.

Als praxissoziologische empirische Arbeiten hatten wir im Verlauf der Kurse neben Hirschauers Arbeiten zur »interaktiven Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeiten« (1989) und zur aktiven Generierung von Fremdheit, dargestellt anhand von Beobachtungen beim Fahrstuhlfahren (1999),

noch Paula-Irene Villas (2002) Körper- und Tangotanzstudie und die auf Bourdieus Habituskonzept aufbauenden Studien zu Gender und Wissenschaft von Beaufaÿs (2003) und Engler (2001) behandelt. Die gewählten empirischen Methoden fielen bei diesen unterschiedlich aus. Ein Fokus lag auf ethnografischer Selbst- und Fremdbeobachtung, im Falle von Hirschauers Fahrstuhlstudie ergänzt durch historisches Material der technosozialen Entwicklung von Aufzügen. Beaufaÿs Studie basiert auf biografischen Interviews und Englers Studie auf Beobachtungen und Interviews. Neben diesen empirischen Texten sind für meine Arbeit noch die bereits erwähnten Untersuchungen im Feld der Wissenschaftsforschung relevant, besonders die von Latour, Woolgar (1986) und Knorr-Cetina (1991; 1999). Sie basieren auf Beobachtungen vor Ort, wobei nicht nur Handlungen von Forscher*innen, sondern auch Artefakte, produziertes Material und die Räume selbst Gegenstand der Beobachtung sind. Beobachtet wurde dabei nicht Handeln, sondern ein Set an Praktiken und die Rekonfigurationen an Subjekten und Objekten, die wissenschaftliche Wissensproduktion ermöglichen und gestalten. Interviews bzw. die Nachfrage dessen, was vor sich gehe, wenn die sich vor Ort befindlichen Anthropolog*innen mit dem Gesehenen nichts anfangen können, werden von Latour und Woolgar (1986, 54f) als wenig erhellend zurückgewiesen, da dabei nur die in den Laboratorien schon beobachteten, wenn auch möglicherweise unverständlichen Logiken reproduziert würden.

Für mein Vorhaben und die Fragestellung sah ich in Bezug auf die Materialgenerierung mehrere Anknüpfungspunkte zu den behandelten Studien. Sowohl Beobachtungen als auch das Zusammentragen von Dokumenten wie (Forschungs-)Berichten oder Journalartikeln und für das Feld relevanten gesetzlichen Regelungen (z.B. Ausschreibungen, Bedingungen für Forschungsförderungen) waren in unterschiedlichem Ausmaß im Rahmen meiner Arbeit möglich. Obwohl Interviews von einigen Vertreter*innen des praxeologischen Ansatzes (z.B. Hirschauer) als irrelevant abgelehnt und für Laborstudien als ungeeignet angesehen, zog ich sie nichtsdestotrotz als Materialquelle in Betracht. Die in den Interviews stattfindende und durch die Interviewsituation provozierte Verbalisierung und Rationalisierung routinisierter Handlungen und Entscheidungen sind Teil alltäglicher wissenschaftlicher Praktiken und folgen ihrer eigenen spezifischen Logik. Damit sind sie Teil der interessierenden Situation und haben eine ähnliche Stellung wie die vom Feld erzeugten oder benutzen Dokumente.

Zur Analyse, Verarbeitung, Nutzbarmachung und Darstellung des generierten Materials wird zum größten Teil auf Variationen ethnografischen

Schreibens zurückgegriffen, angelehnt an oder angesehen als Weiterentwicklung von Geertz' (1977) *thick description*-Ansatz. Explizite methodische Auseinandersetzungen auf Basis von praxistheoretischen oder diesen nahestehenden sozial- und wissenschaftstheoretischen Annahmen finden sich etwa bei Stefan Hirschauer (2001) und John Law (2004). Für meine Fragestellung der Verwobenheit der Strukturen mit den Logiken, Artefakten und dem impliziten Wissen bzw. *knowing* sozialwissenschaftlicher Praktiken erschienen diese Ansätze durch deren Fokus auf mikrosoziologische Phänomene allerdings als problematisch und nur begrenzt anschlussfähig. So ist es nicht verwunderlich, dass Latour sein Konzept des Kreislaufsystems wissenschaftlicher Tatsachen, das Wissenschaft mit den verschiedenen notwendigen humanen und nicht-humanen Elementen (z.B. *inscription devices*), der wissenschaftlichen Gemeinschaft, Allianzen mit Ökonomie und Politik und der Öffentlichkeit in Zusammenhang bringt, nicht anhand seiner anthropologischen oder ethnografischen Laborstudien, sondern in einer breiteren, wissenschaftshistorischen Studie entwickelte (Latour 2006, 119ff).

Dadurch schied das ethnografische Schreiben und die dichte Beschreibung für meine Fragestellung durch ihren Fokus auf einzelne Akteur*innen, Handlungen und Situationen eher aus. Das von Adele Clarke (2005; 2008) vorgeschlagene *theory/method package* der *situational analysis* bot sich als interessante Alternative an, da es theoretische Vorannahmen mit den Praxistheorien teilt und den Fokus auf die Analyse der Verwobenheit von mikro- und makrosoziologischen Elementen und deren Relationen legt. Die *situational analysis* hat ihre Wurzeln (unter anderem) in der Grounded Theory Anselm Strauss', erweitert diese allerdings um Aspekte aus anderen sozialwissenschaftlichen und theoretischen Richtungen. Die der Strauss'schen Grounded Theory zugrundeliegenden wissenschaftstheoretischen und soziologischen Grundannahmen sollen zunächst überblicksartig behandelt werden.

Clarkes Auseinandersetzung mit den epistemologischen und ontologischen Annahmen des Symbolischen Interaktionismus, der Grounded Theory, der Grounded-Theory-Forschungspraxis und ihr Vorschlag, wie die Grounded Theory unter dem Label der postmodernen bzw. interpretativen Wende (Clarke u.a. 2017) neu gefasst werden könne, bildet sowohl einen eigenen Schwerpunkt, ist aber auch als Vorarbeit zur Darstellung der sozialtheoretischen Wurzeln der *situational analysis* zu verstehen. Im vorletzten Abschnitt werde ich Clarkes Vorschlag, anhand von Visualisierungen über Karten das analytische Denken zu unterstützen, darstellen und ihre Argumente für die-

sen Zugang in Abgrenzung zu den auf Narrativen aufbauenden Techniken diskutieren.

4.1 Wissens- und sozialtheoretisches Fundament der Grounded Theory

In der Einleitung seiner Auseinandersetzung mit Strauss' wissenschaftstheoretischen Vorannahmen stellt Jörg Strübing fest, Methodologien und Methoden basieren auf erkenntnis-, wissenschafts- und sozialtheoretischen Annahmen, die die Gestalt der Verfahren ebenso prägen, wie sie ihrer Rechtfertigung die argumentative Basis geben (2008, 37). Epistemologische und ontologische Annahmen schreiben sich also in die Methoden oder Methodologien ein, verpassen ihnen eine eigene Agenda, ganz wie Dinge in der ANT und in Clarkes *situational analysis* verstanden werden (Clarke 2005, 60ff). Der von Clarke gewählte Begriff des *theory/method package* verweist auf diese Verflechtung von theoretischen Annahmen und Methodologie, worunter Clarke sowohl die Grounded Theory als auch die *situational analysis* zusammenfasst, indem sie auf Susan Leigh Stars Definition von 1989 zurückgreift:

> »Star [...] framed such packages as including a set of epistemological and ontological assumptions along with concrete practices through which a set of practitioners go about their work, including relating to/with one another and the various nonhuman entities involved in the situation« (Clarke 2005, 4).

Nach Strübing werden in vielen Beiträgen und Auseinandersetzungen zur Grounded Theory diese sozialtheoretischen Annahmen allerdings vergessen.[1] Strübings bezieht sich jedoch hauptsächlich auf eine der Grounded Theory zugrundeliegenden theoretischen Strömungen, nämlich den (amerikanischen) Pragmatismus, wie er besonders von John Dewey oder Charles S. Pierce geprägt geworden sei.[2] Die zweite theoretische Schule, auf die sich Strauss

1 Das liege laut Strübing (2008, 37f) auch daran, dass Anselm Strauss selbst wenig getan habe, die Bezüge seiner Grounded Theory Methodology zu den zugrundeliegenden Annahmen systematisch offenzulegen.

2 In den unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Auffassungen sieht Strübing auch den Hauptgrund für das Auseinandergehen von Strauss und Glaser (2007).

bezieht und die in Clarkes Auseinandersetzung stärker im Zentrum steht, ist die Chicagoer Schule bzw. der Symbolischen Interaktionismus.[3]

Für Strauss selbst scheinen beide Richtungen komplementär und für seine Arbeit untrennbar miteinander verbunden zu sein. Mehrere Hinweise dazu finden sich in seinem Buch *Continual Permutations of Action* (1993), in dem er sich theoretisch und ohne explizite Bezugnahme auf die Grounded Theory Methodology mit *action/interaction/social worlds* auseinandersetzt, immer entlang beider Theorieschulen, des (amerikanischem) Pragmatismus und des *Chicagoer Sociological Interactionism*. Über das Verhältnis dieser Schulen schreibt er:

> »As is generally recognized, there was a direct connection between University of Chicago interactionists sociology and philosophic Pragmatism. The sociologists absorbed some of the philosophers' assumptions […] building them into their sociological versions of philosophical principles« (1993, 3).

Ihm zufolge sei es die Soziologie, die Elemente der pragmatischen Philosophie in ihre Arbeits- und Denkweise aufnehme. Dabei würden die Inhalte und Annahmen eine Transformation erfahren. Wie Strauss anhand der Frage, was die Grundannahmen einer Theorie des Handelns (*action*) sein könne, ausführlich darlegt, seien die philosophischen Theorien von *action* nicht für den Gebrauch in der Soziologie entwickelt worden. Sie seien Auseinandersetzungen mit anderen philosophischen Traditionen entwachsen:

---

3 Da ich die Grounded Theory Methodology hier unter dem Gesichtspunkt der Bearbeitung durch Adele Clarke behandeln möchte und sie auf Strauss' Version aufbaut, konzentriere ich mich in der kurzen Darstellung auch ausschließlich auf diese. Es soll trotzdem nicht unerwähnt bleiben, dass die beiden Gründungsfiguren, Barney Glaser und Anselm Strauss, nach ihrer ›Entdeckung‹ (Glaser und Strauss 1967) der Grounded Theory getrennte Wege gegangen sind. Dennoch haben beide weiterhin versucht, jeweils ›ihrer‹ Grounded Theory einen Stempel aufzudrücken. Es kann also von DER Grounded Theory oder DER Grounded Theory Methodology nicht gesprochen werden. Diese geschichtlich produzierte Doppeldeutigkeit einer Methodologie ohne begriffliche Differenzierung nimmt deswegen verständlicherweise in Darstellungen und Auseinandersetzung zur Grounded Theory Methodology einen nicht unerheblichen Platz ein (siehe dazu z.B. Mey und Mruck 2007b). Für eine andere, aber interessante Darstellung der Grounded Theory Methodology mit den Konzepten der sozialkonstruktivistischen Wissenschaftsforschung mit Fokus auf die Bedeutung von Analysesoftwarepaketen für die Analysepraxis siehe Konopásek (2008).

> »These are specifically philosophical issues, not immediately sociological ones, albeit the stand taken on them most assuredly affect the kinds of sociologists that we become. Philosophical tasks, however, are not identical with sociological ones« (1993, 21).

Diese Übersetzung des Philosophischen bzw. die Vermengung der philosophischen Theorien mit den soziologischen Aufgaben- und Zielsetzungen scheint auch in der von Strübing angeführten Textstelle auf[4], wenn er der wissenschaftstheoretischen Hintergrund von Strauss' (und Corbins) Grounded Theory beschreibt. Bei Strauss und Corbin heist es:

> »We follow closely here the American pragmatist position […]: A theory is not the formulation of some discovered aspect of a preexisting reality ›out there‹. To think otherwise is to take a positivistic position that […] we reject, as do most other qualitative researchers. Our position is that truth is enacted […]: Theories are interpretations made from given perspectives as adopted or researched by researchers« (Strauss und Corbin 1994, 279).

Strübing übersetzt dabei *enacting* mit Handlung, bzw. genauer mit »dass Wahrheit im Handeln entsteht« (2008, 38), was dem Begriff nicht ganz gerecht wird, aus Mangel an einem angemessenen deutschen Äquivalent ist diese Entscheidung allerdings nachvollziehbar. Alternativ könnte eine Übersetzung auch so lauten: *performieren*, *in Kraft setzen* oder *durchsetzen*. Die von Strübing gewählte Übersetzung kann aber auch noch einen anderen Grund haben. So stehen *action* und *interaction* im Zentrum von Strauss' Forschungsstrategie und seiner wissenschaftstheoretischen Perspektive in *Continual Permutations of Action* von 1993[5]. *Action* wird in den deutschsprachigen Übersetzungen und Auseinandersetzungen mit Handlung übersetzt. In den *Basics of Qualitative Research*, die er gemeinsam mit Juliet Corbin verfasst hat, findet sich auch das Bekenntnis:

---

4 Strübing (2008, 38) verweist zwar auf einen englischen Text, das Zitat ist aber auf Deutsch. Da er keine Angaben dazu macht, kann ich nur davon ausgehen, dass das deutsche Zitat auf seiner eigenen Übersetzung beruht.

5 Darin findet sich auch ein Satz, der Strauss' persönliches Engagement in dieser Sache unterstreicht: »Live may be more than action and interaction, but surely they are so central to our lives that sometimes I am amazed at how this crucial part of our existence gets overlooked as a theoretical concern by social scientists« (1993, 49).

»Of all the paradigm features, action and/or interaction lie at the heart of grounded theory. The manner in which any phenomenon is expressed is through purposeful and related action/interactional sequences« (1990, 159).

Strauss' Begriff von *action ist* fundiert im Symbolischen Interaktionismus und im Pragmatismus, wobei er Mead folgend *action* immer als Interaktion zwischen Gruppenmitgliedern auffasse und nicht als individuellen Akt (1993, 21). Sein Verständnis von *action* basiert auf mehrere Grundannahmen unter anderem dessen historischen oder biografischen und zeitlichen Charakter und seine Untrennbarkeit mit dem Körper und Emotionen. Rationalität und Mittel-Zweck-Abwägungen werden den *actions* nicht von vornherein unterstellt. Bedeutung(en) werde(n) symbolisch über Interaktionen generiert, was auch die externe(n) und interne(n) Welt(en) mit einschließe. Ein Aspekt von *action*, der über den Symbolischen Interaktionismus in der Grounded Theory Methodology zum Tragen komme, wird besonders von Clarke (2005, 1) als wichtig hervorgehoben. Es ist die Anbindung an und die Umsetzung von Meads Konzept der Perspektive. Diese Berücksichtigung der Perspektive sei auch einer der Gründe dafür, warum Clarke die Grounded Theory in der Version von Strauss als interessant für postmoderne oder interpretative Theoriestränge erachte.

Die Untrennbarkeit der epistemologischen und ontologischen Aspekte von den Forschungspraktiken, die gemeinsam überhaupt erst so etwas wie eine Methodologie bilden, lässt sich mit Clarke nun noch schärfer fassen. In der Forschungspraxis der Grounded Theory werde der Symbolische Interaktionismus und (amerikanische) Pragmatismus *enacted* und activ getan (*doing* Clarke 2005, 4). Streng genommen bedeutet das für das Forschungsvorhaben auf das dieses Buch aufbaut, dass diese Methodologie nicht zur Verfügung steht, wenn dem Vorhaben eine andere sozial- und wissenschaftstheoretische Annahme zugrunde liegt. Die Grounded Theory Methodology ist ohne Adaptierungen nicht ohne den Symbolischen Interaktionismus und (amerikanischen) Pragmatismus zu haben.

Aber wie sieht es mit den einzelnen Teilen aus, die als notwendige Vorarbeit für die *situational analysis* herangezogen werden können? Lassen sich Teile aus dem gesamten Gebilde Grounded Theory herausbrechen, die anschlussfähig für sozial- und wissenschaftstheoretische Richtungen jenseits des Symbolischen Interaktionismus und (amerikanischen) Pragmatismus sind und gerade einmal die generellen Grundannahmen teilen, die (fast) allen qualitativen Forschungspraktiken zu eigen sind? Lässt sich dies bewerkstelligen, ohne in eine theoretische Beliebigkeit in Bezug auf die Verwendung der Groun-

ded Theory zu verfallen, was nach Clarke auch von Strauss und Glaser in »The Discovery of Grounded Theory« schon problematisiert wurde (Clarke 2005, 3)? Strauss und Corbin scheinen im später erschienenen *Basics of Qualitative Research* zumindest zum Teil dieser Meinung zu sein, wenn sie z.B. das Kapitel zum axialen Kodieren mit dem Hinweis abschließen:

> »We suggest that those of you who are only interested in, or whose projects involve, theme analysis or concept development might consider stopping your reading of the book here« (1990, 115).

Sie sehen also in ihrer Grounded Theory die Möglichkeit, selektiv an die Methodologie heranzugehen, wenn dies auch nur gut überlegt und dem Forschungsprojekt angemessen geschehen solle.

Ohne es explizit auszuformulieren, scheint Adele Clarke vergleichbar für die *situational analysis* vorzugehen. Sie greift auf bestimmte Elemente der Grounded Theory zurück, z.B. auf das offene Kodieren, um die Originaldaten aufzubrechen und sich darüber mit den Daten vertraut zu machen. Das offene Kodieren sei für sie eine hilfreiche Technik und eine notwendige Vorbereitung auf die *situational analysis*. Clarke schätzt ebenfalls Memos und Diagramme, weil sie das analytische Denken unterstützen. Ebenso wie Strauss (und Corbin) trennt sie Datenerhebung und Analyse nicht voneinander, sondern legt nahe, mit der Analyse sofort nach der ersten Erhebung zu beginnen. Dadurch werde ein theoretisches Sampling[6] ermöglicht. Die Praxis des Fragenstellens fördere laut Clarke die theoretische Sensibilität. Strauss' und Corbins Darstellung der Prozeduren und Techniken der Grounded Theory folgend, spricht meiner Meinung nach nichts dafür, anzunehmen, dass bei diesen Teilelementen die spezifischen auf *action* und *interaction* basierenden sozial- und wissenschaftstheoretischen Grundannahmen mitübernommen werden müssen. Diese Elemente und Techniken erscheinen durch ihre Offenheit und Flexibilität zugunsten der Forschungsfragen und der Beschaffenheit des Feldes auch für andere theoretische Richtungen anschlussfähig. Explizit und unumgehbar präsent sind diese Annahmen vor allem in den Kodierparadigmen des axialen Kodierens und damit auch in der auf dieses Paradigma aufbauenden Technik des selektiven Kodierens sowie in der spezifischen Form der Konditionalmatrix. Clarke entwickelt eine Alternative dazu, sowohl über eine

6 Wobei sie das theoretische Sampling an die analytischen Übungen genauer die *maps* der *situational analysis* anknüpft. Die Ausrichtung auf Ereignisse (*incidents* und *events*) anstatt auf Personen sei ein wichtiger Schritt hin zur *situational analysis*.

Auseinandersetzung mit den sozial- und wissenschaftstheoretischen Grundannahmen als auch mit der Forschungspraxis.

Clarke sieht die *situational analysis* jedoch nicht als Ersatz für die Grounded Theory an, sondern als Erweiterung an den Stellen, wo die Grounded Theory mit den postmodernen sozial- und wissenschaftstheoretischen Wurzeln einer empirischen Methodologie nicht kompatibel sei. Anders als Strübing konzentriert sich Clarke auf den Symbolischen Interaktionismus und lässt den Pragmatismus als Label außen vor, berücksichtigt ihn allerdings inhaltlich[7]. Über den Symbolischen Interaktionismus legt sie ihre Überzeugung dar, dass die Grounded Theory als Methodologie den postmodernen Richtungen immer schon nahegestanden habe und damit auch für entsprechende Fragestellungen nutzbar sei. Sie geht dabei in drei Schritten vor: Inwiefern ist der Symbolische Interaktionismus anschlussfähig? Wo zeigt sich die Forschungspraxis der Grounded Theory als widerspenstig? Welche Strategien sind nötig, um die Grounded Theory eine postmoderne oder interpretative Wende vollziehen zu lassen?

Sie zählt sechs Punkte auf, an denen sich zeigen lasse, dass der Symbolische Interaktionismus immer schon der postmodernen oder interpretativen Wende nahe gestanden habe. Besonders Meads Fokus auf die Perspektive steche hierbei hervor. Die sechs Punkte werden an dieser Stelle nur selektiv und kursorisch wiedergegeben. Für Clarke sei das Besondere an Meads Position, dass nicht nur die Perspektive, sondern auch die Natur sozial konstruiert werde, d.h. ohne Perspektive nicht denkbar sei (2005, 6). Das dieser Auffassung inhärente Konzept des Sozialkonstruktivismus werde im Symbolischen Interaktionismus noch durch einen materialistischen Konstruktivismus ergänzt. Subjekte, Handlungen, Aktanten, Bedeutungen, Diskurse oder Strukturen seien eingebettet in eine materielle Welt, der Bedeutung relational verliehen werde und die damit auch als sozial konstruiert angesehen werden müsse. Ein weiterer wichtiger Punkt finde sich in der Technik des offenen Kodierens, weil in sie die dekonstruktivistisch-analytische Perspektive unumgänglich eingeschrieben sei. Schließlich werde Lesen immer temporär, partial, provisorisch und perspektivisch ausgeübt. Daten, Texte und Situationen würden keine Essenz besitzen, die es aufzudecken gelte (2005, 8). Auch die Ausrichtung von Strauss' Grounded Theory auf prozesshafte Analysen und die Auffassung von Unterschieden als Variationen, die es zu berücksichtigen und nicht zu reduzieren gelte, findet hier Erwähnung. Als letzten Punkt

7 Eine Einschätzung, die Strübing (2008, 9) nicht teilt.

wirft Clarke die sozialökologische Tradition der Chicagoer Schule auf, die in Strauss' Konzept der *social worlds/arena* und der Konditionalmatrix einen neuen Anstrich bekommen habe. Besonders die Konzipierung der offenen und flüssigen Grenzen dieser Welten und Arenen verleihe diesem Konzept einen postmodernen Charakter.

Demgegenüber arbeitet Clarke auch mehrere widerspenstige Gewohnheiten der Grounded Theory Forschungspraxis heraus. Sie führt sie auf den Entstehungshintergrund der frühen Grounded Theory Literatur zurück.[8] So sieht Clarke in der Forschungspraxis den Geist des amerikanischen Positivismus konserviert (2005, 11). Darunter falle auch der Mangel an Reflexivität über den Forschungsprozess und dessen Produkte. Forderungen, Forscher*innen sollten unsichtbar, unvorbereitet und unbedarft an die empirische Forschung herangehen, würden dem komplexen sozialen Verhältnis der empirischen Forschung nicht gerecht werden. Forscher*innen würden, wenn sie empirische Forschung betreiben, in mehreren Relationen sichtbar und bemerkbar werden (z.B. im Verhältnis zum Feld oder zur empirischen Situation, zur eigenen wissenschaftlichen Gemeinschaft und zu sich selbst). Sie würden nicht nur persönliches Interesse an oder Erfahrung mit einem Thema und Feld besitzen, sondern hätten auch einen langen, einflussreichen, strukturierten und in ihrer Struktur umkämpften (Aus-)Bildungsweg hinter sich. Das Forschungsvorhaben – ob Auftrags- oder Antragsforschung oder Dissertation – sei eingebettet in eine Situation mit unterschiedlichen Positionen, Akteur*innen und Aktanten, die Einfluss auf die Forschung nehmen könnten. Unter diesen Bedingungen erscheine die Forderung, den Forschungssubjekten aus ihrer Perspektive heraus eine Stimme zu geben, als nicht erfüllbar. Was mit Forschung erreicht werden könne, sei ein Anspruch, der von den Forscher*innen selbst gewählt werden müsse, da nur sie dies bewerkstelligen können. »Instead of hiding behind method, I am proposing with many others that as researchers, we become more visible and accountable for, in, and through our research« (2005, 13).

---

8 Es soll hier nicht unterschlagen werden, dass Clarke diesbezüglich explizit und bewusst ihre Position und damit Perspektive offenlegt, von der aus sie den Symbolischen Interaktionismus und die Grounded Theory untersucht: »The notion of recalcitrancies is, of course, relative to one's goals. My goals, emerging from feminisms, antiracisms, and related commitments to equity, are to create approaches to empirical research that take difference(s), power, contingency, and multiplicity very seriously.« (2005, 11)

Ein weiteres Erbe der Gründungszeit, das Clarke überwunden wissen will, sei die Tendenz der Forschungspraxis zu einer starken Vergröberung und Vereinfachung der interessierenden Phänomene oder Situationen, auch in der Darstellung der Forschungsberichte, etwa durch das Betonen von Ähnlichkeiten und Kohärenzen oder der Konstruktion von singulären gegenüber multiplen Prozessen. Problematisch erscheint ihr auch die Differenzierung von Daten in ›negative‹ oder ›abweichende‹ und ›positive‹ oder ›typische‹ Fälle. Dafür gebe es keine angemessene Grundlage. Auch seien Vorstellungen vom Wert methodologischer Reinheit für den angestrebten Zweck hinderlich.

Clarkes vorgeschlagene Strategie, die Grounded Theory für Forschungsvorhaben in der postmodernen oder interpretativen Tradition zugänglich zu machen, umfasst mehrere in der empirisch analytischen Forschungspraxis zu berücksichtigende Positionen und Perspektiven. Diese Strategien leiten sich zu einem großen Teil aus den bisher beschriebenen Widerständen ab und verstärken die hervorgehobenen Aspekte des Symbolischen Interaktionismus. Nach Clarke müssen die analytisch und empirisch arbeitenden Forscher*innen zur Kenntnis nehmen, dass Wissen, Wissensproduktion und deren Produzent*innen – dazu zählen sowohl Forscher*innen als auch die interessierenden Akteur*innen und Aktanten – unweigerlich in Situationen eingebettet seien. Es gebe damit kein wahres, richtiges Wissen, sondern nur *situated knowledge* (Haraway 1991). Die Situationen[9] und nicht (einzelne) Phänomene

9 Clarke bietet keine formale Definition von Situationen an, sondern bezieht sich auf drei Inspirationsquellen, um hervorzuheben, was sie darunter versteht (2005, 21f): Zum einen nimmt sie Bezug auf das Thomas-Theorem von William und Dorothy Swayne Thomas und zwar in einer Interpretation, die auf Mead zurückgreift. Sie hebt damit den perspektivischen, relationalen und ökologischen Charakter von Situationen hervor. Zum anderen verweist sie auf C. Wright Mills Gegenüberstellung von *situational* und *abstract questions*. Dem liegt zugrunde, dass immer die Bedingungen identifiziert werden müssen, unter denen Sprachakte zu Indikatoren für Motivation werden können, zu einflussreichen Elementen von Interaktionen. *Situational questions* suchen eben danach, die Situationen aufzuspüren, in denen bestimmte verbalisierte Motive eine soziale Funktion in Form der Koordinierung von Handlungen erfüllen können, da dies nicht generell, abstrakt in der Sprache gegeben ist. Die dritte Quelle ist Donna Haraways Begriff *situated knowledge*, der Wissen als relational und nicht absolut begreift. Situation begreift Clarke deswegen auch als mehr als die Summe ihrer Teile. Die Gestalt der Situation werde durch die Relationen der Elemente zueinander und zur Situation mitbestimmt, was wiederum Ähnlichkeiten zu Schatzkis (2002) Verständnis von *sites* aufweist.

sind die analytische Ebene, auf die sich Clarke in ihrem *theory/methode package* bezieht. Situationen seien keine starren und zeitlosen, sondern temporäre, veränderliche und veränderbare Gebilde oder *assemblages*.[10] Ziele von empirischen Forschungsvorhaben könnten damit keine zeitlosen formalen Theorien sein. Clarke teilt damit die Auffassung einiger Sozialwissenschaftler*innen wie Denzin und Blumer, dass die Entwicklung von *sensitizing concepts*, die eine Blickrichtung nur suggerieren würden, gegenüber *definitive concepts* im Fokus sozialwissenschaftlicher Unternehmungen stehen müssen (Clarke 2005, 28). Die Verwendung von Karten sei eine weitere Strategie, um die Widerstände zu überwinden. Auch die Hinwendung zu narrativen, visuellen und historischen Diskursen gehöre hier dazu. Diese Strategien konkretisiert sie durch eine sozialtheoretische Fundierung entlang verschiedener theoretischer Forschungsrichtungen und deren Verknüpfungen.

4.2 Sozialtheoretisches Fundament der *situational analysis*

Als sozialtheoretische Grundlage für die *situational analysis* greift Clarke Strauss' Konzept der *social worlds* und *social arena* auf. Damit verbindet sie einen Teil von Strauss' eigener theoretischer Arbeit (1993) mit einer auf die Grounded Theory Methodology aufbauenden empirischen Methode.[11] Sie erweitere das *social world*-Konzept durch drei neue Wurzeln: Foucaults Diskurstheorie, die Inklusion nicht-humaner Elemente als Aktanten mit eigener Geschichte, Agenda, Klasse und Gender und eine neue Konzeptualisierung von Strauss' Konditionalmatrix hin zu einer *situational matrix*.

Den Ansatz, über Karten Situationen zu analysieren, baut Clarke auf Strauss' spätere Versuche auf, verstärkt interaktionistische Strukturen – ver-

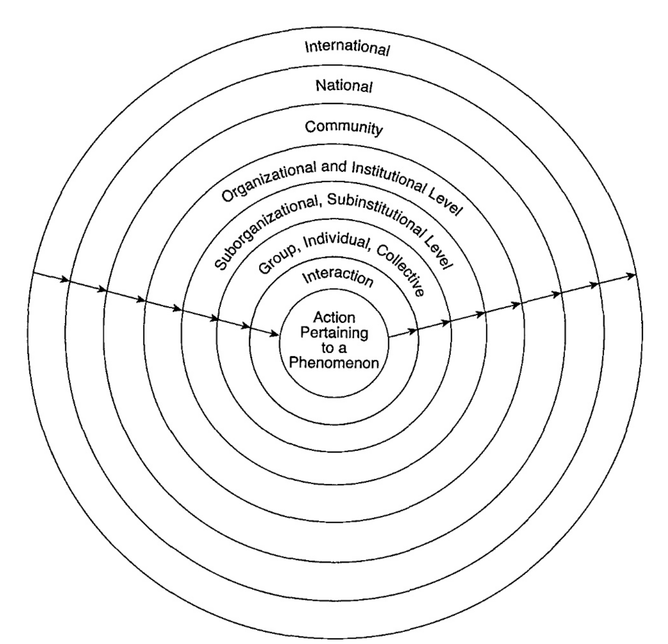
---

10 Diese Temporalität von Situationen prägt auch das Selbstbild von Clarkes Forschungspraxis. Theorie und Empirie werden als aktives Tun und nicht als Produkte oder feste Elemente aufgefasst. Sie spricht passenderweise häufig von *theorizing* (siehe dazu auch das Kapitel *Wissen als Praktik*).

11 Es ist interessant zu sehen, dass sowohl Strauss als auch Clarke die Vorliebe teilen, ihre Beiträge mit biografischen Notizen anzureichern. In ihrem Beitrag zum Sammelband *Developing Grounded Theory: The Second Generation* (2008) erzählt Clarke die traurige Anekdote, dass sie Anselm Strauss bei einem Dinner von der Idee erzählt, die Grounded Theory in seiner *social worlds theory* neu zu begründen, und Strauss begeistert darauf reagiert habe. Das Vorhaben, dies gemeinsam weiter zu diskutieren, habe dann aber aufgrund Strauss' Ableben nicht realisiert werden können.

standen als anhaltende, gegebene Aspekte oder Konditionen von Situationen (Clarke 2005, 65) – in die Analyse von sozialen Prozessen aufzunehmen. Während Strauss und Corbin (1990, 163f) diese Strukturen als Kontext der Prozesse ansehen, die mehr oder weniger nah am Kern der interessierenden Prozesse liegen, diese umgeben und rahmen würden – visualisiert anhand einer Konditionalmatrix (siehe Abbildung 2) –, umgeht Clarke die Mikro-/Makro-Unterscheidung und legt den Schwerpunkt auf die Situationen und darauf, was in diesen abwesend oder anwesend ist. Dieser Aspekt ist nicht nur für meine Fragestellung ergiebig, sondern weist auch viele Berührungspunkte mit den Praxistheorien und der ANT auf.

Abbildung 2: Strauss' und Corbins Konditionalmatrix



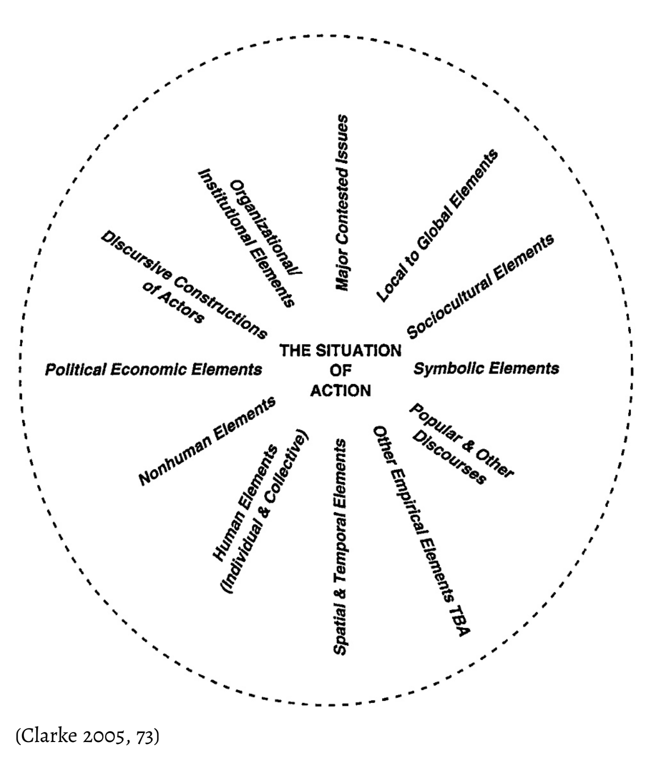
(Original Strauss und Corbin 1990, 163. Abbildung übernommen aus Clarke 2005, 68)

Für Clarke seien die als wichtig erachteten kontextuellen Elemente, ob Strukturen oder Machtelemente, in der Situation selbst vorzufinden. Sie können in der Situation nur anwesend sein, sich bemerkbar machen, oder aber abwesend sein und aufgrund der Abwesenheit keine Relevanz haben. Welche Form die Strukturen oder die Bedingungen der Situationen haben und wie sie sich bemerkbar machen, sei keine Frage, die a priori und kategorisch beantwortet werden könne, sondern es sei eine genuin empirische Frage (2005, 66). Dabei sei es irrelevant, ob Strukturen als global oder lokal, extern oder intern, nah oder entfernt (von was auch immer) angesehen und konstruiert werden. Wichtig ist für Clarke nur die Frage: »How do these conditions appear – make themselves felt as consequential – inside the empirical situation under examination?« (2005, 72). Ob und inwiefern Strukturen (nationale Förderstrukturen, Organisationsstrukturen usw.) oder Diskurse (z.B. darüber, was eine neue, sozial robuste Wissenschaft auszeichnet) Elemente der interessierenden Situationen sind, betreffe die empirische Frage, ob sie in der Situation vorhanden sind oder nicht. Um den Unterschied zu Strauss' Ansatz zu verdeutlichen, stellt Clarke der Visualisierung der Konditionalmatrix die Visualisierung ihres Ansatzes der *situational matrix* gegenüber (siehe Abbildung 3).

Hervorzuheben ist zudem der radikal relationale Ansatz von Clarkes *situational analysis*, demnach alle Elemente einer Situation, ob nun Akteur*innen oder Aktanten, Gruppen, Personen oder Strukturen in Relation zueinander und in Relation zur Situation stehen. Die Eigenschaften der Elemente – auch grundlegende Eigenschaften wie z.B. human oder nicht-human – seien immer Eigenschaften in Relation zu anderen Elementen und der Situation. Als Beispiel führt sie hier Studien zur Stammzellenforschung an. Dort gehe es um die Frage, welche Eigenschaften Föten von unterschiedlichen Gruppen zugesprochen werden. So sind sie für die Stammzellenforscher*innen nichtmenschliche Objekte, für die *Recht-auf-Leben*-Bewegungen aber menschliche Subjekte, weshalb es sich überhaupt erst lohne, für sie zu kämpfen.

Eine der zentralen Strategien zur Umgestaltung der Grounded Theory stellt das Arbeiten mit empirisch-analytischen Karten dar. Laut Clarke seien sie *analytic devices*, die ein Arbeiten und Analysieren mit empirischen Daten unterstützen, aber auch leiten sollen, indem die beschriebenen ontologischen und epistemologischen Annahmen darüber realisiert werden. Denn für die *situational maps* gelte dasselbe wie für die Grounded Theory Methodologie: Die Methode sei nicht ohne die Theorie zu haben. Die Karten dienen dem Ziel der *situational analysis* »to analyze a particular situation of interest through

Abbildung 3: Clarkes Situational Matrix



(Clarke 2005, 73)

the specification, re-representation, and subsequent examination of the most salient elements in that situation and their relations« (2005, 29). Nicht unterschlagen werden dürfe außerdem der reflexive Schluss, demzufolge die interessierende Situation über die drei Arten von Karten erst empirisch konstruiert werde. Das betrachtet Clarke allerdings nicht als Manko, sondern als besonderes Merkmal (2008, 210). Die drei Arten von Karten, die Clarke zur Analyse der Daten über Visualisierung anbietet sind: *situational maps*, *social worlds/arenas maps* und *positional maps*.

a) *Situational Maps* basieren auf Fragen wie: Wer und was ist in der interessierenden Situation? Wer und was zählt in der Situation? Welche Elemente »machen einen Unterschied« (2005, 87) in dieser Situation. Es gehe bei

den *Situational Maps* darum, die wichtigsten menschlichen, nichtmenschlichen, diskursiven und anderen Elemente der interessierenden Situation zu bezeichnen. In einem weiteren Schritt werden die Relationen der Elemente untereinander und zur Situation untersucht.

b) *Social worlds/arenas maps* dienen zur Analyse der kollektiven Akteur*innen und deren Involviertsein in verbindlichen und diskursiven Arenen. Clarke bezeichnet diese Karten als »mesolevel interpretation of the situation« (2008, 210).

c) *Positional Maps* verfolgen mehrere Zwecke. Mit ihrer Hilfe werden die eingenommenen und nicht eingenommenen Hauptpositionen in den Daten gegenüber bestimmten Themen, die in der untersuchten Situation aufgeworfen werden, abgebildet. Solch eine Karte spannt sich über spezielle Achsen auf, die Differenzen, Anliegen und Kontroversen zu den vorhandenen Themen repräsentieren sollen. Nicht jede mögliche Position innerhalb des durch die Achsen aufgemachten Möglichkeitsraums wird bzw. muss auch von den Akteur*innen und Aktanten eingenommen werden. Die Forscher*innen seien nicht nur in der Verantwortung, über empirische Genauigkeit bei der Datenerhebung die Vertreter*innen von den mannigfachen Positionen zu erfassen, sondern sollen analysieren, warum welche Position nicht eingenommen wird, eingenommen werden kann oder eingenommen werden darf. Damit werde die Frage von Macht, Dominanz und Autorität berührt.

Bei den Karten der *positional maps* komme auch der Anspruch zur Geltung, den Schweigenden eine Stimme zu geben, allerdings in einer anderen Art als in manchen Versionen der Grounded Theory angenommen. Zugrunde liege diesem Ansatz, dass in Situationen nicht nur anwesende, aktive und einflussreiche Akteur*innen und Aktanten vorhanden seien, sondern auch implizite, an- und abwesende, die in der Situation nicht zu Wort kommen, aber auf unterschiedliche Weise relevant seien. Sie können physisch anwesend sein, aber auf unterschiedliche Weise zum Schweigen gebracht werden. Andere seien wiederum präsent, indem diskursiv auf sie Bezug genommen werde (2005, 46)[12]. In den *positional maps* gehe es aber nicht nur darum, die Positionen der Akteur*innen in den Situationen hervorzuheben, sondern auch darum,

12 Ein Beispiel dafür sind Wissenschaftlerinnen und BPoC Wissenschaftler*innen in der traditionellen Geschichtsschreibung akademischer Disziplinen und Zweige (siehe dazu auch Beaufaÿs 2003; Keim 2008; Boatcă und Costa 2009; Reuter und Villa 2009).

dass die Forscher*innen aktiv mögliche, aber nicht eingenommene Positionen bezeichnen, aufzeigen und damit unter Umständen auch hervorbringen. Forscher*innen werden hier stärker in die Verantwortung genommen. Ergänzend dazu muss noch erwähnt werden, dass Positionen in den *positional maps* nicht mit Individuen oder Gruppen korrelieren und assoziiert werden können, sondern als Positionen innerhalb eines Diskurses ganz im Sinne Foucaults: »Positions on positional maps are positions in discourses.« (2005, 126)

Ganz in der Tradition von Strauss' Kodierverfahren seien die drei Karten nicht als getrennte Phasen der Forschungsarbeit gedacht, sondern als ineinandergreifende Hilfestellungen, um anhand der Daten und Materialien das analytische Denken zu unterstützen. Nichtsdestotrotz könne die *situational map* wie eine Einsteigerkarte betrachtet werden, vergleichbar zum offenen Kodieren bei Strauss und Corbin. Memos unterschiedlicher Art sollen die Generierung, die beständige Arbeit an den Karten und damit die Transformation der Karten begleiten. Es sei dabei aber nicht das Ziel, eine starre Repräsentation der Situation zu generieren oder eine Karte zu erzeugen, die die Situation am ›besten‹ abbilde. Die Karten seien nicht als analytische Endprodukte gedacht (2008, 84). Sie sollen von den Daten und Materialien nicht wegführen, sondern als analytische Hilfsmittel dienen, als Stimulans für analytisches Denken. Im Vordergrund stehe die Unterstützung des analytischen Denkens. Theorien werden als aktives Theoretisieren gedacht. Die Karten sollen nichts darstellen, hinter dem sich die Forscher*innen verstecken sollen (2008, 13).

Die Visualisierung anhand von Karten biete laut Clarke zudem einige interessante Vorteile gegenüber den auf Narrativen gestützten Techniken, ohne letztere als irrelevant bezeichnen zu wollen (2005, 30). Bezogen auf die Forschungspraxis können Karten als visuelle Darstellungen die eigenen gewohnten Arbeitsweisen aufbrechen und dadurch helfen, die Dinge neu und anders zu sehen. Als großen Vorteil hebt Clarke hervor, dass es in und auf den Karten leichter falle, zwischen Positionen, Diskursen, Aktanten usw. herumzuwandern und zu wechseln, leichter zumindest als in langen Texten und Narrativen. Auch De- und Rekonstruktion (*demapping* und *remapping*) der eigenen Arbeit falle bei Karten leichter. Einen weiteren Anreiz zur Verwendung der Karten sieht Clarke auch in Bezug auf die Forschungsfragen und -inhalte: Über Karten sei es leichter, Verbindungen und Ansammlungen (*assemblages*) in ihren Relationen herzustellen. Karten seien dabei ein Werkzeug der Kontrolle und Aneignung sowie ein Hilfsmittel, um »Fragen zu materialisieren« (2005, 30). Eine weitere Stärke von Karten bestehe darin, als *boundary objec-*

ts[13] zu fungieren, mit denen Heterogenität, Vielfalt und Unordnung in einer Art gehandhabt werden könne, dass sie geteilte Eigenschaften beibehalten, selbst wenn sie von verschiedenen (kollektiven) Akteur*innen und Aktanten interpretiert bzw. benutzt und dabei in ihrem jeweiligen Sinn transformiert werden. Außerdem können Karten sehr gut als räumlich-zeitliche Narrative fungieren.

Was die Visualisierung über Karten nicht leisten könne: »No method overcomes the situatedness of its users. A method can, however, attempt to use situatedness to improve the quality of the research« (2005, 30). Was in den Karten gesehen werde, sei immer perspektivisch, mit den Forscher*innen an dem bestimmten Ort und zu der bestimmten Zeit verknüpft.

4.3 Abschließende Überlegung zur Situational Analysis

Ziel dieses Kapitels ist es, die Anschlussfähigkeit der Grounded Theory Methodology in der Erweiterung von Adele Clarke in Richtung *situational analysis* für mein Forschungsvorhaben herauszuarbeiten. Diese Auseinandersetzung ist notwendig, da ich meiner Arbeit eine theoretische Richtung zugrunde lege, die von den ontologischen und epistemologischen Grundlagen der Grounded Theory in der Prägung von Anselm Strauss durch ihren Fokus auf Handlungen und die Trennung von Kern und Umgebung in zentralen Punkten abweicht. Der in praxissoziologischen Ansätzen übliche Fokus auf die ethnografische Methode in Gefolge von Geertz' *thick description* wirft für mein stärker auf die Relation von Mikro- und Makroelementen fokussiertes empirisches Unterfangen jedoch schwer zu behebende Anschlussprobleme auf. Hier bietet die *situational analysis* von Adele Clarke einen eine Lösung und produktiven Ansatz an.

Ich teile sowohl die Auffassung von Strübing als auch von Clarke, dass eine Methodologie nicht ohne ihre epistemologischen und ontologischen Grundlagen gedacht bzw. nicht ohne sie gearbeitet werden könne. In meiner Untersuchung ist das Strauss' (und Corbins) Grounded Theory Methodology, da Adele Clarkes *situational analysis* auf diese sowohl sozial- und wissenschaftstheoretisch als auch forschungspraktisch aufbaut. Strübings Auseinandersetzung mit der epistemologischen Grundlage der Grounded Theory Methodology unterstellt dabei eine Abgeschlossenheit oder Untrennbarkeit der Ele-

13 Zu dem Konzept der *boundary objects* siehe Star und Griesemer (1989).

mente dieser Methodologie, die Clarke – ohne es allerdings so explizit zu bezeichnen – nicht zu teilen scheint. Ich nehme sie für mein Vorhaben ebenfalls nicht an. Dabei geht es nicht darum, der Vorstellung zu verfallen, die Grounded Theory sei problemlos auf alle wie auch immer gelagerten Theorierichtungen anwendbar oder eine Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden epistemologischen und ontologischen Annahmen sei überflüssig. Stattdessen geht es um eine bewusste, wohlüberlegte und dem eigenen Projekt hilfreiche Auswahl, Verwendung und Anwendung entscheidender Analyse- und Arbeitstechniken der Grounded Theory.

Diese Auseinandersetzung ist auch deswegen notwendig, da die *situational analysis* selbst keine umfassende Methodologie darstellt. Sie baut auf notwendige Vorarbeiten mit dem Datenmaterial auf und auf Techniken und Perspektiven der Grounded Theory. Diese Techniken umfassen das offene Kodieren, das theoretische Sampling, die Notwendigkeit, Datenerhebung und Analyse zu verknüpfen, das kontinuierliche Schreiben von Memos und Zeichnen von Diagrammen sowie die Relevanz des Fragenstellens. Diese Techniken und Elemente betrachte ich als so offen und flexibel, sodass sie mit anderen sozialtheoretischen Richtungen verbunden werden können. Eingeschrieben sind die ontologischen und epistemologischen Überzeugungen Strauss' vor allem in den weiteren Schritten des Kodierparadigmas und in der Konditionalmatrix. Hierfür bietet die *situational analysis* eine Alternative.

Clarkes Auseinandersetzung mit dem Symbolischen Interaktionismus unter dem Blickwinkel der postmodernen oder interpretativen Wende legt den Grundstein für ihre Strategie, die Grounded Theory an dieser Wende teilhaben zu lassen. Ihre gewählte Strategie umfasst eine neue Fundierung dieser Methodologie in Strauss' Konzept der *social worlds* und dessen Verknüpfung mit weiteren theoretischen Konzepten. Diese Auffassung von Situationen ähnelt stark Schatzkis (2002) Beschreibung der *social sites* als Geflecht aus Praktiken und Ordnungen und berührt damit den Kern des hier angestrebten Forschungsinteresses.

Während Clarke aus verständlichen Gründen keine formale Definition davon anbietet, was sie unter einer Situation versteht, fasse ich für meine Arbeit unter einer Situation alle räumlich sowie zeitlich verstreuten, aber zusammenhängenden Vorgänge, Objekte, Subjekte, Diskurse und Strukturen zusammen, die durch das Forschungsinteresse und die Forschungsarbeit koproduziert und eingegrenzt werden. In meiner Arbeit umspannt die interessierende Situation mehrere Jahre und überschreitet einige Ländergrenzen. Eine bestimmte Form und Grenze erhält diese Situation durch verwobene

Praktiken, Ordnungen und die beteiligten Akteur*innen und Aktanten, mit denen ich mich in meiner Forschungsarbeit beschäftigt habe. Ganz im Sinne Adele Clarkes stehe ich nicht außerhalb der Situation, die ich (er-)klären will. Ganz im Gegenteil, ich bin vielleicht sogar der Akteur, der das größte Interesse daran hat, der untersuchten Situation eine bestimmte Form mit erkennbaren Grenzen zu geben, da ich das Ziel verfolge, die Situation nachvollziehbar zu machen, um sie Leser*innen näher zu bringen und sie als Verbündete zu gewinnen[14].

14 Z.B. für die positiven Gutachten der Dissertation, die diesem Buch vorrausgingen. Siehe dazu die Auseinandersetzung zu Latours (2005) Fassung von Forschungsberichten als *textual accounts* und zur Frage, was es in der ANT bedeutet, erfolgreich etwas wissenschaftlich zu wissen (Kapitel *Wissen als Praktik*).

5 Ein praxistheoretischer Blick auf Zahlen und Statistiken

Für die Zusammenfassung des ersten Teils möchte ich noch einmal die Frage aufwerfen: Wie werden aus Zahlen und Statistiken zu Nationen, Gesellschaften und Menschen Tatsachen? Oder präziser: Wie erlangt die Art, etwas wissenschaftlich zu wissen, Signifikanz und einen faktengleichen Status?[1] Es gab und gibt mehrere Ansätze, diesen Fragen nachzugehen. Durch die Verortung dieses Buchs im Feld der Wissenschaftsforschung und der Praxistheorien sind mir für meine Arbeit zwei Ansätze allerdings von vornherein verwehrt. Weder kann ich argumentieren, dass eine ›Realität da draußen‹ die falschen von den richtigen Zahlen trennt, letztere als Fakten auszeichnet und darüber die Zeit und die harte Arbeit rechtfertigen, die in deren Produktion (streng nach Vorschrift) gesteckt wurden. Noch kann ich argumentieren, dass eine andere, soziale ›Realität da draußen‹ die Wahrnehmung und Handlung der Beteiligten determiniert und bedingt, sodass manche Zahlen als richtig und faktisch, andere hingegen als falsch angesehen werden.

Beeinflusst von Autor*innen wie Donna Haraway, Karin Knorr-Cetina, John Law, Bruno Latour und Annemarie Mol und vielen anderen liegt dieser Arbeit ein Verständnis von Wissenschaft, Wissensproduktion und Faktengenerierung zugrunde, das die Bedeutung von Akteur*innen, Aktanten und Praktiken und deren Relationen zueinander stärker in den Blick nimmt. Mit John Law (2004, 13) lässt sich die wissenschaftliche Wissensproduktion und Faktengenerierung als mehr oder weniger chaotisches Gefüge von konkreten

1 Wenn ich hier von Zahlen und Statistiken spreche, meine ich hauptsächlich Statistiken als Ergebnis wissenschaftlicher Praktiken. Zahlen und Statistiken können allerdings auch im Rahmen anderer Praktiken und Performances hervorgebracht werden, z.B. Statistiken, die von der öffentlichen Verwaltung wie den Krankenkassen zur Verfügung gestellt werden.

Zusammenhängen zwischen Akteur*innen, Aktanten, Praktiken und deren Kontexten umschreiben. Diese Sichtweise hebt nicht nur die Bedeutung der Akteur*innen und Aktanten hervor, sondern auch deren Beziehungen untereinander, ihre Routinen, Körper, Emotionen und ihre Situiertheit. Dabei ergänzt John Law diese Umschreibung noch mit der Feststellung, Wissenschaft bringe in ihrer Praxis ihre Welt hervor und beschreibe sie zudem. Dies unterstreicht die Notwendigkeit, von einer Trennung zwischen Epistemologie und Ontologie Abstand zu nehmen (siehe dazu auch Mol 2002; Latour 2008a). Was in der entsprechenden Literatur der Wissenschaftsforschung unter Praxis oder Praktiken verstanden wird, erscheint mir allerdings über weite Strecken nicht ausreichend klar definiert.[2] Die Praxistheorie, besonders in der Form, wie sie Ted Schatzki ausgearbeitet hat, sehe ich als hilfreich an, weil sie diesen offenen Begriff zu füllen vermag. Praktiken seien demnach als sich zeitlich entfaltender und räumlich verstreuter Nexus von *doings* und *sayings* zu verstehen (1996, 89). Sie können auf drei Arten gebündelt sein, um eine identifizierbare Praktik hervorzubringen: durch ein praktisches Verständnis, ein Set von Regeln und eine teleoaffektive Struktur (Schatzki 2002, 77ff)[3]. Was die Praxistheorien dabei von anderen Ansätzen auszeichnet, ist, dass die vereinigenden Elemente als Charakteristika der Praktiken angesehen werden, nicht aber als Charakteristika der Akteur*innen (oder Aktanten). Akteur*innen – und ich würde auch Aktanten hinzunehmen – agieren als Träger*innen (*agents*) der Praktiken.

Die Praxistheorie ist allerdings keine homogene und klar abgegrenzte Theorieschule, sondern eine Ansammlung von Arbeiten von Forscher*innen mit thematischen Gemeinsamkeiten und in einigen Grundzügen geteilten sozialtheoretischen Schwerpunkten. Aber ganz gleich, welche Unterschiede sonst vorherrschen, was alle Arbeiten auszeichnet, ist der Fokus auf den dynamischen und sich beständig entwickelnden Charakter sozialer Phänomene. Dies drückt sich unter anderem in einer Verschiebung im Vokabular aus.

2 Dass ich dies als Problem erachte, liegt zu einem gewissen Teil sicherlich auch an meinem akademischen Hintergrund als Absolvent der Fakultät für Soziologie der Universität in Wien, an der ich viel Zeit damit verbracht habe, Definitionen von Schlüsselkonzepten zu lesen, zu lernen und zu diskutieren.

3 Hierin unterscheiden sich die verschiedenen Autor*innen, die unter dem Label Praxistheorien lose zusammengefasst werden. So arbeitet Andreas Reckwitz (2002) eine umfassendere Liste der Arten und Weisen heraus, wie Handlungen zu Praktiken gebündelt werden können. Für einen Vergleich zwischen Reckwitz' und Schatzkis Ansatz siehe Jonas (2009).

So werden vermehrt Verben gebraucht und weniger Substantive. Diese Verschiebung betrifft laut Wanda Orlikowksi auch das Thema Wissen. Wissen, so führt sie aus, »is enacted in the moment, its existence is virtual, its status provisional« (2002, 252f). Auch besteht in der Literatur eine klare Übereinstimmung darüber, dass der Platz des Sozialen und damit der Platz der Sozialanalyse multipel, räumlich verstreut und temporär sein müsse. In dieser Hinsicht weisen die in den verschiedenen Arbeiten benutzten Metaphern und Narrative einige Ähnlichkeiten auf.

Bei Schatzki findet sich dies in seiner Fassung der *social sites* wieder, die er als vielseitig durchsetzt mit anderen Praktiken und Arrangements – oder kürzer: anderen *social sites* – beschreibt, die sowohl nur vorübergehend als auch auf längere Zeit bestand haben können (2002, 150). Als eine der Hauptaufgaben der *social sites*-Analysen sieht er es deswegen an, diesen verschiedenen, in den *social sites* involvierten Geflechten aus Praktiken und Ordnungen nachzugehen (Schatzki 2003, 197f). Ein vergleichbares Bild wird in der ANT gezeichnet durch die Nutzung der Netzwerk-Metapher und durch die Auffassung von Handlungen als notwendigerweise verwoben, beweglich, delegiert und übersetzt (Latour 2005, 166). Methodologisch findet dies eine Entsprechung in Marcus' Fassung einer *multi-sited ethnography* (1995) und in Clarkes vorgeschlagener Weiterführung der Grounded Theory hin zu einer *situational analysis* (2005), die ich für meine eigene Arbeit mit dem empirischen Material aufgegriffen habe.

Teil II: Fallstudie

Vorbemerkungen

In Zahlen und Statistiken über Menschen, Gesellschaften und das Zusammenleben sprechen und denken zu können, ist eine historisch erarbeitete soziale Fähigkeit und Leistung, wie Alain Desrosières (2005), Sarah Igo (2007) und andere (Kern 1982; Porter 1996) in ihren historischen Studien vielfältig aufzeigen und argumentieren. Erarbeitet werden Zahlen und Statistiken unter Beteiligung unterschiedlicher Akteur*innen, Aktanten, Organisationen und Institutionen aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und dem, was Öffentlichkeit genannt wird. Von Interesse sind damit deren unterschiedlichen soziomateriellen Umgebungen, *sites* und Praktiken. Mit meiner Fallstudie greife ich diese Perspektive auf und wende mich den Zahlen und Statistiken der gegenwärtigen Gesellschaft zu, die derzeit diskutiert, umkämpft und produziert werden. Dabei teile ich Siegfried Lamneks (1995a, 4ff) Darstellung, die Fallstudien nicht als eigene Methode oder Methodologie, sondern als Forschungsansatz zu betrachten, der unterschiedliche Erhebungstechniken oder Methoden der Datengenerierung (z.B. Interviews, Dokumente, Beobachtung) nutzt, um die interessierenden Fälle zu erfassen. Robert Yin (2002) vertritt in seinem Lehrbuch zu *case studies* eine ähnliche Sichtweise, wenn er von ihnen als *research strategy* spricht.

In meiner Untersuchung verfolge ich allerdings nicht unbedingt das Ziel, den Fall in seiner Totalität oder Ganzheitlichkeit (Lamnek 1995b, 6, 8) zu erfassen. Anders als die von Lamnek angeführten üblichen Untersuchungsobjekte – »Personen, Gruppen, Kulturen, Organisationen oder Verhaltensmuster« (Lamnek 1995b, 6) – liegen meiner Fallstudie die ›typischeren‹ Untersuchungseinheiten zugrunde, nämlich Phänomene, Instanzen oder Beispiele (Gerring 2006, 17). Ähnlich wie Schatzkis Verständnis der *site ontology* (2002 siehe auch das Kapitel »Schatzkis social sites«) werden Fallstudien als empirische Untersuchungen aufgefasst, die von einem untrennbaren Zusammenhängen von Phänomenen und Kontexten ausgehen. So geht Yin in der tech-

nischen Definition von *case studies* davon aus, dass empirische Untersuchungen etwas seien, »that investigates a contemporary phenomenon within its real-life context, especially when the boundaries between phenomenon and context are not clearly evident« (2002, 13).

Wie im Theorieteil dargestellt, lässt sich mit Adele Clarke und der ANT diese Aussage noch weiter zuspitzen. Es lassen sich die Grenzen zwischen Phänomen und Kontext komplett aufheben, indem man den Kontext als Teil des Phänomens auffasst, der in ihm und durch es überhaupt erst realisiert oder auch *enacted* wird. Diese Zuspitzung untermauert den Anspruch an eine Fallstudie, eine eigene und eigenständige Forschungsstrategie zu verfolgen. Damit widerspricht sie einer vielleicht noch immer vorherrschenden Vorstellung, dass Fallstudien hauptsächlich zur Vorbereitung quantitativer Erhebungen dienen (siehe dazu Lamnek 1995a, 8ff).

Das mich interessierende Phänomen lautet: Wie können Befragungen bzw. Erhebungen zur finanziellen und materiellen Situation von Haushalten in Österreich zu Wissen über Gesellschaft und Menschen werden. Außerdem geht es darum herauszufinden, wie die Arbeit und Beschäftigung einer Handvoll Forscher*innen vollzogen werden, wie also deren Aktivitäten und Entscheidungen Zahlen und Statistiken hervorbringen, die – wenn auch nicht unumstritten – für die Haushalte in Österreich sprechen sollen. Wie werden dabei Ort und Zeit überbrückt? Wie arbeiten unterschiedliche *sites* zusammen und wie kommen sie überhaupt zusammen, um diesen Zahlen und Statistiken ihre Bedeutung zu verleihen? Dabei verweile ich nicht bei den Forscher*innen und ihren Arbeitsstätten, sondern berücksichtige auch, wie Akteur*innen außerhalb der Produktionsstätten der Forscher*innen mit diesen Zahlen arbeiten und deren Bedeutung und Aussagekraft mittragen. Wie machen sie diese Zahlen zu einem generellen Wissensbestand, zu etwas, womit man argumentieren und arbeiten kann? Auch wird die Bedeutung von Wissenschaftlichkeit und Objektivität außerhalb der Stätten der Wissensproduktion mitverhandelt und wirkt zurück auf die Wissensproduktion selbst.

Besondere Relevanz erhalten diese Themen, da Quantifizierung, Zahlen und Statistiken in der gegenwärtigen politischen Praxis gegenüber anderen Wissensformen eine besondere Rolle zugesprochen wird. Damit unterscheidet sich meine Herangehensweise von Arbeiten der bekannten Laborstudien (z.B. Latour und Woolgar 1986; Knorr-Cetina 1991). In meiner Arbeit greife ich stärker das von Sheila Jasanoff (2006) bezeichnete *co-production idiom* auf und kombiniere die auf die alltäglichen Praktiken ausgerichteten Laborstu-

dien mit der Perspektive der historischen Studien zu Statistik und Quantifizierung in der Gesellschaft.

6 Gegenstandsbeschreibung und Materialgenerierung

Die Produktion von Zahlen und Statistiken zur finanziellen Situation österreichischer Haushalte ist in Österreich nicht nur der Österreichischen Nationalbank (OeNB) vorbehalten. Die größte regelmäßig stattfindende Erhebung zum Einkommen und den Lebensbedingungen in Österreich ist der *European Householdpanel – Community Statistics on Income an Living Conditions* (EU-SILC), erhoben und ausgewertet durch die *Statistik Austria*.[1] Zahlen und Statistiken zum Einkommen der Österreicher*innen werden auch von verschiedenen staatlich-öffentlichen Einrichtungen zur Verfügung gestellt, z.B. vom Hauptverband der Versicherungsträger*innen oder vom Finanzamt über die Lohnsteuerdaten, die von der *Statistik Austria* regelmäßig für den *Allgemeinen Einkommensbericht* im Auftrag des Rechnungshofes ausgewertet werden.[2].

Inhaltlich unterscheiden sich die Vermögensstudien der OeNB von den eben genannten durch die umfangreichere Erfassung der materiellen und finanziellen Situation der Haushalte und besonders durch die weitreichende Berücksichtigung von Finanz- und Immobilienvermögen (Fessler u.a. 2009). Diese Sonderstellung wird auch auf der Internetseite zur Erhebung fomuliert:

> »In Österreich gibt es bislang (vor dem HFCS) keine umfassende Erhebung auf Haushaltsebene, die Geldvermögen, Immobilienvermögen und Schulden der Haushalte gemeinsam erfasst und damit Analysen der Nettovermö-

1 Für mehr Informationen dazu siehe: https://www.statistik.at/web_de/frageboegen/private_haushalte/eu_silc/index.html (zuletzt zugegriffen Februar 2021).

2 Der Rechnungshof ist gesetzlich verpflichtet, dem Nationalrat alle zwei Jahre über das durchschnittliche Einkommen der gesamten österreichischen Bevölkerung zu berichten. Der Allgemeine Einkommensbericht 2020 findet sich hier: https://www.rechnungshof.gv.at/rh/home/home_1/home_1/Allgemeiner_Einkommensbericht_2020.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

gen und der damit verbundenen Risikotragfähigkeit von Haushalten ermöglicht.«[3]

Die stärkere Berücksichtigung dieser Vermögensarten privater Haushalte ist auch einer der Aspekte, der die Erhebung der OeNB für meine Untersuchung interessant macht. Die Erforschung, das Sammeln von Informationen und Daten und das Generieren von Zahlen und Statistiken über das materielle und finanzielle Vermögen sind in der politischen und öffentlichen Arena Österreichs ein umkämpftes Thema. Dieser Umstand war für die Erhebungen und die involvierten Akteur*innen von besonderer Bedeutung, da es sich um neuere, (noch) nicht etablierte Erhebungen handelte. Öffentliche und politische Konflikte bargen deswegen verstärkt die Gefahr, sowohl die Aussagekraft der Erhebung zu schmälern und Folgeerhebungen zu erschweren als auch negative Konsequenzen auf die Anstellungen und beruflichen Möglichkeiten der beteiligten Forscher*innen zu zeitigen. Letzteres prägte auch das erste Gespräch mit einem*r der Forscher*innen[4], das ich für die Fallstudie führte.

Meine Fallstudie umfasst zwei von der OeNB durchgeführte Erhebungen. Zum einen den bis Ende 2012 laufenden *Household Finance and Consumption Survey* (HFCS) und zum anderen die Immobilienvermögenserhebung von 2008. Letztere wurde gemeinsam mit der Geldvermögenserhebung von 2004 (Beer u.a. 2006) von den Forscher*innen als Vorläuferin des HFCS präsentiert (Fessler u.a. 2009, 117). Der HFCS war dabei nicht nur eine thematische Weiterführung, indem er nun die in den Vorläuferinnen getrennten Themen Finanz- und Immobilienvermögen in einer Erhebung abdeckte, sondern an seiner Produktion war auch ein Teil der Personen beschäftigt, die bereits an den vorangegangenen Erhebungen und besonders der Immobilienvermögenserhebung beteiligt waren. Dass die OeNB überhaupt Erhebungen zu diesen Themen durchführt, wurde von den für diese Fallstudie interviewten Forscher*innen auf zwei Aspekte zurückgeführt: einerseits auf das Interesse, den Einsatz und den Einfluss bestimmter Akteur*innen innerhalb der Nationalbank, andererseits auf ein neues und zunehmendes Interesse der *Europäischen Zentralbank* (EZB) an ländervergleichenden ›Mikrodaten‹ zur Finanzsituation privater Haushalte. Letzteres führte dazu, dass die beiden Erhebungen im Rahmen eines europäischen Netzwerkes von Nationalbanken unter Leitung

---

3 Quelle: https://www.hfcs.at/publikationen/pilotprojekte.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

4 Um Anonymität zu gewährleisten, wird im Text Gender nicht ausgewiesen.

der EZB durchgeführt werden konnten, was sowohl eine gewisse Einschränkung mit sich brachte, als auch neue Möglichkeiten eröffnete.

Die Entscheidung, mich in der Fallstudie nicht nur auf die laufende Erhebung zu konzentrieren, sondern auch die abgeschlossene Immobilienvermögensstudie zu berücksichtigen, fiel nach dem ersten Gespräch mit einem*r Forscher*in. In diesem kam sowohl die Erfahrung mit der Durchführung als auch mit der politischen und medialen Rezeption immer wieder zur Sprache. Die Berücksichtigung der abgeschlossenen Erhebung ermöglichte es mir, Themen zu behandeln, die für die damals noch laufende Erhebung noch keine oder zumindest keine große Rolle spielten. So interessierte mich z.B. der Beitrag von Akteur*innen der politischen und medialen Arena an der Generierung von Wissen über die Gesellschaft.

Die Materialgenerierung für die Fallstudie fiel für beide Erhebungen unterschiedlich aus. Während sich das Material zur laufenden Erhebung zum größten Teil aus Gesprächen, Arbeitsplatzbesuchen und Unterlagen, die für die Durchführung des HFCS genutzt wurden, zusammensetzte, umfasste das Material zur Immobilienvermögenserhebung hauptsächlich Dokumente und Zeitungsartikel (siehe Anhang).

Für das Identifizieren der Berichte, Zeitungsartikel und Mitschriften der Nationalratssitzungen nutzte ich die angebotenen Suchfunktionen vom *APA Originaltext-Service* (APA OTS), der *APA Online Manager Library* (Zugang bereitgestellt von der Universität Wien) und der Parlamentskorrespondenz unter Verwendung verschiedener Stichworte (z.B. Vermögen, Vermögenserhebung oder Immobilienvermögen). Ziel war es hier nicht, jeden Beitrag zu erfassen, sondern den Weg der Statistiken durch die verschiedenen Welten und Arenen zu verfolgen, den verschiedenen Übersetzungen nachzugehen und herauszufinden, wie sie gemeinsam mit den unterschiedlichen Akteur*innen Gesellschaft(en) erschaffen oder diese verhindern.

Da es hierbei keinen eindeutigen Endpunkt für die Datensammlung geben konnte, richtete ich die Generierung des empirischen Materials an dem Konzept des theoretischen Samplings (Strauss und Corbin 1990, 176ff) aus, das besagt, dass weiteres empirisches Material (z.B. weitere Interviews, Beobachtungen, Dokumente) bei laufender Analyse entlang offener Fragen oder Leerstellen generiert werden soll, wenn die Analyse unvollständig wirkt oder sich noch kein zufriedenstellendes Verständnis für den Fall eingestellt hat. Auch dafür gibt es keine klaren Kriterien, deswegen war auch das Konzept der theoretischen Sättigung von Relevanz. Es besagt, dass die Kategorienentwicklung, die im Zentrum der Grounded Theory steht, oder die Konstruktion

des empirischen Falles dann als beendet angesehen werden kann, wenn mit neuem Material keine neuen Dimensionen, Eigenschaften oder Relationen hinzukommen (Strauss und Corbin 1990, 143f). Zudem spielten auch pragmatische Überlegungen eine Rolle, denn irgendwann muss die Forschungsarbeit abgeschlossen werden. Oder nach Latour (2005, 148f): Jeder Bericht sei immer nur ein Zwischenbericht, ein Schritt und Beitrag unter vielen (noch kommenden), der aber dies nur sein könne, wenn er auch abgeschlossen und abgegeben oder veröffentlicht werde.

Für die Darstellung und Diskussion der Erhebungen greife ich Latours »Kreislaufsystem wissenschaftlicher Tatsachen« (Latour 2006, 121ff) auf und beschreibe und diskutiere das empirische Material anhand von fünf Themenbereichen. Bei der *Mobilisierung der Welt* geht es vorwiegend um die Arbeit und Arbeitsstätten der Forscher*innen. Im Fokus stehen die unterschiedlichen Praktiken, die benutzten Apparaturen und die involvierten Organisationen, die die interessierenden Aspekte der Haushalte auf die Tische bzw. in die Computer der Forscher*innen bringen. *Autonomisierung* befasst sich mit den mehr oder weniger lokal entfernten Kolleg*innen der relevanten Forschungsgemeinschaft. Dabei geht es sowohl um die Kolleg*innen der im *Household Finance and Consumption Network* (HFCN) vertretenen Nationalbanken als auch um Forscher*innen, die die generierten Daten aufgreifen und nutzen. Wie besonders in Zeitungen Zahlen und Statistiken aufgegriffen, benutzt und transformiert werden, wird in *Zahlen und Statistiken in der öffentlichen/medialen Auseinandersetzung* behandelt. Dabei folge ich dem Ansatz gegenwärtiger Wissenschaftsforschung, die vom Defizitmodell der 1970er und 1980er Jahre abgerückt ist und Öffentlichkeit nunmehr verstärkt als aktive Akteurin und Mit-Produzentin ansieht, obgleich sie auch als Produkt entsprechender Praktiken (Osborne und Rose 1999; Michael 2009; Felt und Fochler 2010) bzw. von Fakten oder Wissen verstanden wird (Irwin und Michael 2003; Fochler und Müller 2006). Ein Konflikt um die Immobilienvermögenserhebung dominiert das Kapitel zu *Allianzen und Konflikte*. Allerdings geht es auch um die Bedeutung von Alliierten, die Zahlen und Statistiken ein Publikum geben. Um die Ergebnisse der Erhebungen geht es in *Bindeglieder und Knoten*.

Noch eine Anmerkung zu den Zitaten aus den Interviews und zur Anonymisierung. Da die Gruppe der an der OeNB und darüber hinaus mit den Erhebungen beschäftigten Forscher*innen sehr überschaubar ist, besteht die Gefahr, dass durch bestimmte Angaben einzelne Personen identifizierbar werden. Deswegen anonymisiere ich eher großzügig bestimmte Informationen sowohl im Text als auch in den Interviewausschnitten (z.B. Gender oder die

besuchte Universität). Die Zeilenangaben der Interviewausschnitte und Verweise beziehen sich auf die Transkripte oder auf die Protokolle, wenn die Interviews nicht aufgenommen werden konnten.

7 Mobilisierung der Welt – Akteur*innen, Aktanten und Instrumente

Eine große Anzahl an Personen, zwei Organisationen und verschiedene technische und analoge Hilfsmittel waren aktiv daran beteiligt, die Informationen zu den ausgewählten Haushalten zusammenzutragen und in eine Form zu bringen, die von den Forscher*innen weiterbearbeitet werden konnte. In mehreren Gesprächen beschrieben mir die Forscher*innen die Tätigkeiten und Entscheidungen, die in die Produktion der Zahlen einflossen, sowie die Probleme, die sie zu bewältigen hatten. Die Interviews führte ich zu einer Zeit, als die Datengenerierung des *Household Finance and Consumption Survey* (HFCS) noch nicht abgeschlossen war. Die beteiligten Forscher*innen bekamen während dieses Zeitraums vom *Institut für empirische Sozialforschung* (IFES) noch die letzten Daten übermittelt. Sie arbeiteten zwar schon mit diesen Daten, allerdings umfasste das hauptsächlich die Kontrolle der Daten auf ihre Konsistenz. Auch waren sie damit beschäftigt, die nächsten Schritte vorzubereiten, besonders die Imputation und Gewichtung. Viele notwendige Arbeiten und Entscheidungen hatten also bereits vorher stattgefunden und waren bereits abgeschlossen. Anhand von weiterführenden Recherchen zu den Organisationen und den verwendeten Hilfsmitteln ergänzte ich die Erzählungen der Forscher*innen.

In diesem Kapitel werde ich die für die Erhebung relevanten Tätigkeiten der Forscher*innen der OeNB als auch die verschiedenen involvierten Aktanten beschreiben. Weiters werde ich das IFES anhand ausgewählter Themen vorstellen und die beobachtete Interaktion zwischen den Forscher*innen und dem Statistikprogramm STATA zusammenfassen. Diese Beschreibung der verschiedenen Arbeiten liefert nur einen Überblick über die vielfältigen Tätigkeiten und Praktiken. Sie ist keine vollständige Auflistung und stellt auch kein Abbild der Realität dar. Die folgende Beschreibung ist vielmehr ein Konstrukt, aufbauend auf Interviews, Beobachtungen und Dokumenten. So wur-

den in den Gesprächen nur auf Aufgaben und Tätigkeiten angesprochen, die den Forscher*innen wichtig waren oder an denen ich im Vorhinein Interesse gezeigt hatte. Es handelt sich demnach um Interpretationen und Erinnerungen der Forscher*innen – mich selbst eingeschlossen –, aber sie vermitteln dennoch einen guten Eindruck von den vielfältigen Handlungen, Tätigkeiten, Praktiken und Arbeiten, die in die Organisation und Durchführung der Erhebung eingeflossen sind.

7.1 Feldeinstieg und die Arbeit der Forscher*innen

Bei der dritten Reichtumskonferenz[1] am 27. November 2013 stellte Martin Schürz, damals Leiter der Abteilung für volkswirtschaftliche Analysen der OeNB, die Ergebnisse des HFCS vor. In den einleitenden Worten zum Vortrag wies Christa Schlager von der Arbeiterkammer Wien explizit darauf hin, dass die vorgetragenen Aussagen Martin Schürz' Privatmeinung darstellten und er nicht die Nationalbank repräsentiere. Diese von den Beteiligten als notwendig erachtete Bemerkung gibt einen ersten Hinweis auf die spezielle Rolle von Vermögensstudien in Österreich und wie sie auf die Tätigkeit von Forscher*innen zurückwirken kann. Dies wurde auch von Martin Schürz in seinem Beitrag hervorgehoben:

> »Ich stelle immer wieder fest, dass diese Zahlen, wenn sie verwendet werden, sofort wegrutschen. Aus Milliarden werden Millionen, aus Millionen, Milliarden, aus Vermögen, Einkommen. Und ich glaube eben, es ist ein Missverständnis, dass man denkt, dass diese Statistik eine Art Ratgeber für politische Reformen ist. Also das wäre zu weitreichend. Es wäre so, dass man die eigene Arbeit überschätzt und sich denkt, toll, jetzt habe ich so lange gebraucht, das muss wichtig sein. Wir haben aber nicht so lange gebraucht, weil es so wichtig ist, sondern weil dieses Thema, anders als andere ökonomische Themen, Wachstum, Konjunktur, ein sehr, sehr unbeliebtes Thema ist und ein unbeliebtes Thema bleibt.«[2]

---

1 Quelle: http://www.armutskonferenz.at/aktivitaeten/3-reichtumskonferenz/das-war-die-3-reichtumskonferenz.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

2 Transkript des Videomitschnitts von Matin Schürz' Rede auf der 3. Reichtumskonferenz: https://www.youtube.com/watch?v=lSqR3p2WUgA&list=PLmH_GBI1kXX6yFLO5sPNYi8j4UlwU61Wg (Minute 4:26 bis 5:14) (zuletzt zugegriffen März 2022). Auf der Sei-

Diesen Eindruck hatte ich auch in den Gesprächen und Interviews, die ich im Rahmen meiner eigenen Untersuchung mit ihm führte. Er ist sich der schwierigen Situation bewusst, in die er sich durch die Teilnahme an der Erhebung und der öffentlichen Repräsentation der Ergebnisse bringt, hält aber nichtsdestotrotz daran fest, da er diese Erhebungen für wichtig erachtet. Ähnlich verhielt es sich auch bei einigen anderen beteiligten Forscher*innen.

Die erste Möglichkeit zu einem persönlichen Kennenlernen von Forscher*innen, die an den Vermögenserhebungen der OeNB beteiligt waren, ergab sich im April 2011. Noch ohne genauere Vorstellung davon, worum es in meiner Untersuchung gehen sollte, hatte ich eine Forscher*in an der OeNB per E-Mail kontaktiert und angefragt, ob er*sie bereit wäre, mit mir über seine*ihre Forschung zu sprechen. Die Person wusste lediglich, dass ich generell an der Produktion sozialwissenschaftlichen Wissens und am Forschungsfeld Reichtumsforschung interessiert war. Auf den*die Interviewpartner*in gestoßen war ich über die Finanz- und Immobilienvermögensstudien der OeNB, die in meiner vorangegangenen Literaturrecherche zu Reichtumsforschung in Österreich immer wieder aufgetaucht war. Mit einem groben Leitfaden machte ich mich auf den Weg zur Nationalbank, um mein erstes Interview zu führen. Dieses Interview prägte die weitere Ausrichtung meiner Untersuchung nachhaltig. Nicht nur sollte Reichtumsforschung nach dem Interview für meine Fallstudie keine Rolle mehr spielen – die interviewte Person wollte ihre eigene Forschung nicht so bezeichnet wissen –, auch die Vorstellung, mich hauptsächlich auf die Forschungsstätten zu konzentrieren, wurde durch das Interview aufgebrochen. Im Interview wurde immer wieder der Einfluss von anderen gesellschaftlichen Bereichen und Akteur*innen auf die Forschung und die Erhebung thematisiert. Diese gesellschaftlichen Bereiche und Akteur*innen jenseits der Forschungsstätten der Forscher*innen der OeNB schürten mein Interesse und erschienen mir für meine Frage, wie sozialwissenschaftliches Wissen in Form von Zahlen und Statistiken Bedeutung erlangt, von hoher Relevanz. Das Interview lenkte mein Interesse dabei sowohl auf die laufende Erhebung der OeNB, den HFCS, als auch auf die vergangene Immobilienvermögenserhebung und die dazugehörigen Zeitungsartikel und Berichte.

Auch wenn mich dieses erste Interview in meinem Interesse etwas von den Forscher*innen der OeNB und deren Forschungsstätten wegführte, war

te zur Reichtumskonferenz Armutskonferenz als »Input: Reichtumskonzentration in Österreich« angegeben.

ich dennoch an ihrer Arbeit interessiert. Über ein Jahr hinweg besuchte ich sie mehrmals an ihren Arbeitsplätzen, um mit ihnen zu sprechen.[3] Mit sechs Forscher*innen konnte ich mich über ihre Arbeit unterhalten. Nicht alle arbeiteten ausschließlich an der Erhebung des HFCS. Teilweise waren sie auch in andere Projekte eingebunden. Sie teilten sich kein eigenes Büro, sondern arbeiteten in unterschiedlichen Räumen. Die Mehrheit der interviewten Forscher*innen hatte einen akademischen Hintergrund in einer der Subdisziplinen der Ökonomie. Der HFCS, an dem sie gerade arbeiteten, war die dritte Erhebung zu Vermögen, die die *Österreichische Nationalbank* organisierte. Die Interviewten gaben an, dieses Mal ungleich stärker in die Organisation und Durchführung involviert gewesen zu sein als bei den Erhebungen davor (Interview 4, Zeile 88-91).

Dass die *Österreichische Nationalbank* überhaupt eine Erhebung zu Vermögen durchführt, liege zum einen daran, dass bestimmte Personen hartnäckig an dem Thema drangeblieben seien. Genannt wurde Peter Mooslechner, damals Direktor der Hauptabteilung Volkswirtschaft der OeNB, der schon früh, nämlich in einem Artikel von 1989, die schwierige Datenlage zu Finanzvermögen in Österreich kritisiert hatte (1989, 257). Zum anderen aber hatte insbesondere die EZB Interesse an Daten zu Vermögen in Europa gezeigt. Erst ihre Bemühungen, die verschiedenen Nationalbanken dazu zu bringen, Vermögenserhebungen für die jeweiligen Länder durchzuführen, hatte es auch der OeNB ermöglicht, die Erhebung für Österreich zu finanzieren und zu organisieren (Interview 2, Zeile 54-55).

Zwei der Forscher*innen waren bereits in die beiden vorangegangenen Erhebungen involviert, eine*r ist zur OeNB gekommen, um bei der Auswertung der zweiten Immobilienvermögenserhebung mitzuarbeiten. Die restlichen Forscher*innen waren im Rahmen des HFCS zur Nationalbank gekommen. Besonders von einer Interviewpartner*in wurde die gewisse Beständigkeit des Forschungsteams goutiert. Er*Sie hob den Wert der gesammelten gemeinsamen Erfahrungen als Team für laufende und kommende Erhebungen hervor (Interview 3, Zeile 169-172). Diese Erfahrungen waren auch deswegen wichtig, da viel Hintergrundwissen bei der Durchführung der Erhebungen

3 Da ihre Büros im Gebäude der OeNB lagen, galten für sie dieselben Sicherheitsbestimmungen wie für die gesamte Nationalbank. Bei jedem Besuch musste ich mir daher einen Gästeausweis im Foyer besorgen und sie mussten mich persönlich abholen, damit mich der Sicherheitsdienst durch die Sicherheitsschleuse durchlassen konnte.

selbst erst erlernt bzw. angeeignet werden musste, darunter auch der Umgang mit verschiedenen Computerprogrammen wie dem Statistikprogramm STATA.

> »Alles, was ich heute verwende, habe ich nicht auf der Uni gelernt. Außer Mathematik halt, ich mein, der Grundstock [...] ich bin froh, dass ich es auf der [spezifische Universität] gemacht habe, weil was man dort gelernt hat, sehr gut ist, dieses Grundtool, die Toolbox in Mathe und Statistik und wenn du die hast, dann kannst du die Sachen viel leichter aneignen natürlich. [...] So Sampling und so Zeug, wenn du da nicht Mathe intus hast und Statistik, dann wird es schwierig, irgendwie, und mühsamer. Viel lesen halt und Summerschool. Und auf der Uni habe ich viele Ökonometriekurse besucht, wenn es ging [...]. Aber auch das kann man sich gut selbst aneignen, besonders, wenn man Leute hat, mit denen man reden kann, und von denen gibt es sehr viele in der Österreichischen Nationalbank und auch so in meinem Umfeld.« (Interview 4, Zeile 203-213)

Hierin unterscheidet sich Forschung nicht unbedingt von anderen Praktiken, wie sie z.B. Orlikowski (2002) in verschiedenen Organisationen beobachtet. Die akademische Vorbildung bietet zwar eine gute Grundlage, allerdings müssen die Feinheiten, das »Finetuning« (Interview 3, Zeile 153) oder die speziellen Kniffe (Becker 1998), beim Ausüben selbst erlernt werden. Das wird begünstigt durch ein Umfeld, in dem sich Forscher*innen über ihre Arbeit austauschen können.

Umfragen seien nicht die einzige Methode, um ökonomische Analysen zu Vermögen durchzuführen und auch nicht immer die bevorzugte (Interview 6, Zeile 8-11). So basierte die erste im Sozialbericht 2003-2004 veröffentlichte Analyse zu Vermögen in Österreich nicht auf Umfragedaten. Stattdessen wurden die Vermögenswerte aufgrund »wirtschaftlicher Funktionszusammenhänge«[4] geschätzt.

Die Forscher*innen teilten sich die verschiedenen für die Erhebung notwendigen Arbeiten und Tätigkeiten untereinander auf. Allerdings habe es auch einige Arbeiten gegeben, die alle ausführten (z.B. die Kontrolle der einzelnen ausgefüllten, eingegebenen und übermittelten Fragebögen). Die

4 Quelle: https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXII/III/III_00122/imfname_061347.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022). Dieser Analyse kam allerdings nicht viel Aufmerksamkeit zu und auch für die Vermögenserhebungen der OeNB spielte sie keine große Rolle.

notwendigen Tätigkeiten umfassten dabei sowohl organisatorische Aktivitäten (wie das Produzieren und rechtzeitige Zur-Verfügung-Stellen der verschiedenen Unterlagen für die Interviewer*innen) als auch methodisch und theoretisch fordernde Aufgaben (wie die mathematisch und theoretisch fundierte Schätzung fehlender Angaben). Um einen Einblick zu bieten, was dies alles inkludiert, möchte ich einige der Tätigkeiten, die mir in den Interviews geschildert wurden, kurz beschreiben. So ist viel Zeit und Arbeit in die aufwendige Vorbereitung der Erhebung geflossen: Vom Erstellen des Fragebogens bis hin zur Organisation und Ziehung der Zufallsstichprobe mussten viele Aufgaben erledigt werden, bevor die ersten Interviewer*innen überhaupt ins Feld gehen konnten. Diese Vorbereitung hat ein gutes »Timing« (Interview 3, Zeile 72, 98) verlangt, da in die Produktion einiger notwendiger Unterlagen und Objekte unterschiedliche Abteilungen der OeNB und verschiedene Organisationen involviert waren, die untereinander koordiniert werden mussten. So erhielten die Befragten als Anreiz für die Teilnahme an der Erhebung eine spezielle Silbermünze. Dies musste mit *Münze Österreich AG* und dem IFES koordiniert werden.

Der Informationsbrief, der die Haushalte darüber informieren sollte, dass sie für die Erhebung ausgesucht worden waren, musste möglichst zeitnah zum ersten Kontaktversuch der Interviewer*innen in den Haushalten eintreffen. Auch er wurde von den Forscher*innen der OeNB verfasst. Um den Interviewten zu versichern, dass die Untersuchung seriös und garantiert anonymisiert ablaufen wird, wurde der Brief vom Gouverneur der OeNB unterschrieben. Darüber hinaus mussten die Forscher*innen auch die Unterlagen, welche die Interviews unterstützten und erleichtern sollten, rechtzeitig zur Verfügung stellen. Dazu zählten ein Kartenbuch mit Antwortkategorien für bestimmte Fragen, ein Glossar für die benutzten Fachbegriffe und ein Artikel zur vorangegangenen Immobilienvermögenserhebung.[5] Der Artikel diente als Beispiel dafür, wie die Interviews verwendet werden sollten. Darüber hinaus sollte er belegen, dass in den auf die Erhebung aufbauenden Publikationen einzelne Haushalte nicht identifizierbar sind.

Der Schutz der Anonymität war besonders wichtig. Es sei ein »Horrorszenario« (Interview 4, Zeile 55) für jede Umfrage, wenn in den veröffentlichten

5 Alle erwähnten Unterlagen stehen online zur Verfügung: http://www.hfcs.at/datennutzung/unterlagen.html (zuletzt zugegriffen März 2022). Das Kartenbuch findet sich hier: https://www.hfcs.at/dam/jcr:5c68b84c-3fe6-400b-a901-aac4fd3caa13/Kartenbuch-hfcs-2017.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022)

Berichten oder Daten Einzelpersonen oder einzelne Haushalte identifiziert werden könnten. Deswegen wurde den Befragten persönlich versichert, dass ihre Angaben vertraulich behandelt werden. Außerdem wurde ihnen eine Informationsbroschüre ausgehändigt und auf der Internetseite zur Erhebung auf das Datenschutzgesetz aus dem Jahr 2000 verwiesen. Wie mir die Interviewer*innen erzählten, sei auch die allgemeine Hotline der OeNB über die Erhebung informiert gewesen.

Die *Österreichische Nationalbank* hat weder die Ressourcen, die Interviews selbst durchzuführen, noch ist sie in der Lage, die vielen für die Erhebung notwendigen Interviewer*innen anzustellen. Um die Erhebung durchführen zu können, wurde deswegen ein Umfrageinstitut beauftragt. In Zusammenarbeit mit der Rechtsabteilung der OeNB verfassten und veröffentlichten die Forscher*innen eine Ausschreibung zur Durchführung der Erhebung. Zur Ausschreibung ist die *Österreichische Nationalbank* laut Gesetz bei größeren Aufträgen verpflichtet. Juristische Unterstützung war ebenfalls notwendig, da bei der Entscheidung für oder gegen eine Bewerber*innenorganisation viele Vorgaben beachtet werden mussten (z.B. Fristen oder dass nur ein zugelassenes Unternehmen mit Konzession beauftragt werden kann). Um diese Aspekte kümmerte sich die Rechtsabteilung der OeNB. Den Forscher*innen oblag die Einschätzung der fachlichen Kompetenz, also ob sie dem Umfrageinstitut zutrauten, die Erhebung unter Einhaltung aller für sie relevanten Kriterien durchzuführen. So sollte die Erhebung mittels computerunterstützter persönlicher Interviews durchgeführt werden. Alle anderen Formen (z.B. telefonische oder Online-Erhebungen) wurden als ungeeignet angesehen (Interview 6, Zeile 19-20). Nach einem Hearing mit Vertreter*innen der verschiedenen interessierten Unternehmen fiel die Wahl auf das IFES, das bereits in die Immobilienvermögenserhebung involviert gewesen war. Nach Ablauf der Einspruchsfrist wurde im Herbst 2010 dieser Teil der Vorbereitung für die Erhebung abgeschlossen (Interview 3, Zeile 76-97).

Die Zusammenarbeit mit dem IFES wird von allen Forscher*innen positiv beschrieben. So sei versucht worden, die Kommunikation zwischen dem IFES und der OeNB so wenig hierarchisch und so direkt wie möglich zu gestalten. Es sollten immer die zuständigen Personen in beiden Organisationen unmittelbar und nicht über Vorgesetzte oder Dritte miteinander kommunizieren. Beispielsweise kommunizierten die beim IFES für die Programmierung des Fragebogens zuständigen Personen immer direkt mit den für den Fragebogen Zuständigen bei der OeNB. Alle anderen, auch die Vorgesetzten, wurden über eine Kopie der Korrespondenz auf dem Laufenden gehalten. Auf diese Weise

konnten die Vorgesetzten im Bedarfsfall eingreifen, zeigten aber zugleich ein hohes Maß an Vertrauen in das Team und die Mitarbeiter*innen (Interview 3, Zeile 136-143).

Neben der Kommunikation über E-Mail wurden regelmäßig größere Sitzungen mit Mitarbeiter*innen des IFES und der OeNB organisiert. Im Oktober 2011 sollte die Abschlusssitzung mit allen Projektmitarbeiter*innen (ungefähr 12 Personen) stattfinden. Dort sollte besprochen werden, was gepasst hat, wo es Probleme gab und was für die Analyse noch wichtig wäre. Sie sollte auch dazu dienen, sich für die Arbeit zu bedanken.

Für die laufende Arbeit hatte das IFES den Forscher*innen der OeNB die Datensätze übermittelt, wobei nicht nur die Haushalte, sondern auch die Interviewer*innen anonymisiert wurden. Laut Forscher*innen habe es eine Feldleiter*in und mehrere Gebietsleiter*innen gegeben, die fünf bis zehn Interviewer*innen verwaltet hätten.[6] Über diese und die generell verfügbaren Informationen hinaus verfügten die Forscher*innen der Nationalbank, also die mit den Daten arbeitenden Forscher*innen, über keine weiteren Informationen über die Arbeitsweise des IFES. Sie wussten also nicht, wie die Interviewer*innen gefunden und angestellt wurden, ob sie parallel an anderen Erhebungen arbeiteten oder wie die Zuteilung, Kontrolle usw. stattgefunden hat. Hier war ein gewisses Maß an Vertrauen notwendig, um mit den Daten arbeiten zu können (Interview 3, Zeile 127-135).

Das IFES und die *Österreichische Nationalbank* organisierten gemeinsam die Schulung der Interviewer*innen. Bei jeder Schulungseinheit, die einen Tag dauerte und an verschiedenen Orten in Österreich stattfand, war immer zumindest eine Forscher*in der OeNB anwesend. Er*Sie stellte die Erhebung vor und besprach sie mit den Interviewer*innen. Sowohl die Forscher*innen der OeNB als auch die Mitarbeiter*innen des IFES betonen, die Teilnahme und die Fahrtkosten der Interviewer*innen seien vergütet worden. Für die Forscher*innen war dies die einzige Gelegenheit, die Personen kennenzulernen, die die Interviews durchführen und damit für die Produktion der Zahlen eine wichtige Rolle spielen sollten. Einige Interviewer*innen zeigten bei solchen Gelegenheiten auch Interesse an vorangegangenen Studien, allerdings wurden auch Bedenken bezüglich der Länge des Fragebogens geäußert. Es

6 Diese Beschreibung stimmt mit der Beschreibung meine*r Interviewpartner*in vom IFES zur Organisation von Erhebungen überein (Interview 5, Zeile 101-105). Siehe dazu auch das Kapitel zum IFES.

wurde befürchtet, dass einige Haushalte das Interview abbrechen würden (Interview 3, Zeile 114-118).

Ziel der Einschulung war es, die Interviewer*innen mit dem Fragebogen und der Art der Befragung vertraut zu machen. Deswegen war es wichtig, dass zum Zeitpunkt der Schulung die fertig programmierte Version des Fragebogens schon vorlag, damit die Interviewer*innen direkt damit arbeiten konnten. Auch wurde den Interviewer*innen bei der Schulung vorgeführt, welche Informationen sie eigenständig erfassen sollten, da die Erhebung nicht nur auf Angaben durch die Interviewten, sondern auch auf Einschätzungen der Interviewer*innen beruhte. So mussten Angaben zum Zustand des Hauses bzw. der Wohnung, der Gegend usw. im Fragebogen notiert werden. Erhoben wurde zudem, ob das Interview überhaupt stattgefunden hatte oder nicht. Auch der Umgang mit dem Kartenbuch und wann es einzusetzen sei, wurde in den Schulungen trainiert (Interview 3, Zeile 222-226). Bei einem meiner Besuche zeigte mir eine Forscher*in die für die Schulung benutzte Powerpoint-Präsentation, die knapp 100 Folien umfasste.

Bevor die Erhebung starten konnte, wurde ein ausführlicher Pretest des elektronischen Fragebogens durchgeführt. Dafür standen ungefähr drei Monate zur Verfügung. Der Pretest wurde vom IFES und von der OeNB durchgeführt. Die Forscher*innen der Nationalbank hatten dafür vor allem Freund*innen, Verwandte und Kolleg*innen herangezogen und unterschiedliche Interviewverläufe durchgespielt. Diese ausführlichen Tests sind notwendig, da es methodisch sehr problematisch ist, Fragebögen bei laufender Erhebung zu aktualisieren. Die Erhebung wird dadurch angreifbar. Während der Pretests gab es einen intensiven Austausch zwischen den Forscher*innen der Nationalbank und den Programmierer*innen des IFES (Interview 3, Zeile 37-46).

Die Erhebung zu organisieren, verlangte ein enges und unnachgiebiges Zeitregime. So war es beispielsweise notwendig, dass beim Start der Erhebung Laptops und Tablets mit dem richtigen Programm ausgestattet waren und dass die Silbermünzen griffbereit und dem IFES rechtzeitig übergeben worden waren, damit die über Österreich verstreuten Interviewer*innen sie rechtzeitig erhalten konnten. Es kam auch darauf an, die Informationsbriefe so zu verschicken, dass zwischen dem Eintreffen der Briefe und der ersten Kontaktaufnahme durch die Interviewer*innen nicht zu viel Zeit verging. Einiges wurde zwar vom IFES übernommen, aber die Forscher*innen der Nationalbank waren dabei auch gefordert.

7.2 Fragebögen, Feldphase und Datenkontrolle

Der von den Forscher*innen der Europäischen und OeNB entwickelte Fragebogen holt nicht nur Informationen über die Haushalte in einer wissenschaftlich bearbeitbaren Form ein, sondern gestaltet auf unterschiedliche Art und Weise auch mit, wie das Interview abläuft.[7] So sind die Interviewer*innen angehalten, die Befragung vorzustellen und folgenden Text vorzulesen, bevor sie die erste Frage formulieren:

> »Diese wissenschaftliche Umfrage im Auftrag der Oesterreichischen Nationalbank beschäftigt sich mit der finanziellen Struktur und dem Ausgabeverhalten der privaten Haushalte. Sie ist Teil einer größeren Umfrage für das gesamte Euro-Währungsgebiet.
> Ihr Haushalt wurde nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.
> Wir versichern Ihnen, dass wir die erhobenen Daten ausschließlich für statistische und wissenschaftliche Zwecke verwenden und die Antworten auf alle hier gestellten Fragen vertraulich behandeln.
> Die Ergebnisse der Befragung werden den Forschern ausschließlich in anonymisierter Form, d.h. ohne Namen und Anschrift, zugänglich gemacht. Das heißt, es ist für die Forscher nicht möglich zu erkennen, von welcher Person bestimmte Angaben gemacht worden sind! Unter Umständen wird sich das IFES nach Abschluss des Gesprächs mit Ihnen in Verbindung setzen, um zu überprüfen, ob ich tatsächlich bei Ihnen gewesen bin und die Befragung durchgeführt habe.« (Fragebogen der ersten Welle des HFCS in Österreich, 2)

Die ersten beiden Fragen an die Interviewten klären ab, ob überhaupt die richtige Adresse ausgewählt wurde. Danach wird anhand von sechs Fragen eruiert, welche Person zur Vermögenssituation des Haushalts am ehesten Auskunft geben kann. Diese fungiert dann als weitere Ansprechperson für das Interview, als »Kompetenzträger Haushaltsfinanzen« (KT).

> »Aufgrund des Themas dieser Umfrage würde ich gerne mit der Person sprechen, die sich mit den Finanzen des Haushalts am besten auskennt (Kompetenzträger Haushaltsfinanzen, KT). Mit Finanzen des Haushalts meine ich

7 Der Fragebogen sowie weitere Dokumente zur Erhebung können hier heruntergeladen werden: https://www.hfcs.at/ergebnisse-tabellen/hfcs-2017.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

> Dinge wie zum Beispiel Einkommen, Spar- und Girokonten, Altersvorsorge, Immobilienbesitz. Wer ist das in Ihrem Haushalt?« (Fragebogen, 3)

Der Fragebogen besteht nicht nur aus Fragen, die sich an die Interviewten richten, sondern auch aus Hinweisen und Anweisungen für die Interviewer*innen selbst. So findet sich unter der oben wiedergegebenen Frage folgender Hinweis in Großbuchstaben (zumindest in der PDF-Version der Internetseite des HFCS):

> »Wann immer dies möglich ist, soll der KT unter den Haushaltsmitgliedern bestimmt werden. Der KT muss nicht unbedingt unter der Adresse des Haushalts hauptgemeldet sein. Nur in besonderen Fällen kann es zweckmäßig sein, einen KT zu wählen, der zum Zeitpunkt des Interviews kein Mitglied des Haushalts ist.« (Fragebogen, 3)

Die weiteren fünf Fragen zur Auswahl der Auskunftsperson kommen nur zum Einsatz, wenn bei der ersten Frage keine oder mehrere Personen angegeben werden. Solche und ähnliche Filterfragen sind eine weitere Art, wie der Fragebogen den Ablauf des Interviews steuert. Bei der Frage zur Eruierung des KT gibt es vier Möglichkeiten, wie das Interview weiter verlaufen kann:

> »Person ist Haushaltsmitglied: Weiter mit Frage 9
> Person nicht Haushaltsmitglied: Weiter mit Frage 9
> Mehr als eine Person genannt: Weiter mit Frage 6
> Keiner: Weiter mit Frage 4« (Fragebogen, 4).

Gibt die Interviewpartner*in bei dieser Frage keine Person an, muss nachgehakt werden, ob es eine Person außerhalb des Haushaltes gibt, die sich mit den Finanzen des Haushaltes auskennt (Frage 4). Falls auch dies verneint wird, soll nachgefragt werden, ob es eine Person gibt, die über einige grundlegende Informationen zur finanziellen Lage des Haushalts verfügt (Frage 5). Wird die letzte Frage ebenfalls negativ beantwortet, muss das Interview mit den Worten abgebrochen werden: »Im Moment habe ich keine weiteren Fragen. Vielen Dank für Ihre Mühe.« (Fragebogen, 4). Sollten mehrere Personen Auskunft über die Finanzen des Haushaltes geben können, wird weiter nachgefragt, ob es darunter eine Person gibt, die sich am besten auskennt (Frage 6). Falls hier auch mehrere Personen angegeben werden, wird erfragt, wer die Eigentümer*in der Wohnung oder des Hauses ist (Frage 7). Falls hier auch mehrere Personen genannt werden, folgt die Frage, welche der genannten Personen dem Alter von 45 Jahren am nächsten kommt (Frage 8).

Bevor die Befragung zum Vermögen der Haushalte schließlich anfangen kann, stellt der Fragebogen noch eine Kontrollfrage. Es wird nachgefragt, ob es sich bei der »Kompetenzträger*in Haushaltsfinanzen« um ein Haushaltsmitglied oder eine Ersatzperson handelt. Auf diese Weise wird kontrolliert, ob diese Angabe mit der vorherigen übereinstimmt. Dies ist eine dritte Art, wie der elektronische Fragebogen die Befragung steuert. Über Konsistenzchecks, die während der Befragung im Hintergrund vom Computer durchgeführt werden, werden bestimmte Angaben miteinander verglichen. So wird geprüft, ob die Antworten in der aufgetretenen Kombination wahrscheinlich bzw. unwahrscheinlich (in den Unterlagen als »Soft-Checks« bezeichnet) oder möglich bzw. unmöglich (»Hard-Checks«) sind.[8] Ein Beispiel für einen »Soft-Check« ist der automatische Vergleich der Angaben zum Einkommen mit denen zu den Ausgaben. Fallen die Ausgaben höher als die Einnahmen aus, erscheint diese Fehlermeldung:

> »Die regelmäßigen Zuwendungen an Personen außerhalb des Haushalts zusammen mit den Konsumausgaben waren höher als das Haushalts-Nettoeinkommen. Stimmen die Angaben? Bitte bestätigen Sie bei Richtigkeit, andernfalls korrigieren Sie bitte die Angabe/n.« (Fragebogen, 30)

Als »Soft-Checks« wird dies bezeichnet, da nicht ausgeschlossen werden kann, dass die regelmäßigen Ausgaben höher als das Nettoeinkommen ausfallen, aber es kann sich auch um einen Fehler beim Eintragen oder bei den Angaben handeln. Anders ist dies bei Konsistenzchecks bezüglich des Alters und der Angabe, wie lange die interviewte Person in Österreich lebt. Gibt sie an, länger in Österreich zu leben, als sie alt ist, erscheint dieser Text: »Die befragte Person lebt länger in Österreich als sie alt ist. Das ist nicht möglich. Bitte korrigieren Sie die Angabe/n.« (Fragebogen, 30)

Der Fragebogen verfügt über 156 solcher Konsistenzchecks. Über diese Maßnahmen ist es den Forscher*innen möglich, die Interviewsituation bis zu einem gewissen Grad zu kontrollieren und zu steuern, ohne anwesend sein zu müssen. Das war ihnen sehr wichtig, wie sie mehrmals in den Interviews betonten (Interview 6, Zeile 22 und Interview 1, Zeile 44-45). Dabei ähneln die Elemente, die eingesetzt wurden, um Kontrolle über eine große Distanz ausüben zu können, denen von John Law (1987): Dokumente, Geräte und ausgebildete Menschen. Dieses Netzwerk aus verschiedenen Stellvertreter*innen der

---

8 Quelle: https://www.hfcs.at/dam/jcr:05b9b5d4-18a1-4d1a-9a9a-2446b29a9782/gewi_2012_q3_methodenband_mon1_tcm14-253668.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

Forscher*innen ermöglicht es, dass das, was die Forscher*innen an den Haushalten interessiert, auch erhoben und eingefangen wird, ohne dass sie selbst vor Ort sein müssen. Im Methodenbuch von Andreas Diekmann (2003, 343f) wird das generelle Interesse an Kontrolle der Interviewsituation um die Sorge vor und den Verdacht von Fälschungen vonseiten der Interviewer*innen ergänzt. Besonders Methoden wie die Quotenstichprobe seien anfällig dafür, da den Interviewer*innen bestimmte Charakteristika der zu interviewenden Personen vorgegeben werden (z.B. Alter, Beruf, Wohngegend) und die Interviewer*innen sich darum bemühen sollen, entsprechende Teilnehmer*innen zu finden. Solche Fälschungen sind allerdings nur schwer zu kontrollieren und zu korrigieren.

Die Konsistenzchecks und Anleitungen zur Interviewführung nehmen aber nur einen Teil des Fragebogens ein. Der Hauptteil beschäftigt sich mit Fragen des Einkommens und der finanziellen und nicht-finanziellen Vermögensausstattung der befragten Haushalte: zu Krediten und Hypotheken, Immobilienbesitz, Besitz von Fahrzeugen, Wertgegenständen, Dispokrediten und Kreditkartenschulden, Eigentum an privaten Unternehmen, Geldschulden, regelmäßigen Sozialtransfers, Einkommen aus Finanzanlagen oder erhaltenen Schenkungen oder Erbschaften. Zusätzlich werden die demografischen Daten aller Haushaltsmitglieder, die Haushaltsausgaben, das Sparverhalten und noch weitere Daten erhoben. Beispielhaft hierfür steht die Frage zum Sparkonto:

> »(Besitzen Sie/Besitzt ein Haushaltsmitglied) Sparkonten/Sparbücher oder ähnliche Konten? Bitte nennen Sie hier keine Bausparverträge, Fondssparpläne, Fondsanteile oder Zertifikate. Beispiele für solche Konten sind Sparkonten/Sparbücher (auch online), Sparverträge, Festgeldkonten, Tagesgeldkonten oder ähnliche Konten.« (Fragebogen, 64)

Als Antwortmöglichkeiten werden angeboten: »Ja«, »Nein«, »Weiß nicht« und »Keine Angabe«. Auf die Antwort »Ja« folgt die Frage zum Guthaben: »Wie hoch ist das Guthaben auf (diesem Konto/diesen Konten) aller Haushaltsmitglieder derzeit insgesamt?« (Fragebogen, 64) Die Befragten können entweder eine numerische neunstellige Angabe in Euro machen oder mit »weiß nicht« oder »keine Angabe« antworten. Da Fragen zu genauen Summen nicht immer leicht zu beantworten sind, wurde für diese Fragen ein mehrstufiger Ansatz gewählt. Kann die befragte Person keine genaue Summe angeben, wird sie gebeten, ein Intervall, Ober- und Untergrenze oder nur eines von beidem

anzugeben. Ist auch dies nicht möglich, werden die Intervalle aus dem Kartenbuch vorgelegt. Aus diesem können die Befragten dann eines auswählen.[9]

Die Fragen fallen dabei unterschiedlich komplex aus, abhängig vom erfragten Gegenstand. So ist beispielsweise das Thema der aufgenommenen und laufenden Kredite mit ungleich mehr Folgefragen verknüpft (z.B. nach der Laufzeit und wie viel schon zurückgezahlt wurde) als die Frage zum Sparkonto. Abgeschlossen wird jedes einzelne Haushaltsinterview mit Ergänzungen, die die Interviewer*innen selbst angeben müssen. Dazu gehören Angaben wie: In welcher Sprache wurde das Interview geführt? Wie wird der Zustand der Wohnung eingeschätzt? Waren weitere Personen beim Interview anwesend? Dadurch wird der Fragebogen sehr lang und kompliziert, was zur Herausforderung für die Interviewer*innen, aber auch für die befragten Personen wurde. Die Forscher*innen gaben dazu an, das Thema Haushaltsvermögen bedinge diese Komplexität des Erhebungsinstruments und der komplizierten Herangehensweise. Es sei ein Abwägen zwischen der Frage, was den Befragten zugemutet werden könne und was benötigt werde, um mit den Daten arbeiten zu können. Schließlich stehe, was durch den Fragebogen nicht erfasst werde, den Forscher*innen danach auch nicht zur Verfügung.

Bei der Erhebung selbst, der Feldphase, sind besonders die IFES-Mitarbeiter*innen und die Interviewer*innen gefordert. Für die Forscher*innen der OeNB ist zu dieser Zeit die Kontrolle der Interviews besonders wichtig. Es gab, wie sie berichteten, acht Datenlieferungen an die Nationalbank, die von einer Kontrolle durch ein Team von sechs Leuten begleitet wurden. Jeder Forscher*in wurde eine Anzahl von Haushalten zugeteilt. Sie sollten nach auffälligen Einträgen, Variablenausprägungen oder Kombinationen durchsucht werden. Ein Team aus jeweils zwei Personen kontrollierte die gefundenen Auffälligkeiten und in regelmäßigen Teamsitzungen wurden diese besprochen. Dieser Austausch zwischen verschiedenen Forscher*innen sei, wie eine Interviewpartner*in betonte, wichtig, denn was dem einen auffalle, könne für die andere vollkommen normal sein. Die Nachrecherche von auffälligen, widersprüchlichen oder nicht erklärbaren Ausprägungen in den Daten wurde vom IFES durchgeführt. Das war aufgrund der Anonymität nicht anders möglich (Interview 3, Zeile 47-53 und Interview 6, Zeile 17-19).

9 Quelle: http://www.hfcs.at/datennutzung/unterlagen.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

7.3 Institut für empirische Sozialforschung (IFES)

Damit so große Erhebungen wie die der OeNB möglich und leistbar sind, sind Organisationen notwendig, die eine entsprechende Infrastruktur aufrechterhalten können. Sie sind in der Lage, Österreich bzw. die Bevölkerung oder Teile der Bevölkerung Österreichs umfragebasierter Forschung zugänglich zu machen, weil sie über die notwendigen Ressourcen verfügen. Meist sind es Organisationen, die sich auf diese Aufgabe und Tätigkeit konzentriert haben, die über die angemessenen technischen Geräte verfügen und in allen österreichischen Bundesländern vertreten sind. Auf dem österreichischen Markt für Markt- und Meinungsforschung stehen sich konkurrierend private Unternehmen gegenüber. Neben den beiden großen – dem IFES und der *Gesellschaft für Konsumforschung Österreich* (GFK Austria) – gibt es noch mehrere kleinere Unternehmen (z.B. *Gallup Institut*) auf dem Markt.

In dieser Konkurrenzsituation müssen die Unternehmen ihre österreichweite Infrastruktur erhalten und dabei die hohen wissenschaftlichen Qualitätsanforderungen an die Umfragedaten erfüllen, die Auftraggeber*innen wie die *Österreichische Nationalbank* oder *Statistik Austria* an sie stellen. Dieses Spannungsverhältnis war ein wichtiges Thema in dem Interview mit einer Vertreter*in des IFES. So wurde hervorgehoben, dass es eine sehr komplexe und komplizierte Erhebung gewesen sei. Die Hinweise des IFES, manche der von der Nationalbank formulierten Fragen seien zu kompliziert und schwer zu verstehen, hätten zu einem Konflikt zwischen den Ansprüchen der Wissenschaftler*innen und den Erfahrungen des IFES mit Umfrageforschung geführt. Er konnte jedoch durch einen Kompromiss gelöst werden (Interview 5, Zeile 350-355).

Neben seiner Expertise ist die wichtigste Ressource des IFES die große Anzahl an Interviewer*innen, die es österreichweit aufstellen kann. Zum Zeitpunkt des Interviews kann das IFES nach eigenen Angaben rund 200 Interviewer*innen für österreichweite Face-to-Face-Interviews mobilisieren. Darüber hinaus verfügt es über geschätzt 160 technische Geräte, Tablets und Laptops, um computerunterstützte Umfragen durchzuführen (Interview 5, Zeile 94-99). Organisiert werden die Interviews zentral von der Feldabteilung des IFES und lokal von Gebietsleiter*innen. Die Interviewer*innen stehen mit beiden in Kontakt. Über eine Hotline für Gebietsleiter*innen und Interviewer*innen sowie eine E-Mail-Adresse ist der Kontakt mit der Zentrale möglich. Die Hotline wird besonders für Fragen der Einteilung der Interviews genutzt (z.B. bei Ausfall von Interviewten). Laut meiner Interviewpartner*in würden

sich diese Herangehensweise nicht alle Markt- und Meinungsforschungsunternehmen leisten. Viele verzichteten auf Gebietsleiter*innen vor Ort und steuern die Erhebung nur zentral. Eine dezentrale Organisation biete allerdings einige Vorteile. So könne sie unmittelbarer und schneller auf Probleme reagieren, ob technischer (z.B. defekte Laptops oder Tablets) oder organisatorischer (z.B. fehlende Interviewer*innen) Natur. Letzteres werde von den Gebietsleiter*innen vor Ort gelöst. Das sei von Vorteil, weil Interviewer*innen nicht extra nach Wien fahren müssten, wo die Zentrale und auch das einzige Büro des IFES steht, um eine Einschulung zu absolvieren.

Ein weiterer Vorteil bestehe darin, dass die Gebietsleiter*innen die Interviewer*innen besser kennen als die Zentrale und damit auch besser abschätzen können, welche Interviewer*innen für welche Erhebungen geeignet sind. Dafür würden sie regelmäßig formelle, aber auch informelle Treffen mit den Interviewer*innen organisieren. Ziel dieser Treffen sei es, dass sich die Interviewer*innen als Teil eines Teams betrachten. Auf diese Weise könne Zusammenhalt entstehen, der es den Gebietsleiter*innen erleichtere, Interviewer*innen für unangenehme Erhebungssituationen zu motivieren – z.B. für Studien mit besonders langen und komplizierten Fragebögen oder zu schwierigen Themen, die es bei Face-to-Face-Erhebungen immer wieder gebe (Interview 5, Zeile 247-258, 268-280, 283298):

> »Also sie organisieren auch Weihnachtsfeiern, die Gebietsleiter mit den eigenen Leuten. Vielleicht nur eine Kleinigkeit, aber das ist auch wichtig für den Zusammenhalt und damit kann man die Interviewer motivieren, falls es unangenehme Studien gibt oder irgendetwas, dass sie nicht so gerne tun, dass sie es dann doch tun. Eher, als wenn man einfach nur zentral, wenn man irgendwo, irgendwen kennt, der was tun könnt und man sonst wenig Kontakt hat. Also das ist ganz wesentlich. Das ist schon der entscheidende Punkt bei uns im Haus. Es hängt letztlich bei den Face-to-Face Studien alles von der Feldabteilung ab. Wie gut das organisiert ist. Und besonders bei so großen Studien, scheitert man ansonsten auf jeden Fall.« (Interview 5, Zeile 292-298)

Auch für die Rekrutierung neuer Interviewer*innen sind die Gebietsleiter*innen verantwortlich. Laut einer Vertreter*in des IFES werden Interviewer*innen über drei Schienen gefunden: über Inserate in Zeitungen, über die Gebietsleiter*innen und über die Interviews selbst. So hätten sich schon viele Interviewer*innen bei ihnen beworben, nachdem sie selbst bei Interviews als Befragte teilgenommen und auf diese Art überhaupt erst vom IFES erfahren

hatten. Alle Interessierten erhielten eine Schulung in der Zentrale des IFES. Allerdings stehe danach meist nur noch ein Bruchteil als Interviewer*innen zur Verfügung (Interview 5, Zeile 266-277).

Im Interview kam zur Sprache, wie die Interviewer*innen angestellt und bezahlt werden. Die Interviewer*innen sind nicht beim IFES direkt angestellt, sondern »freie Dienstnehmer*innen«, die über Honorare vergütet werden. Die Höhe des Honorars hängt von der Anzahl der geführten Interviews, der Höhe der Prämie pro Interview und der erstattbaren Fahrtkosten ab. Wie viel sie pro Interview erhalten, hängt vom Umfang und der Komplexität der Interviews ab. Ausschlaggebend ist auch, wie schwierig es ist, zu einem Interview zu kommen. Die Interviewpartner*in schätzt, dass die Vergütung zwischen 10 und 50 Euro pro Interview liege. Bei sehr komplizierten Großstudien, bei denen es der Umfang der Interviews und das genau vorgegebene Auswahlkriterium der befragten Haushalte oder Individuen erschwere, Interviews abzuschließen, würden sie versuchen, eine zufriedenstellende Ausschöpfung, also eine möglichst große Anzahl an geführten Interviews aus den über das gewählte Samplingverfahren ausgewählten Adressen zu erreichen, indem sie unter anderem ein zusätzliches Prämiensystem für die Interviewer*innen einführen. Das Prämiensystem wird auch am Ende von Erhebungen eingesetzt, wenn von den gewählten Adressen nur noch jene übrig sind, die schwerer zu erreichen oder zu überzeugen sind. Durch das Prämiensystem soll die geringere Anzahl an geführten Interviews finanziell kompensiert werden. Allerdings soll es auch einen speziellen Anreiz bieten, die noch offenen Adressen davon zu überzeugen, bei der Befragung mitzumachen. Zusätzlich und besonders gegen Ende von Erhebungen werden vermehrt erfahrene Interviewer*innen eingesetzt, die bei vorangegangenen Erhebungen erfolgreich waren (Interview 5, Zeile 140-155). Dass Interviewer*innen solche individuellen Eigenschaften mitbringen, sei auch in einem anderen Zusammenhang wichtig:

> »Ich muss einmal dazu sagen, die meisten Interviewer sind bei uns nicht Studenten, also wie bei anderen Instituten, sondern sie gehen quer durch die Bevölkerung. Also wir schauen immer, dass wir ungefähr einen Bevölkerungsschnitt haben. Also das fängt an vom Frühpensionisten bis auch Studenten und bis zu Akademiker und die meisten machen das nebenbei, quasi auch, oder neben der Pension, oder neben dem Teilzeitjob […].« (Interview 5, Zeile 121-128)

Dass die Interviewer*innen sich nicht nur aus einer gesellschaftlichen, beruflichen oder demografischen Gruppe rekrutieren, sei wichtig, um Befragungsteilnehmer*innen zu finden. Als Beispiel dafür wird eine Suchtmittelstudie herangezogen, bei der das Alter der Interviewer*innen aufgrund der Zielgruppe, Jugendliche, ein wichtiger Faktor gewesen sei, sowohl für das Zustandekommen der Interviews als auch für die Interviewsituation (Interview 5, Zeile 162-164). Generell spielt die Frage, wie Österreicher*innen dazu gebracht werden können, bei Befragungen mitzumachen, eine große und zunehmend wichtigere Rolle.

> »Das große Problem ist immer die Ausschöpfung und die Bereitschaft nimmt eher ab, Interviews zu geben in Österreich. (Einwurf AS: generell?). Ja, sie nimmt generell ab. Es ist einfach schwieriger, vor allem Face-to-Face Interviews zu kriegen. Das hat sich im Lauf der letzten zwanzig Jahre sicher verschlechtert und erschwert und in großen Wohnhausanlagen in Wien, da muss man überhaupt schauen, dass man ins Haus reinkommt. Nein, es ist alles nicht ganz so leicht. Dann sind viel mehr Leute als früher, die man halt nicht antrifft, zum Teil, weil man nicht einmal weiß, ob das jetzt ein Nebenwohnsitz ist oder Hauptwohnsitz oder ob sie in Urlaub sind, und und und. Also, leichter wird es an sich nicht.« (Interview 5, Zeile 182-190)

Dadurch spielen auch Anreize zur Teilnahme eine immer größere Rolle. So bietet das IFES vermehrt Gutscheine, die in verschiedenen Geschäften eingelöst werden können, als Entschädigung für die Teilnahme an. Für die Interviewpartner*in ist das eine notwendige Maßnahme, um auf genug Interviews zu kommen. Kein Umfrageinstitut könne mehr darauf verzichten. Gleichzeitig schlage sich dieses Vorgehen auf den Preis für Erhebungen nieder. Wenn es schwieriger wird, Interviews zu bekommen, und wenn mehr begleitende und fördernde Maßnahmen gesetzt werden müssen, werden auch die Befragungen entsprechend teurer (Interview 5, Zeile 199-204).

Während es also schwieriger wird, die Bevölkerung von Österreich bzw. Teile der österreichischen Bevölkerung für Umfragen zu gewinnen, erleichtert die technologische Entwicklung die Arbeit der Umfrageforschungsinstitute. Seit ungefähr 2004 benutzt das IFES computerunterstützte Befragungen. Der Umstieg wurde von der IFES Interviewpartner*in als ziemlich schwierig empfunden. Auch für die Interviewer*innen sei es eine große Umstellung gewesen, da nicht alle es gewohnt waren, am Computer zu arbeiten (Interview 5, Zeile 306-311). Für große Umfragen sei die Hinwendung zu computerunterstützten Befragungen allerdings eine Erleichterung gewe-

sen. Die Interviewer*innen müssten nicht mehr mit Fragebögen von 60 und mehr Seiten die Wohnungen aufsuchen. Auch müssten sie den Befragten nun nicht mehr erklären, dass diese dicken Konvolute nach mehr aussähen, als sie eigentlich sind, da nicht der gesamte Fragebogen abgefragt werde. Auch die Umsetzung von Filterfragen und Konsistenz- bzw. Plausibilitätskontrollen seien dadurch erleichtert worden.

Für die Organisation der Erhebungen ergeben sich, laut der Interviewpartner*in, durch die Technisierung der Umfrageforschung hauptsächlich positive Effekte. So mussten vorher die ausgefüllten Fragebögen per Post in die Zentrale geschickt werden, was Zeitverzögerungen nach sich gezogen und zu Unsicherheiten über die Anzahl der geführten Interviews geführt habe. Das geschehe heute automatisch, online und ohne große Zeitverzögerung. Neu sei allerdings, dass nun technische Probleme auftreten, welche schnell gelöst werden müssten. Deshalb seien auch eigene Techniker*innen im Haus (Interview 5, Zeile 108-111, 332-334, 359-360). Die computerunterstützten Befragungen haben aber auch den Anspruch daran verändert, was in der Branche als Qualität der Daten angesehen wird:

> »Also verändert hat sich durch die Technologisierung die Qualität der Daten, weil nun zusätzliches Cleaning und zusätzliche Plausibilitätskontrollen möglich sind. Also durch die Programmierung selbst werden bei komplexen Studien, wie die der Nationalbank, bei komplexen Fragebögen, Plausibilitätsprüfungen eingebaut, also wenn einer bei der einen Frage A sagt, und bei der nächsten oder bei zehn Fragen später, geht auch nur die Antwort A und B nicht, weil es ein Widerspruch wäre, dann kann man zwar B eingeben, aber es kommt ein Fehler, eine Warnung und man muss zur vorherigen Frage zurück und nachfragen, was nun stimmt. Das war bei Pencil and Paper schwierig oder nicht möglich. Wenn es später auffiel, musste es früher mühsam nachrecherchiert werden.« (Interview 5, Zeile 315-322)

Die technologische Entwicklung hat die Arbeit einerseits erleichtert und die Qualität der Daten verbessert. Andererseits stellt sie das Unternehmen vor neue Herausforderungen. So werde der Markt gegenwärtig mit der zunehmenden Popularität von Onlineumfragen konfrontiert. Diese würden oft österreichweite Repräsentativität (»Örep«) für sich in Anspruch nehmen, ohne sie dies in den Augen der Interviewpartner*in leisten zu können:

> »In der Umfrageforschung ist die Entwicklung der online Forschung spannend und interessant, wobei viele online Studien sich als Örep Studien an-

bieten, die nicht Örep sein können. Also, das ist einer der Punkte, wo man sich momentan ein bisschen ärgern muss bei Ausschreibungen, weil viele sagen, das machen wir online und damit machen wir österreichweite repräsentative Studien, halt viel billiger und einige glauben, dass es wirklich so ist, und beauftragen die dann.« (Interview 5, Zeile 367-371)

Für das Unternehmen IFES ist diese Entwicklung problematisch und ärgerlich, da Onlineumfragen durch den geringeren Aufwand billiger sind als Telefon- und Face-to-Face-Umfragen. Es bestehe die Gefahr, dass sie bestimmte Aufträge nicht bekommen, weil sie nach bestem Wissen und Gewissen handelnd an den teureren Methoden festhielten. Auftraggeber*innen, so sie dem Versprechen glauben schenken, dass Onlineumfragen Repräsentativität für ganz Österreich bieten können, würden dies auch vom IFES erwarten. Neben dem möglichen Verlust von Aufträgen sei dieses nicht erfüllbare Versprechen von Repräsentativität aber auch methodisch ärgerlich. Ich würde hier sogar noch einen Schritt weiter gehen und die Frage danach, wer Repräsentativität beanspruchen kann, auch als eine politische Frage ansehen. Dabei folge ich der Selbsteinschätzung des IFES, das seine Arbeit und die Frage nach der Repräsentativität in der Außenrepräsentation selbst ebenfalls als politisch versteht. Dies geht für mich am eindrücklichsten aus einem Text der Informationsbroschüre hervor, die mir eine Interviewpartner*in mitgegeben hatte (siehe Abbildung 4).

Unter der Überschrift »Sie bestimmen, was in Österreich passiert« wird beschrieben, welche soziale und politische Bedeutung der Teilnahme an Erhebungen der Umfrageforschung zugesprochen wird:

»Die seriöse Markt-, Sozial- und Meinungsforschung bietet Ihnen die Möglichkeit, Ihre Meinung zu aktuellen Themen, Ereignissen oder verschiedenen Produkten zu äußern. Mit Ihren Angaben liefern Sie die Grundlage für wichtige Entscheidungen in Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft und Medien.
Wir danken für Ihre Unterstützung.«

Repräsentativität ist also auch in der Umfrageforschung eine politische Kategorie. Wer sie wie in Anspruch nehmen kann und darf, ist umstritten, weil hier aus einer methodischen eine politische Frage und aus einer politischen eine methodische wird, so sie überhaupt jemals getrennt waren, was Law, Ruppert und Savage (2011) unter dem Label der *social life of methods* klar verneinen würden. Dabei geht es um nichts weniger als um die Frage, welcher

Zugang, welcher Aufwand und welche Methode Daten hervorbringen kann und darf, die für Österreich sprechen sollen.

Abbildung 4: Vorder- und Rückseite der Informationsbroschüre des Instituts für empirische Sozialforschung (IFES)



7.4 STATA und LaTex

In den Beschreibungen der Forscher*innen der Nationalbank und der Vertreter*in des IFES zur Organisation der Erhebung tauchen die unterschiedlichsten Objekte auf, ohne die die Erhebung nicht möglich gewesen wäre und die diese mitgetragen und mitgestaltet haben. Dazu zählen die verschiedenen Unterlagen und technischen Geräte, die die Interviewer*innen zu den Interviews mitnehmen; die Objekte, die einen Anreiz bieten sollen, bei der Befragung mitzumachen; der Fragebogen, der die Kommunikation zwischen den Interviewer*innen und den Befragten lenkt; die Büros, in denen die Forscher*innen arbeiten, und deren Einrichtung. Ein Objekt, das zu der Zeit, als ich die Interviews führte, besonders intensiv zum Einsatz kam, war das Statistikprogramm STATA. Es wurde von den Forscher*innen etwa dazu benutzt, die Daten des IFES zu kontrollieren oder so aufzubereiten, dass sie mit ihnen arbeiten konnten.

Mehre Forscher*innen erwähnten, sie hätten den Umgang mit dem Programm im Laufe der Arbeit erst erlernen müssen. Den zusätzlichen Aufwand sehen sie allerdings durch den Nutzen des Programms als gerechtfertigt an. Durch STATA könnten sie mit den Daten so arbeiten, wie sie es wollen, ohne vom Programm bestimmte Herangehensweisen vorgesetzt zu bekommen. Auch dass das Programm eng mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft verknüpft sei und das Unternehmen StataCorp zur Weiterentwicklung aktiv Kontakt mit den Forscher*innen suche, habe seine Vorteile. So hätten sie für die Implementierung und Berechnung der Imputation mit dem Programmierer des entsprechenden Moduls von STATA Kontakt aufgenommen und würden sich nun regelmäßig mit ihm austauschen. Er helfe ihnen dabei, das Programm für ihre Zwecke und ihre Auswertung der Daten anzupassen und nutzbar zu machen (Interview 6, Zeile 42-18). Diese Vorteile könne ihnen vor allem STATA bieten, besonders im Vergleich mit dem anderen populären Statistikprogramm SPSS. Dabei positioniert sich STATA selbst als eine für die Wissenschaft produzierte Software, während SPSS auch für Unternehmen außerhalb der Forschung interessant sein will, wie es die einleitenden Sätze auf den Produktseiten verdeutlichen:

> STATA: »Learn about Stata® 14, a fast, powerful statistical package designed for researchers of all disciplines, or explore our other products, including books, journals, and training courses.«[10]

> SPSS: »Die IBM SPSS Statistics Standard Edition stellt Bereichsleitern und Analysten die statistischen Kernfunktionen bereit, die diese zur Beantwortung grundlegender Fragen in Business und Forschung benötigen.«[11]

Diese Distinktionsmerkmale ziehen sich durch die gesamten Selbstbeschreibungen der Vorzüge beider Programme, wobei STATA seinen Stand als wissenschaftliches Werkzeug mehrere Male hervorhebt. In einer Sonderausgabe zum 20-jährigen Jubiläum (Cox 2005) wird in der hauseigenen Zeitschrift, *The Stata Journal*, die Geschichte von STATA als Entwicklung beschrieben: Angefangen als kleines Programm, das für Regressionsanalysen entwickelt worden sei, habe es sich zu einem umfassenden Statistikprogramm entwickelt, das eine große Anzahl an statistischen Analyse- und Auswertungsmethoden implementiere. Diese gegenwärtige Größe wird auch auf der Internetseite unterstrichen. Dort wird auf die Dokumentation im Umfang von 12.000 Seiten in 23 Bänden verwiesen (Stand 2015).[12] STATA möchte als ein Werkzeug wahrgenommen werden, mit dem sich Nutzer*innen längere Zeit beschäftigen können und müssen, um das Beste aus ihm und den Daten herauszuholen. Ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen: Die Nutzung von STATA stellt auch ein Symbol für die Wissenschaftlichkeit der eigenen Arbeit dar. Da sich STATA als rein wissenschaftliches Werkzeug präsentiert, kann es der eigenen Tätigkeit den Charakter von Wissenschaftlichkeit verleihen.

---

10 Quelle: http://www.stata.com/products/(in der Version von August 2015).

11 Quelle: http://www-01.ibm.com/software/at/analytics/spss/(in der Version von August 2015). Eine aktuellere Version liest sich so: »Was wäre, wenn Sie umfassendere, aussagekräftigere Erkenntnisse aus Ihren Daten gewinnen und prognostizieren könnten, was wahrscheinlich als Nächstes passieren wird? Die IBM SPSS-Software für die vorausschauende Analyse bietet innovative Verfahren in einem benutzerfreundlichen Paket. Damit können Sie neue Geschäftschancen ermitteln, die Effizienz verbessern und das Risiko minimieren.« (Quelle: https://www.ibm.com/analytics/at/de/technology/spss/zuletzt zugegriffen Februar 2021).

12 Mittlerweile umfasst sie 15.000 Seiten in 31 Bänden (http://www.stata.com/why-use-stata/[zuletzt zugegriffen März 2022]).

Für die Darstellung der Daten verwenden die Forscher*innen der Nationalbank allerdings nicht nur STATA, sondern auch das Softwarepaket LaTex[13] bzw. einen LaTex Editor. Mithilfe dieser beiden Objekte produzieren sie regelmäßig Übersichtstabellen zu allen Haushalten, die sie für die Kontrolle der Daten nutzen und dazu verwenden, sich mit den Daten vertraut zu machen. Dabei bearbeitet STATA die Umfragedaten und der LaTex Editor bringt sie in eine lesbare Form. Bei einem meiner ersten Besuche bekam ich einige dieser Übersichtstabellen gezeigt. Mir wurde auch beschrieben, wie sie produziert worden waren. Bei einem späteren Besuch hatte ich die Möglichkeit, zu beobachten, wie die beiden Programme zusammenarbeiten und welchen Anteil die Forscher*in dabei hat. Zur Veranschaulichung dient dieser Ausschnitt meines Beobachtungsprotokolls:

> »Einleitung zur Beobachtungssequenz:
> Sie*er saß in einem Büro im [spezifischen] Stock. Auf seinem*ihrem Schreibtisch standen zwei Bildschirme, die, was ich von ihr*ihm erfuhr, an einen PC angeschlossen waren. Seine*Ihre Hauptbeschäftigung sei zurzeit das [spezifische Tätigkeit] gewesen. Im Rahmen dieser Arbeit stelle er*sie auch die Übersichtstabellen über alle Haushalte, die Haushaltsprotokolle, her.
>
> Beobachtungssequenz:
> Während unseres Gesprächs arbeitete er*sie weiter an den Daten, da sie*er eine aktualisierte Übersicht über die erhobenen Haushalte fertig stellen müsse. Am rechten Monitor sah ich die Benutzeroberfläche des Statistik Programms STATA. Wie er*sie mir erläuterte, solle darin der Datensatz so bearbeitet oder vorbereitet werden, dass er für die ausführlichen Haushaltsprotokolle genutzt werden könne. Mit der Maus bewegte er*sie den Cursor über den Bildschirm. Mit der linken Hand an der Tastatur fügte er kurze Texte und Zeichen ein. Hin und wieder ließ er auch von der Maus ab und arbeitete mit beiden Händen an der Tastatur weiter. Nach einer kurzen Zeit schien er damit fertig zu sein und ließ STATA nun selbständig weiterarbeiten. Textzeilen tauchten im Fenster auf und erzeugten in kürzester Zeit eine (für mich) unverständliche Textwand, die das Fenster gänzlich ausfüllte.
> Er*sie wendete sich in der Zwischenzeit dem anderen Monitor zu und verschob den Cursor ebenfalls dorthin. Der LatTex-Editor war schon geöffnet

13 LaTex ist ein frei benutzbares und adaptierbares (open source) Textsatzsystem.

und stand bereit. Mehrere Benutzeroberflächen/Fenster standen, teilweise frei, teilweise einander überlappend, neben und übereinander. Sie*er informierte mich, dass er*sie nun das LaTex File vorbereiten werde, während STATA weiterarbeitete. Durch Bewegen des Mauszeigers und ein paar Klicks öffnete er*sie eine vorbereitete Datei. Im mittleren, größten Fenster waren nun mehrere Zeilen mit Buchstaben, Wörtern und Zeichen zu sehen, die allerdings nichts mit den zu erzeugenden Zahlen und Statistiken direkt zu tun hatten.

STATA beendete inzwischen seine Arbeit und er*sie wendete sich wieder dem rechten Monitor zu. Ich konnte nur sehen, dass STATA keine neuen Textzeilen mehr produzierte, ob dies der Hinweis war, dass es fertig gearbeitet hatte, kann ich allerdings nicht sagen. Am Bildschirm war nun ein langer Text mit vielen Zahlen und mir nicht verständlichen Angaben zu sehen. Auch konnte ich keine Tabellen, Statistiken oder sonstige mir geläufigen Darstellungen quantitativer Ergebnisse erkennen. Er*sie ließ mit der Maus den Text schnell von unten nach oben scrollen. In kurzer Zeit fand er*sie eine ihn*sie interessierende Stelle, ließ den Cursor dorthin wandern und begann den Text schwarz zu unterlegen, zu ›markieren‹, so würde ich es, wie es mir aus anderen Programmen bekannt ist, interpretieren, bis am Schluss eine lange Textwand schwarz unterlegt war. Nach dem Drücken zweier Tasten der Tastatur mit der linken Hand wechselte er*sie wieder zurück auf den anderen Monitor, bewegte den Mauszeiger in das mittlere Fenster vom LaTex-Editor und klickte zwischen die vorbereiteten Zeilen. Mit einer weiteren kurzen Handbewegung erschien ein langer Text, von dem nur ein Teil sichtbar war und von dem ich annahm, dass es der Text vom rechten Monitor war.
Er*sie erklärte mir dann, dass, bevor er*sie den LaTex-Editor laufen lassen könne, er*sie bestimmte Sonderzeichen, z.B. für Euro und Leerstellen, ersetzen oder eliminieren müsse, da LaTex diese nicht verstehe. Dafür ließ er*sie ein weiteres Fenster am unteren Fensterrand des LaTex-Editor erscheinen. In diesem befanden sich, unter anderem, zwei weiße Flächen. In eines gab er*sie die Zeichen ein, die den weiteren Vorgang stören würden, während er*sie das andere entweder frei ließ oder mit einem anderen Zeichen füllte. Mit der rechten Hand bewegte er*sie die Maus und den Mauszeiger über ein Feld mit der Beschriftung ›Alles Ersetzen/Replace All‹. Nach einem Klick mit der Maus passierte jedoch nicht viel Erkennbares. Am Bildschirm wurde nur gelegentlich das ersetzte Zeichen im Text blau unterlegt herausgeho-

ben oder eine Leerstelle angezeigt. Da mir das Programm in Grundzügen vertraut war, wusste ich, dass dies bedeutete, dass alle Zeichen gefunden und ersetzt wurden.
Diesen Vorgang musste er*sie mehrere Male wiederholen, bis der Text soweit von allen störenden Zeichen befreit war, dass der LaTex-Editor mit ihm arbeiten konnte. Welche von STATA erzeugten Zeichen LaTex nicht verstehe, habe er*sie, wie wie*er erzählte, in der Vergangenheit über Trial and Error schrittweise herausfinden müssen. Nun ließ er*sie den LaTex-Editor mit dem so vorbereiteten Text arbeiten. Im untersten Fenster, welches bisher leer geblieben war, erschienen nun mehrere Zeilen Text, einige schwarz, ein paar blau und einige rot. Er*Sie hob hervor, dass es normal sei, dass Fehler auftauchen, wofür der rot markierte Text stehe. Dies sei allerdings üblich und stelle kein Problem dar. Den ganzen Vorgang beendete er*sie mit dem Öffnen und Durchblättern des erzeugten PDF Dokuments. In diesem befanden sich nun die Tabellen über alle erhobenen Haushalte, die ich schon von früheren Besuchen her kannte.«

Vor dieser Beobachtung hatte ich den Eindruck, dass die beiden Programme ohne Zutun der Forscher*in zusammenarbeiten würden und die Erstellung der Übersichtstabellen automatisiert ablaufe. Dass die Kommunikation zwischen den beiden Programmen problematisch sein kann, überraschte mich. Die Anwesenheit der Forscher*in war notwendig, damit die beiden Programme gemeinsam die Tabellen produzieren konnten: Es musste ein LaTex-File vorbereitet werden, in das der STATA-Ausdruck eingefügt werden konnte; es musste der Ausdruck von STATA zum LaTex Editor verschoben werden und die Forscher*in musste als Übersetzer*in zwischen beiden Programmen fungieren, um bestimmte Ausdrücke, die LaTex nicht kannte, entweder mit bekannten auszutauschen oder zu eliminieren. Andernfalls hätte sich LaTex geweigert, mit STATA zusammenzuarbeiten. Die Forscher*in fungiert hierbei als Vermittler*in zwischen beiden Programmen.

Im Verlauf dieser kurzen Sequenz kam es außerdem zu einem beständigen Wechsel zwischen einer aktiven und passiven Rolle der Forscher*in und der Programme. Es mussten sowohl die Programme warten, bis die Forscher*in bestimmte Aktionen ausführte, und im Gegenzug musste auch die Forscher*in warten, bis die Programme bestimmte Handlungen zu Ende führten. Auch müssen sich die Forscher*innen den zeitlichen Vorgaben der Programme anpassen und ihre Arbeit entsprechend planen. Es war z.B. nicht vorgesehen, dass bei meinem Besuch an den Daten gearbeitet werden

sollte. Da aber die Haushaltsprotokolle an diesem Tag fertiggestellt werden mussten und besonders STATA eine gewisse Zeit dafür benötigt, konnte die Forscher*in diese Aufgabe nicht verschieben.

Insofern sind beide Programme aktive Teilnehmer an der Erhebung und haben ihren Anteil an dem spezifischen Zustandekommen der Zahlen und Statistiken, aber auch an deren Festigkeit. Sie gestalten die Forschung mit, fordern Kenntnisse ein, prägen den Arbeitsablauf der Forscher*innen und tragen dazu bei, der Erhebung eine bestimmte Wissenschaftlichkeit zu verleihen. Es hängt also viel von der Bereitschaft der Programme ab, bei der Erhebung mitzumachen.[14]

Die Interviews mit den Forscher*innen, die Besuche ihrer Arbeitsstätten, die Gespräche mit dem*der Vertreter*in des IFES und die Beschäftigung mit den verschiedenen Unterlagen halfen mir, ein vielschichtiges und belebtes Bild von der Arbeit an der damals noch laufenden Erhebung zu Vermögen in Österreich zu gewinnen. Dabei war das Ziel, dass die Darstellung so nachvollziehbar und umfassend wie möglich ausfällt und von all den unterschiedlichen und einflussreichen menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen bevölkert und belebt wird, die zeitlich und örtlich verstreut daran beteiligt waren, diese spezifischen Zahlen, Statistiken und Aussagen über Österreich zu produzieren. Zahlen und Statistiken, die, wie in den nächsten Kapiteln gezeigt wird, Bestand und Festigkeit haben, die Kritik widerstehen und die für Forscher*innen der wissenschaftlichen Gemeinschaft, Journalist*innen, Kommentator*innen und politische Entscheidungsträger*innen von Interesse waren und für die eigene Arbeit aufgegriffen wurden.

Folgt man den Erzählungen der beteiligten Forscher*innen, war die Herstellung der Zahlen und Statistiken ausgezeichnet durch eine Vielfalt an verschiedenen fordernden Tätigkeiten, die zu einem gewissen Teil selbst erst beim Organisieren und Durchführen der Erhebungen von ihnen erlernt und vertieft werden mussten. Diese Tätigkeiten umfassten dabei nicht nur fach- und wissenschaftsspezifische, wie sie in Methodenbüchern umfassend beschrieben werden z.B. Fragebogengestaltung, das Berechnen von Gewichten und Imputationen, sondern auch so profane wie Einrichten einer Internetseite, Verfassen von Ausschreibungen und Anschreiben und Koordinieren der

14 Dass sich Programme auch verweigern können, konnte ich unmittelbar miterleben. Bei einem meiner Besuche wollte mir eine Forscher*in mithilfe des Programms STATA zeigen, woran er*sie gerade arbeitete, allerdings ließ sich das Programm nicht starten, weswegen er*sie es mir nur schildern konnte.

Akteur*innen und Aktanten. Dabei sind es nicht nur menschliche Akteur*innen, die an der Erhebung beteiligt waren, sondern auch eine große Anzahl an nichtmenschlichen Aktanten. Ein für die Erhebung wichtiger Aktant war dabei der Fragebogen selbst. Dieser war nicht nur ein Werkzeug, um die Informationen von den Haushalten in einer Form herauszuziehen, die für die Forscher*innen interessant und bearbeitbar waren, sondern diente auch der Steuerung des Interviewverlaufs und der Kommunikation zwischen den Interviewer*innen und den Befragten. Dies ermöglichte es den Forscher*innen zumindest zu einem gewissen Grad, ihre Ansprüche an eine gute Befragung über eine große Entfernung umzusetzen, ohne selbst die Interviews durchführen zu müssen. Das Statistikprogramm STATA ermöglichte den Umgang mit den erhobenen Informationen zu den Haushalten. Als Programm, das sich explizit an die Forschungsgemeinschaft richtet, kann es allerdings auch dazu beitragen, der Arbeit mit und den Zahlen und Statistiken selbst das Prestige von Wissenschaftlichkeit zu verleihen.

Gleiches gilt für die Organisation, die die Erhebung durchgeführt hat. Diese stellt die Interviewer*innen an, die überhaupt unmittelbaren Kontakt mit den Haushalten hatten, über die die Erhebungen der OeNB etwas aussagen wollen. Die Forscher*innen der OeNB müssen letztendlich darauf vertrauen, dass die Interviews auch wirklich so stattgefunden haben, wie mit dem IFES vereinbart. Die ganze Aussagekraft der von der OeNB veröffentlichten Zahlen und Statistiken zu Vermögen in Österreich steht und fällt damit, ob das IFES und die Interviewer*innen glaubhaft machen können, die Interviews auch wirklich so geführt zu haben und das nicht nur den Forscher*innen der OeNB gegenüber, sondern auch den Leser*innen der darauf aufbauenden Artikel und Berichte. Über diese Frage des unmittelbaren Vertrauens die konkrete Erhebung betreffend hinaus, ist für das Umfrageinstitut und die Erhebung auch die generelle methodische und politische Frage der Repräsentativität von hoher Relevanz. Welche wie hergestellten Zahlen und Statistiken dürfen überhaupt für die österreichischen Haushalte oder genereller für Österreich sprechen? Also, inwiefern sagen die in der Erhebung erfassten Haushalte, auch etwas über die nicht erfassten aus? Darauf gibt es keine klare und einfach so gegebene Antwort, sondern wird unter sich beständig wechselnden Bedingungen laufend ausverhandelt und adaptiert – zwischen den miteinander konkurrierenden Organisationen auf dem Markt für Markt- und Meinungsforschung, zwischen der Organisation und den Auftraggeber*innen von Erhebungen und vor dem Hintergrund fortlau-

fender technologischer Entwicklungen z.B. online Befragung, elektronische Fragebögen.

All dies zusammen, die komplizierten und die einfacheren Tätigkeiten und die Wissenschaftler*innen, Organisationen und Aktanten bringen gemeinsam bestimmte Zahlen und Statistiken hervor. Für das Nachzeichnen und Nachvollziehen wie Zahlen und Statistiken hergestellt werden, kann deswegen keine von diesen weggelassen werden.

8 Autonomisierung – Die Rolle der wissenschaftlichen Gemeinschaft

Aus Sicht der interviewten Forscher*innen spielt die wissenschaftliche Gemeinschaft für die Etablierung des HFCS als seriöse und relevante Datenquelle für Wissenschaft und Politik in zweierlei Hinsicht eine wichtige Rolle. Zum einen ist der Austausch mit anderen Forscher*innen im HFCN ein wichtiger Bestandteil der Produktionsbedingungen für den Survey, zum anderen müssen und wollen sie bei der Organisation des Surveys die mögliche spätere Nutzung der Daten durch Mitglieder der wissenschaftlichen Gemeinschaft berücksichtigen.

Der HFCS wird in 15 verschiedenen Ländern parallel durchgeführt. Koordiniert wird er von der EZB, die für diesen Zweck 2006 das HFCN eingerichtet hat. Ziel des Netzwerkes ist es, Expert*innen der Umfrageforschung, Statistiker*innen und Wirtschaftswissenschaftler*innen der EZB, die verschiedenen an den Erhebungen beteiligten Nationalbanken und ausgewählte Bundesanstalten für Statistik zusammenzubringen, um den HFCS zu organisieren und weiterzuentwickeln.[1]

Für die Forscher*innen der OeNB bietet das Netzwerk eine Möglichkeit, sich über methodische Fragen auszutauschen und Expertise einzuholen. Mehrmals versichern sie mir, dass sie das Netzwerk gerne in Anspruch nehmen. Der Austausch findet über ein eigens dafür eingerichtetes Onlineforum statt, zu dem nur die Mitglieder des HFCN Zugriff haben. Offline finden regelmäßig Meetings und Konferenzen statt.[2] Da nicht alle Forscher*innen

1 Quelle: https://www.ecb.europa.eu/pub/economic-research/research-networks/html/researcher_hfcn.en.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

2 Die erste Konferenz wurde im September 2008 in Deutschland veranstaltet: https://www.ecb.europa.eu/pub/conferences/html/ecb_cfs_conference.en.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

der Nationalbank jedes Meeting des HFCN besuchen können, werden für jedes Meeting Protokolle erstellt, die den Mitgliedern dann zur Verfügung gestellt werden.

Die interviewten Forscher*innen beschreiben die Aktivitäten des Netzwerkes und deren Gestaltung durchweg positiv. Eine Interviewpartner*in hebt hervor, er*sie schätzt besonders, dass das Konsortium des HFCN äußerst prominent besetzt sei. Es setzt sich sowohl aus Vertreter*innen von Ländern zusammen, die auf jahrelange Erfahrung mit Vermögenserhebungen zurückblicken können (z.B. Italien und Spanien), als auch aus internationalen Expert*innen (Interview 3, Zeile 156-159). Neben der Einbettung der eigenen nationalen Erhebung in ein internationales wissenschaftliches Netzwerk bietet dieser Austausch auch die Möglichkeit, sich der Qualität der eigenen Arbeit zu vergewissern (Interview 3, Zeile 154-155). Neben den Meetings, Konferenzen und dem Austausch mit Expert*innen und Kolleg*innen anderer Nationalbanken ist der österreichische Teil des HFCS auch in der Forschungspraxis eng mit der EZB und deren Expert*innen verknüpft. Wie eine Interviewpartner*in erzählte, würden die Daten vor der ersten Auswertung zur Validierung an die Europäische Zentralbank geschickt:

> »Sie [die Europäische Zentralbank, Anm. d. Autors] lassen dann, erstens, eigene interne Konsistenzchecks laufen und, zweitens, vergleichen sie die Verteilungen mit externen Statistiken, z.B. mit dem EUSILC oder mit dem Mikrozensus, und wenn es da Unterschiede gibt, dann müssen wir diese ihnen gegenüber erklären, warum es diese Unterschiede gibt.« (Interview 4, Zeile 63-67)

Dass die Erhebung als Teil eines größeren Netzwerks aus unterschiedlichen Forscher*innen und Expert*innen durchgeführt wird, hat allerdings auch erschwerende Komponenten. So wurde mehrmals erwähnt, dass die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und Ansprüche an die Erhebung und die Daten durch die verschiedenen im Netzwerk vertretenen Disziplinen zu Diskussionen führten:

> »Es gibt da halt unterschiedliche Sichtweisen, aber es ist schon ein Bruch entlang dieser Linie [zwischen Ökonometriker*innen und Statistiker*innen, Anm. d. Autors], also bei technischen Fragen, z.B. ob man Gewichte benutzen soll, war so eine Diskussion, wenn man die Imputationen macht. Statistiker sagen ja, Ökonometriker sagen nein.« (Interview 4, Zeile 10-12)

Weiter wird angemerkt, diese Auseinandersetzungen würden nicht nur das spezifische Netzwerk betreffen, sondern auf grundsätzliche Unterschiede verweisen, die auch in anderen Bereichen (z.B. in wissenschaftlichen Publikationen und auf Konferenzen) ausgetragen würden:

> »Es ist schon ein anderes Verständnis. [...] Die Ökonometriker sagen, das ist unnütz [die Imputation, Anmerkung des Autors], führt nur zu viel Varianz, irgendwie, ohne dass es wirklich was bringt. Die Statistiker sagen, das muss man machen, sonst hat man später einen Bias im Schätzer. Da gibt es Streitereien, jetzt nicht nur in der EZB, sondern auch außerhalb, in den theoretischen Gebieten. Also das ist bei weitem nicht eindeutig immer alles.« (Interview 4, Zeile 17-21)

Dass nicht immer alles so eindeutig sei, werde auch von den externen Expert*innen bekräftigt, die in der Auseinandersetzung keine klare Position beziehen, sondern eher die Meinung vertreten würden, alles habe seine Vor- und Nachteile (Interview 4, Zeile 26-29).

Auch wenn die Erhebung in Österreich als Teil eines Netzwerkes durchgeführt wird, das sicherstellen soll, dass die nationalen Erhebungen vergleichbar sind, müssen nationale Spezifika in der Planung und Organisation der Erhebung dennoch berücksichtigt und eingebaut werden. Die interviewte Person nannte als Beispiel in diesem Zusammenhang die Frage der Anonymisierung der Daten:

> »In manchen Ländern gibt es striktere Regelungen als in anderen. Gleichzeitig will man halt aber auch dafür sorgen, dass die Daten gut benutzbar sind für die User. Das heißt, es wird dann halt meistens ein oder zwei Variablen geben, zusätzlich zu den Core Variablen, die halt, nach bestimmten Anonymisierungswegen dann verändert wurden, für die Länder, für die das notwendig ist.« (Interview 4, Zeile 36-40)

Die wissenschaftliche Gemeinschaft wurde in den Interviews auch noch als mögliche Nutzerin der Daten angeführt. Dabei sei die Erhebung explizit darauf ausgerichtet, für Forschungszwecke genutzt zu werden. Der Datensatz stehe zwar gratis zur Verfügung, müsse allerdings bei der EZB angefragt werden. Das dafür auszufüllende Formular hebt hervor, dass die Daten nur für

wissenschaftliche Zwecke genutzt werden dürfen und untersagt eine kommerzielle Nutzung.[3]

Auch den Forscher*innen der OeNB ist es wichtig, die Nutzung der Daten durch die wissenschaftliche Gemeinschaft zu unterstützen. Dieses Ziel drückt sich in den verschiedenen Arbeitsschritten und den geplanten Vorhaben aus. Die eigene Berichterstattung wird im Licht der zukünftigen Nutzung durch die wissenschaftliche Gemeinschaft gesehen: »Die erste Veröffentlichung wird deskriptiv sein, um den Leuten einen Überblick zu geben, die dann damit arbeiten, in was für einer Datenlandschaft sie sich bewegen« (Interview 2, Zeilen 10-11). Eine gute Dokumentation soll die Transparenz gewährleisten und die Daten für die verschiedensten Vorhaben zugänglich machen:

> »Bei uns wird alleine das Editing Kapitel 20 Seiten haben, wo wirklich steht, wie wurden welche Werte verändert und wie kann man das nachvollziehen im Datensatz. Das wird alles sehr genau sein. Auch die Imputationen. Nicht nur ein Beispiel, sondern es wird eigene Paper geben über das ganze Modell. Ein Paper, das leicht zu lesen ist, und dann ein Working Paper, wo die Leute, die sich damit auskennen, wirklich sehen, wie das funktioniert. Also möglichst transparent halt.« (Interview 2, 23-27)

Zusätzlich dazu ist auch vorgesehen, über unterschiedliche Kanäle aktiv für die Erhebung Werbung zu machen. So waren zum Zeitpunkt der Interviews schon mehrere technische Workshops geplant, um über die Spezifika des HFCS zu informieren.[4] Auch auf der dritten Reichtumskonferenz 2013 in Wien wurde unter dem Titel »Vertiefung Empirische Evidenz – Der Household Finance and Consumption Survey des Eurosystems« ein Workshop zur Erhebung angeboten.[5] Darüber hinaus wurden weitere Vorhaben geplant:

> »Und was ich mir auch überlege ist, was wir vielleicht anbieten, auf Unis zu fahren und ihn [den HFCS, Anm. d. Autors] vorzustellen, weil wir haben echt ein großes Interesse, dass möglichst viele Leute damit arbeiten.« (Interview 2, 30-32)

---

3 Quelle: https://www.ecb.europa.eu/home/pdf/research/hfcn/access_form_for_external_researchers.pdf?b3e59173a47ee9b401a173f0172239e4 (zuletzt zugegriffen März 2022).

4 Der letzte Workshop fand im Februar 2013 statt (http://www.hfcs.at/veranstaltungen/katalog/workshop.html [zuletzt zugegriffen März 2022]).

5 Quelle: http://www.armutskonferenz.at/files/2013-11-27_programm_reichtumskonferenz_web.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

Auch Kooperationen und gemeinsame Publikationen mit Forscher*innen außerhalb der OeNB, aufbauend auf den Ergebnissen des HFCS, wurden in die Wege geleitet. Dadurch wurde der Kreis der beteiligten Disziplinen z.B. um die Soziologie vergrößert.

Die weitere Verwendung der HFCS-Daten durch die wissenschaftliche Gemeinschaft dient nicht nur der Verfestigung ihres wissenschaftlichen Wertes oder der Behandlung unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Fragestellungen, die von der OeNB nicht selbst bearbeitet werden (können), sondern sie kann auch beeinflussen, wofür die Daten stehen können. So widmeten sich Forscher*innen der Johannes Kepler Universität Linz im Rahmen des Forschungsprojekts *Reichtum im Wandel* (Eckerstorfer u.a. 2013), das im Auftrag der Arbeiterkammer Wien und Oberösterreich umgesetzt wurde, dem Problem, dass im HFCS größere Vermögen durch die umgesetzte Samplingmethode nicht berücksichtigt wurden. Dies habe zur Unterschätzung des Gesamtvermögens privater Haushalte geführt. Nachträglich wurde dies behoben, indem eine literatur- und theoriegestützte Anpassung des Datensatzes vorgenommen wurde. Dadurch sei eine genauere Repräsentation des Gesamtvermögens und besonders des Vermögensstandes der reichsten 10 Prozent der Haushalte in Österreich möglich. Anhand der neuen Daten wurde also ein anderes Österreich produziert bzw. erscheint Österreich in dieser Darstellung anders als in den Berichten der OeNB. Beide Veröffentlichungen existieren parallel und damit existieren mit Law (2011) gesprochen multiple Realitäten von Österreich.

In den Erzählungen der Forscher*innen erfüllt die wissenschaftliche Gemeinschaft mehrere Funktionen. Als großes europäisches Netzwerk bildet die wissenschaftliche Gemeinschaft eine Stütze für die Organisation der Erhebung. Sie bietet den Forscher*innen Gewissheit und Sicherheit, dass die Erhebung am Ende auch von wissenschaftlicher Seite aus akzeptiert wird. Außerhalb der direkten Kolleg*innenschaft kann die wissenschaftliche Gemeinschaft dafür sorgen, dass die Erhebungsdaten nach Veröffentlichung der ersten Berichte Bedeutung haben, indem sie sie aufgreift und weiterarbeitet. Daran sind die Forscher*innen der Nationalbank selbst auch interessiert. Um dies zu ermöglichen, sorgen sie bereits bei der Produktion der Daten dafür, dass alle Informationen, die zur Weiterverarbeitung der Daten notwendig sind, vorhanden sind. Zusätzlich planen sie, die Erhebung aktiv zu bewerben, damit die wissenschaftliche Gemeinschaft von ihrer Existenz und der Möglichkeit, mit den Erhebungsdaten zu arbeiten, erfährt.

Das Weiterarbeiten mit den Erhebungsdaten kann in weiterer Konsequenz dazu führen, dass in die Daten selbst eingegriffen wird, um sie für spezifische Forschungsinteressen und -fragen zugänglich zu machen. Dadurch bleiben die Daten aber zugleich aktiv und aktuell – selbst wenn sich die an der Produktion beteiligten Forscher*innen bereits anderen Projekten widmen. Die Kolleg*innenschaft erhält folglich die Bindeglieder und Knoten und somit die wissenschaftlichen Erkenntnisse über diese Zahlen und Statistiken am Leben.

9 Zahlen und Statistiken in der öffentlichen Repräsentation

Für Latour bilden die Männer und Frauen auf der Straße sowie die Reporter*innen und Expert*innen die Öffentlichkeit (2006, 127). Ich konzentriere mich hier auf eine Öffentlichkeit, wie sie über verschiedene Medien (z.B. Zeitungen, Blogs) von Journalist*innen und Kommentator*innen hergestellt wird. Ich stütze mich im Besonderen auf Beiträge, die die veröffentlichten Ergebnisse der Immobilienvermögenserhebung der OeNB aufgreifen, interpretieren und kommentieren. Diese Ergebnisse werden dazu benutzt, um Aussagen über Österreich treffen zu können. Sie haben also gleichsam wie die Praktiken der Forscher*innen einen epistemischen Effekt.

Grundlage für diese veröffentlichten Beiträge sind die Zahlen, Statistiken und Aussagen, die über Berichte und Artikel in eine Form gegossen werden, die von den Tischen der Forscher*innen auf die Tische der Journalist*innen, Kommentator*innen, Blogschreiber*innen und auch Leser*innen gelangen können. Darüber werden sie zu Objekten, die die Arbeit der Forscher*innen repräsentieren sollen, ganz im Sinne von Latours und Woolgars *Immutable Mobiles* (1986). Daher stehen in diesem Kapitel folgende Fragen im Zentrum: Wie verändern sich die Objekte, wenn sie die Tische der Forscher*innen verlassen und die Arena (Clarke 2005, 65ff) der öffentlichen Berichterstattung und Meinungsbildung betreten? Was fällt dabei weg? Was kommt hinzu? Welche Verknüpfungen zu ihren Produzent*innen und zum Ort ihrer Herstellung bleiben bestehen und welche werden gekappt? Die Arbeit von Journalist*innen, Interessenvertretungen oder sozialpolitischen Organisationen verändern die Modalitäten der Zahlen, Statistiken und Aussagen. Die Zahlen und Statistiken werden für die eigene Betätigungen und Ziele nutzbar gemacht, indem Information hinzugefügt und andere weggelassen werden. Damit berührt das Kapitel Themen, die in der Wissenschaftsforschung unter dem Begriff des *public understanding of science* und der Koproduktion diskutiert werden.

9.1 Modalität und das Argumentieren mit Zahlen und Statistiken

Was geht verloren und was kommt hinzu, wenn Statistiken, Zahlen und Aussagen aus der Kontrolle der Forscher*innen der OeNB entlassen und von anderen Akteur*innen aufgegriffen und in anderen Kontexten eingebunden werden? Dieser Frage gehe ich anhand einer Aussage nach, die sich in mehreren Artikeln verschiedener Zeitungen, auf Blogs und in unterschiedlichen argumentativen Zusammenhängen wiederfindet und die besagt, dass die obersten 10 Prozent der österreichischen Haushalte 61 Prozent des Immobilienvermögens besitzen. Diese Aussage wurde in der Berichterstattung und der öffentlichen Auseinandersetzung zu einer zentralen Aussage der Immobilienvermögenserhebung hochstilisiert. Veröffentlicht wurde sie zum ersten Mal im Sozialbericht 2009-2010 (Andreasch u.a. 2010).[1] Darin widmet sich ein ganzes Kapitel dem Thema der Vermögensverteilung in Österreich. Es wurde von drei Forscher*innen der OeNB verfasst, die an den Vermögenserhebungen beteiligt waren. In der Einleitung des Kapitels geben sie an, auf welchen Daten die Zahlen basieren. Sie bieten außerdem eine Definition von Immobilienvermögen in der Erhebung an und gehen in einer Fußnote auf mögliche Designeffekte der Erhebung ein. Auch heben sie hervor, bestimmte Zahlen würden nur durch die Art der Gestaltung der Erhebung diese Ausprägung erhalten und müssten daher von anderen Zahlen und Statistiken (z.B. von *Statistik Austria*) notwendigerweise abweichen (2010, 246). Die zusammenfassende Schlussfolgerung des Kapitels leiten sie mit dem Satz ein: »Bezüglich der Daten zum Vermögen privater Haushalte in Österreich gibt es keine Transparenz. Die statistische Situation stellt sich als unbefriedigend dar.« (2010, 253) Dieses Problem sei, wie sie weiter ausführen, durch die Erhebung der OeNB nur bedingt gelöst worden, denn:

> »Die Resultate der Erhebungen der OeNB kommen aus der einzigen in Österreich verfügbaren Datenquelle, die Aussagen zur Vermögensverteilung erlaubt. Das Problem einer mangelnden statistischen Erfassung der Reichen wird fortbestehen, da der obere Rand der Vermögensverteilung wissenschaftlich weitgehend unerforscht ist.« (2010, 253)

Obwohl dies nur einen Teil der methodischen Reflexionen wiedergibt, denen die Autor*innen in anderen Veröffentlichungen ausführlicher nachgehen

1 Für eine genauere Darstellung des Sozialberichts 2009-2010 siehe das Kapitel »Bindeglieder oder Knoten«.

(siehe z.B. Fessler u.a. 2009), verleihen allein diese den präsentierten Zahlen und Statistiken eine gewisse Bestimmtheit. Die präsentierten Zahlen und Statistiken sind unter bestimmten Bedingungen gültig und besitzen eine spezifische, nicht aber eine allgemeingültige Aussagekraft. Das gilt auch für die Aussage, die von mehreren Journalist*innen und Kommentator*innen aufgegriffen wurde und im Sozialbericht so zu finden ist:

> »Die Konzentration bei der Immobilienvermögensverteilung ist beträchtlich. Das oberste Fünftel hält 75 % des gesamten Immobilienvermögens und die Top-10 % besitzen 61 %.« (Andreasch u.a. 2010, 248)

Die Presseaussendung der Parlamentskorrespondenz zum Sozialbericht 2009-2010 greift die Aussage allerdings nicht auf, lenkt aber die Aufmerksamkeit auf den Sozialbericht und das Kapitel zur Vermögensverteilung. Sie leitet die Kurzzusammenfassung des Kapitels zur Vermögensverteilung mit der Überschrift »Unzureichende Daten bezüglich Vermögenssituation privater Haushalte« ein und verweist in den ersten Sätzen auf das Problem, dass vor allem die hohen Vermögen nicht ausreichend statistisch erfasst werden konnten. Die wichtigsten Aspekte der Verteilung von Immobilienvermögen in Österreich fassen sie so zusammen:

> »Die Immobilienvermögensungleichheit ist in Österreich beträchtlich: So halten die obersten zehn Prozent 37 % an den gesamten Immobilienwerten in Hauptwohnsitzen und 85 % des gesamten weiteren Immobilienvermögens. Vor allem Erbschaften führten hier zu einer Verfestigung sozialer Ungleichheit über Generationen, heißt es im Bericht.«[2]

Während die Presseaussendung die Aussage der Erhebung zu den Top-10-Prozent nicht aufgreift, findet sich diese prominent in den verschiedenen Zeitungsartikeln zum Sozialbericht wieder. So berichtet *Der Standard* vom 14. Dezember 2010:

> »Das Bruttogeldvermögen wuchs in den letzten 30 Jahren um das 1,7-Fache des Bruttoinlandsproduktes. Heute halten die privaten Haushalte 440 Milliarden Euro, an Immobilienbesitz kommt noch einmal das Doppelte dazu. Laut Daten der Nationalbank, deren Experten das entsprechende Kapitel verfasst haben, ist dieses Vermögen stark auf eine Oberschicht konzentriert.

---

2 Quelle: http://www.parlament.gv.at/PAKT/PR/JAHR_2011/PK0002/index.shtml (zuletzt zugegriffen März 2022).

> Das oberste Fünftel der Haushalte hält 75 Prozent des Immobilienvermögens, das Top Zehntel immer noch 61 Prozent. Vom Wert der ›Nebenimmobilien‹, die vom Eigentümer nicht selbst genutzt werden, halten die oberen zehn Prozent überhaupt gleich 85 Prozent. Umgekehrt besitzen 41 Prozent der Haushalte gar kein Immobilienvermögen.«[3]

Während dieser Artikel darauf verweist, wer für die wiedergegebenen Zahlen und Statistiken verantwortlich ist, lässt er alle methodischen und epistemologischen Anmerkungen im Bericht außen vor. Eine weitere Modifikation erfahren die Zahlen und Statistiken in einem Artikel in *Die Presse* vom 16. Dezember 2010:

> »Auch bei der Verteilung des Immobilienvermögens gibt es eine Konzentration. Das oberste Fünftel hält 75 Prozent des gesamten Immobilienvermögens, und die Top-10-Prozent besitzen 61 Prozent. Auf der anderen Seite haben etwa 41 Prozent der privaten Haushalte in Österreich kein Immobilienvermögen.«[4]

Hier werden nicht nur die methodischen Anmerkungen ausgelassen, sondern auch wer und welche Organisation die Zahlen und Statistiken produziert hat. Damit kommt den Zahlen und Statistiken eine breitere Gültigkeit und auch eine gewisse staatliche Autorität zu, da sie als Teil des vom Sozialministerium veröffentlichten Berichts präsentiert werden.

Später veröffentlichte Artikel und Kommentare, welche die Zahlen, Statistiken und Aussagen aufgreifen, nutzen eine andere Herangehensweise bezüglich der Autor*innenschaft. Anstatt den Sozialbericht anzuführen, in dem die Aussage veröffentlicht wurde, tritt bei diesen die OeNB als Garant für die Richtigkeit der Angaben in den Vordergrund. So zum Beispiel in einem Kommentar von Gerald John zur Grundsteuer in *Der Standard*:

> »Laut Erhebung der Nationalbank besitzt das oberste Zehntel der Haushalte 61 Prozent der Immobilien, 41 Prozent besitzen gar nichts. Ein großer Brocken sind nicht als Hauptwohnsitz genutzte Häuser und Wohnungen: Sie

3 Quelle: http://derstandard.at/1291455112940/Wer-viele-Kinder-hat-ist-schneller-von-Armut-betroffen (zuletzt zugegriffen März 2022).

4 Quelle: http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/618827/Sozialbericht_Kinder-und-Auslaender-armutsgefaehrdet (zuletzt zugegriffen März 2022).

> machen nur ein Fünftel aller Immobilien aus, vereinen aber fast die Hälfte des Gesamtwertes.«[5]

Die Nationalbank kann in diesen Formulierungen als Autorität für die Korrektheit der Erhebung und Angaben gelesen werden. In anderen Texten wird oft auf den Wortlaut »laut Nationalbank«[6] verkürzt. Weitere Informationen zu den Zahlen und Statistiken sind dann nicht mehr notwendig, um sie für die eigene Argumentation als Faktum nutzen zu können.

In einigen Beiträgen lässt sich die Aussage gar gänzlich befreit von allen einschränkenden und relativierenden Zusätzen finden. Das Weglassen aller zusätzlichen Informationen macht daraus eine voraussetzungslose, faktische Aussage über Österreich, die in Artikeln, Interviews und Kommentaren ohne viel Aufwand reproduziert und damit weiter gefestigt werden kann. Beispiele hierfür sind der Artikel »Die Statuspanik der Mittelschicht« von Harald Walser im *Falter* 09/11:

> »Der Kultursender Arte brachte es kürzlich in einer Reportage für ganz Europa auf den Punkt: ›Mittelschicht – Angst vor dem Abstieg.‹ Bei denen, die noch oben sind, macht sich Statuspanik breit. Auch bei uns. In Österreich besitzen die obersten zehn Prozent 61 Prozent aller Immobilien und 54 Prozent des Geldvermögens. Tendenz steigend.«[7]

Oder ein Artikel von Eva Linsinger im *Profil* 18/11:

> »Vermögenssteuern würden den gerne zitierten ›kleinen Häuselbauer‹ kaum belasten, denn die obersten zehn Prozent der Österreicher besitzen 60 Prozent des Immobilien- und 53 Prozent des Geldvermögens.«[8]

Und der Artikel von Martin Schürz und Beat Weber in der Zeitschrift *SOS Mitmensch* (MO – Magazin für Menschenrechte 16):

> »Und wie sieht die Vermögensverteilung in Österreich aus? Auch hier liegt eine markante Konzentration des Vermögens vor. Die obersten zehn Prozent

---

5 Quelle: http://derstandard.at/1315005993957/Debatte-um-Grundsteuer-Risse-in-der-Bastion-der-Haeuslbauer (zuletzt zugegriffen März 2022).

6 Quelle: http://derstandard.at/1315005525984/Hintergrund-Pro--und-Kontrapunkte-zur-Reichensteuer (zuletzt zugegriffen März 2022).

7 Quelle: https://www.falter.at/zeitung/20110302/die-statuspanik-der-mittelschicht/1547100058 (zuletzt zugegriffen März 2022).

8 Quelle: http://www.profil.at/home/leistung-die-oevp-kampfbegriff-295476 (zuletzt zugegriffen März 2022).

haben einen Anteil von 54 Prozent am gesamten Geldvermögen und sogar von 61 Prozent beim Immobilienvermögen.«[9]

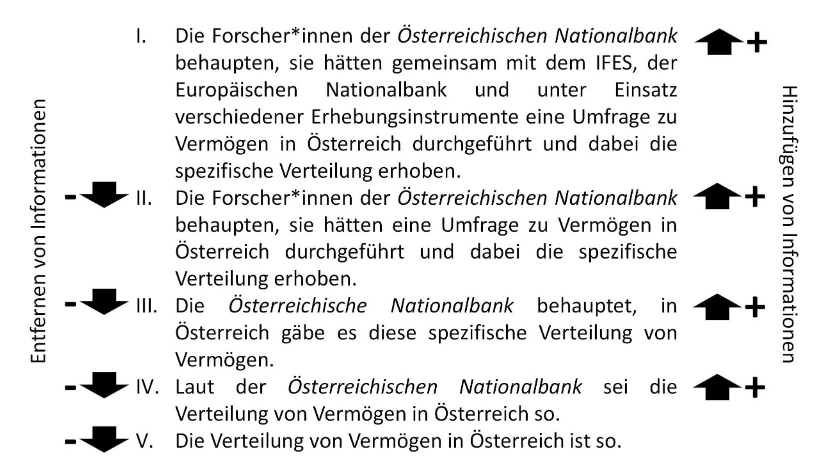
Hier werden aus den Erhebungsdaten Fakten über Österreich. Sie werden Realität. Aus der epistemologischen Aussage »Aufgrund einer Erhebung von Forscher*innen der OeNB kann unter spezifischen Bedingungen und Einschränkungen dafür argumentiert werden, dass in Österreich Immobilienvermögen so und so verteilt sind.« wird die Aussage »In Österreich ist das Vermögen so verteilt.«.

Diese Nutzung der Zahlen, Statistiken und Aussagen in den verschiedenen Medien durch Journalist*innen und Kommentator*innen ist vergleichbar mit dem Umgang von Wissenschaftler*innen mit wissenschaftlichen Aussagen in der von Latour und Woolgar durchgeführten Laborstudie, weil sie die Art der Aussagen verändern, indem sie Informationen oder Modalitäten anfügen oder weglassen (1986, 77ff). Die Modalitäten reichen dabei von Aussagen, die an bestimmte Personen gebunden (z.B. Person A behauptet …) und nur unter gewissen Bedingungen (z.B. Ergebnisse spezifischer Experimente) gültig sind, bis hin zu einem generell gültigen Faktum, das benutzt werden kann, ohne konkrete Autor*innen oder Voraussetzungen aufweisen zu müssen. In ähnlicher Weise verfahren die zitierten Journalist*innen und Kommentator*innen mit den Modalitäten der verschiedenen Zahlen und Statistiken. Abbildung 5 stellt schematisch die verwendeten Typen von Aussagen dar.

Für Latour und Woolgar bestehe ein Ziel von Wissenschaft und Wissenschaftler*innen darin, Aussagen zu generieren und zu etablieren, die mit möglichst wenigen Modalitäten versehen sind (1986, 81). Dies sei eine zentrale Ressource und Arbeitsweise wissenschaftlicher Praxis. Eine Aussage ohne viele Modalitäten bedeutet dann, etwas als gegeben annehmen zu können. Es ermöglicht auch, auf vergangener und aktueller Forschung aufzubauen, um nicht immer von vorn beginnen zu müssen. Die An- oder Abwesenheit zusätzlicher Informationen bei Aussagen ist folglich auch in den zitierten Beiträgen ein zentraler Aspekt, um eigene Argumente, Überlegungen und Beobachtungen zu untermauern oder zu widerlegen. So ist es eine Strategie der Gegner*innen der Erhebungen der OeNB, entweder eine Person für die Zahlen, Statistiken

9 Quelle: http://www.sosmitmensch.at/site/momagazin/alleausgaben/16/article/322.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

Abbildung 5: Typen von Aussagen zur Verteilung von Immobilienvermögen in der öffentlichen Berichterstattung gereiht nach entfernten/hinzugefügten Informationen bzw. Modalitäten.



(angelehnt an Latour und Woolgar 1986, 82)

und Aussagen verantwortlich zu machen oder die methodischen Anmerkungen gegen die Erhebungen zu richten, also die Modalitäten wieder, und zwar gegen die Richtigkeit der Aussagen selbst, ins Spiel zu bringen (siehe dazu das kommende Kapitel zu *Allianzen und Konflikte*).

In eine andere Richtung gehen die angeführten Artikel, welche die Aussage »Die obersten 10 Prozent besitzen 61 Prozent des Immobilienvermögens.« (im Folgenden abgekürzt als 10-Prozent-Aussage) als bedingungslose Beschreibung Österreichs anführen. Die Aussage wird am überzeugendsten und für die eigenen argumentativen Zwecke und Arbeiten am hilfreichsten, wenn sie mit möglichst wenigen zusätzlichen Informationen über ihre Produzent*innen und Produktionsbedingungen verknüpft werden muss. Anstatt über eine Erhebung schreiben zu müssen, kann dadurch direkt über Österreich geschrieben werden. Das scheint häufig, so stellt es sich in den betrachteten Beiträgen dar, das vorrangige Ziel der Autor*innen von Zeitungsartikeln und der Kommentator*innen zum politischen und sozialen Geschehen zu sein.

Neben den Artikeln über den Sozialbericht 2009-2010 wurden die Zahlen und Statistiken von verschiedenen Seiten auch für die eigene sozialpolitische

Betätigung, für Ziele und Argumente genutzt. Die ausführlichste Auseinandersetzung in diesem Sinne findet sich auf dem Weblog des österreichischen Autors und Journalisten Robert Misik. Dieser gibt die verschiedenen Zahlen nicht nur wieder, sondern versucht durch Paraphrasieren, ihre politische und soziale Relevanz herauszustreichen. Die 10-Prozent-Aussage und die Aussage, etwa 41 Prozent besäßen überhaupt kein Immobilienvermögen, formuliert er folgendermaßen um:

> »Um das noch einmal anschaulich zu machen: Man stelle sich zehn Österreicher/innen vor und 100 schöne Häuser. Der erste, der zweite, der dritte, der vierte besitzt kein einziges dieser Häuser. Der fünfte besitzt zwei. Der sechste besitzt fünf, der siebte besitzt acht, der achte besitzt zehn, der neunte besitzt 14. Und nur einer konzentriert auf sich den großen Rest: Er hat die verbleibenden 61 Häuser! ganz für sich allein.«[10]

Er verweist auch auf den Produktionszusammenhang der Zahlen, indem er erwähnt, dass die Forscher*innen durch vorsichtige Schätzungen auf Basis der Datenlage zu diesen Zahlen gekommen seien, wobei wahrscheinlich alles noch schlimmer sei, wie er anhand eines Vergleiches mit einer anderen Erhebung interpretiert.

Darüber hinaus greifen neben Zeitungen und Weblogs auch verschiedene Nichtregierungsorganisationen die Ergebnisse auf. So nutzt die Armutskonferenz[11] – ein Netzwerk aus verschiedenen Sozialorganisationen, Bildungs- und Forschungseinrichtungen – die Zahlen des Sozialberichts in einer Presseaussendung, um für die Einführung der Erbschaftssteuer zur Finanzierung der Pflege zu plädieren. Das Netzwerk argumentiert, dass bei der Pflege die mittleren und unteren Haushalte voll belastet würden, was einer 100-prozentigen Erbschaftssteuer gleichkomme. Schließlich müssten kleinere und mittlere Einkommen ihre gesamten Ersparnisse für das Altenheim aufbringen. Die geforderte Vermögens- und Erbschaftssteuer könne für die Finanzierung der Pflege verwendet werden und würde nur eine Minderheit der Bevölkerung betreffen. Um einzuschätzen, wie viel eine entsprechende Steuer einbringen würde, und um zu argumentieren, dass nur eine kleine Gruppe davon betroffen wäre, greift das Netzwerk auf die Daten der OeNB zurück:

---

10 Quelle: http://misik.at/2010/12/neue_daten_noch_mehr_ungleichheit_in_osterreich/ (zuletzt zugegriffen März 2022).

11 Quelle: http://www.armutskonferenz.at/(zuletzt zugegriffen März 2022).

> »Laut Daten der Österreichischen Nationalbank (für das Jahr 2008) liegt das durchschnittliche Immobilienvermögen bei rund 250.000 Euro. Das durchschnittliche Geldvermögen liegt (laut Sozialbericht 2007-2008) bei rund 55.000 Euro, also weit entfernt von den Freigrenzen von 500.000 bzw. 1 Mio. Euro. Zudem besitzen aufgrund der besonders ungleichen Verteilung jeweils rund 75 Prozent der Haushalte weniger als der durchschnittliche Haushalt. Selbst bei Freibeträgen von ›nur‹ 500.000 Euro wären weniger als 10 Prozent in Bezug auf ihre Immobilienvermögen betroffen.«[12]

Mehrere Kommentator*innen in verschiedenen Zeitungen nutzen die Zahlen und Statistiken für ähnliche Argumente.[13]

9.2 Koproduktion und Public Understanding of Social Science

Aus Zahlen und Statistiken werden in Kommentaren und Stellungnahmen Argumente für eine bestimmte wirtschaftspolitische Agenda, die von Aktivist*innen, Kommentator*innen und Journalist*innen in die aktuellen politischen Auseinandersetzungen eingebunden werden. Die Art, wie dies geschieht, geht weit über die Berichte der OeNB hinaus. So werden Aussagen produziert, die so nie explizit von der OeNB getätigt wurden. Auch wenn die Formulierung im Sozialbericht, dass die Konzentration bei der Immobilienvermögensverteilung beträchtlich sei (Andreasch u.a. 2010, 248), bereits eine Bewertung der Zahlen und Statistiken darstellt, erhält sie ihre eindeutige Bedeutung in Bezug auf konkrete politische Forderungen und Maßnahmen vor allem in der argumentativen Nutzung durch Journalist*innen, Aktivist*innen und Kommentator*innen, weil sie sie als etwas auszeichnen, das für bestimmte Argumente und (politische) Entscheidungen von Relevanz sind. Diese Art der öffentlichen Nutzung, Verwendung und Modifikation bezeichnet Sheila Jasanoff (2006) mit dem Begriff der sozialen Koproduktion wissenschaftlichen Wissens. Aktivist*innen, Journalist*innen und Kommenta-

12 Quelle: http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20110706_OTS0144/erbschaftssteuer-fuer-gute-und-leistbare-pflege (zuletzt zugegriffen März 2022).

13 Siehe z.B. den Artikel von Eva Linsinger veröffentlicht im *Profil* am 30.04.2011: https://www.profil.at/home/leistung-die-oevp-kampfbegriff-295476 (zuletzt zugegriffen März 2022). Oder den Artikel von Julia Ortner *Die Presse* vom 26. Juli 2010: http://diepresse.com/home/meinung/ortnerprinzip/583502/Das-Ortner-Prinzip_ Die-Paranoia-der-Besitzenden (zuletzt zugegriffen März 2022).

tor*innen sind demnach mehr als reine »Vermittler*innen« (Latour 2005) wissenschaftlicher Ergebnisse, weil sie sie mitgestalten, umformen und daran beteiligt sind, sie als sozial relevantes Wissen zu verfestigen.

Damit ist die Grundlage dafür geschaffen, wie Zahlen und Statistiken überhaupt in Auseinandersetzungen und Entscheidungsprozessen Bedeutung erhalten können. Die Nutzung stellt zugleich einen Grund dar, warum es überhaupt Erhebungen zu Vermögen gibt und geben kann. Durch die Einbeziehung von Aktivist*innen, Journalist*innen und Kommentator*innen sowie die Zivilgesellschaft (civic epistemology Jasanoff 2005) in die Produktion von statistischen Aussagen kann hier von einer Koproduktion sozialwissenschaftlichen Wissens gesprochen werden, von einer gemeinsamen Produktion wissenschaftlichen Wissens durch Wissenschaft und Zivilgesellschaft. Oder anders ausgedrückt: Dass die Zahlen und Statistiken der OeNB für Österreich stehen können, lässt sich nicht allein anhand der Praktiken der Wissenschaftler*innen nachvollziehen.

In den Sozialwissenschaften ist diese koproduktive Eigenschaft wissenschaftlichen Wissens durch eine spezifische Kontextualisierung in der medialen Berichterstattung vielleicht sogar noch unmittelbarer gegeben und stärker ausgeprägt als in den Natur- und Technikwissenschaften. So werden sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse nicht im Ressort Wissenschaft, sondern im Ressort Politik und Wirtschaft platziert (Cassidy 2008; 2021). In einer Erhebung von Badenschier und Wormer (2012, 60), die Wissenschaftsberichterstattung getrennt nach wissenschaftlichen Themengebieten in führenden deutschen Zeitungen untersucht, findet sich unter den zehn am häufigsten berichteten Disziplinen nicht eine sozialwissenschaftliche. Auch die hier angeführten Artikel wurden nicht in der Kategorie Wissenschaft geführt, sondern waren Teil der Berichterstattung zur Innenpolitik. Das hat Auswirkungen darauf, wie über Zahlen und Statistiken berichtet, welche Rolle den Sozialwissenschaften zugeschrieben und welches Bild von Sozialwissenschaften gezeichnet wird. So wird sozialwissenschaftliche Arbeit hauptsächlich im Zusammenhang mit ihrem Nutzen für politische Entscheidungsfindung und Argumentationen besprochen und beschrieben. Eine ausführlichere Auseinandersetzung außerhalb dieses Zusammenhangs fand in der medialen Berichterstattung zur Erhebung der OeNB z.B. nicht statt.

Insofern unterscheiden sich die Sozialwissenschaften grundlegend von den Natur- und Technikwissenschaften. Was Badenschier und Wormer (2012, 63) mit der Bezeichnung *pulling in* als Ausnahme für die Naturwissenschaften beschreiben, ist für die Sozialwissenschaften eher die Regel. *Pulling in* bedeu-

tet, dass bestimmte Ereignisse wie der Ausbruch einer Pandemie zu einer erhöhten Nachfrage nach Artikeln und Beiträgen naturwissenschaftlicher Forschung (außerhalb des Wissenschaftsresorts) führen. Durch die spezifische Kontextualisierung geht allerdings verloren, dass Sozialwissenschaften auch ohne den unmittelbaren politischen Verwertungszusammenhang von Bedeutung und Interesse sein können. Dass Sozialwissenschaften und ihre wissenschaftliche Gemeinschaft durchaus in der Lage sind, eigenständig Themen und Probleme anzusprechen, die es wert sind, wissenschaftlich bearbeitet zu werden, wird in den Hintergrund gedrängt.

Darüber hinaus bleiben dadurch auch methodische und thematische Besonderheiten sozialwissenschaftlicher Forschungsarbeiten, die Relevanz für die Nutzung der Ergebnisse in der Berichterstattung zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft haben, in der öffentlichen Auseinandersetzung weitgehend ausgespart. So sind beispielsweise die methodischen Schwierigkeiten, mit denen die Forscher*innen der OeNB konfrontiert waren, in den Artikel zu der Erhebung der OeNB eher untergegangen. Über die Arbeit, die zur Produktion der Zahlen und Statistiken notwendig war, wurde kaum berichtet, was dazu führte, dass den Ergebnissen, den Zahlen und Tabellen, Autorität verliehen wurde. Die größte Autorität kommt Zahlen und Statistiken zu, wenn jede Verbindung zu ihren Produzent*innen und den Produktionszusammenhängen und -bedingungen gekappt wird.

Aber selbst die Aufnahme in den Wissenschaftsteil von Zeitungen würde nicht alle Probleme beseitigen, denn das Überwechseln von Forschungsergebnissen aus der Arena der Wissenschaft in die Arena der öffentlichen Repräsentation führt zu weiteren Problemen. Ein Wechsel zwischen verschiedenen Praktiken und *social sites* erfolgt nicht ohne Adaptierungen und Modifikationen, also nicht ohne Übersetzungen (Callon 1987). So ist die Arena der öffentlichen Repräsentation durch ein angespanntes Verhältnis zwischen Objektivität und Sensationalismus geprägt:

> »While journalists strive to objectively report scientific developments and offer balanced criticism, they must also sensationalise and scaremonger in order to attract an audience and ›sell‹ newspapers, magazines, websites and television programmes« (Elliott 2012, 87).

Außerhalb der Wissenschaftsberichterstattung, in der die Repräsentation wissenschaftlicher Ergebnisse nicht dazu dient, die Leser*innen über Vorgänge in der Forschung zu informieren, sondern die Ergebnisse für politische, soziale und/oder ökonomische Argumentationen zu nutzen, ist

dieses Verhältnis noch ungleich angespannter: In wenigen Worten muss die Objektivität und Relevanz der benutzten Forschungsergebnisse dargelegt werden, damit die Autor*innen sich dem eigentlichen Thema des Artikels widmen können. Hierbei bleibt dann nur wenig Zeit und Platz für eine umfassende Auseinandersetzung mit der Forschungsarbeit oder für ein komplizierteres Bild des Verhältnisses von Forschung, Politik und Medien.

Die Berichterstattung und Nutzung der Ergebnisse der Erhebung der OeNB waren deswegen durch eine starke Verkürzung und Entproblematisierung der Zahlen und Statistiken gekennzeichnet. Alle Modalitäten, die die Zahlen und Statistiken konkretisierten und ihnen eine Spezifik verliehen, wurden unterschiedlich umfassend entfernt und die Zahlen und Statistiken damit abstrakter und allgemeingültiger gemacht. Dabei bedienten die Autor*innen durchgehend ein stark normativ-positivistisches Bild der Wissenschaft. So beschrieben sie die Zahlen und Statistiken vorwiegend als Abbildungen von Österreich anstatt als Produkte bzw. Konstruktionen, die auf bestimmten Forschungspraktiken basieren. Da Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehnachrichten für viele Menschen die Hauptquellen ihrer wissenschaftlichen Informationen sind (Elliott 2012, 87), ist eine umfassendere Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlicher Forschung in den Medien angebracht. Und das nicht nur, weil die Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung von Medien oft und gerne aufgegriffen und genutzt werden, sondern weil darüber in den Medien selbst wenig Reflexion stattfindet.

10 Allianzen und Konflikte

Politische Akteur*innen, Interessenvertretungen und Nichtregierungsorganisationen haben immer wieder Interesse an einer besseren Datenlage zu Vermögen in Österreich geäußert (z.B. die Arbeiterkammer [Matzer und Snieder 2008] oder die politische Bewegung ATTAC[1]). Sie stellen mögliche Alliierte dar, die Zahlen und Statistiken weitere Aussagekraft und Bedeutung verleihen, und sind notwendig, um sich gegen Gegner*innen von Erhebungen zu Vermögen in Österreich wehren zu können, die diese Aussagekraft und Bedeutung der vorhandenen Daten anzweifeln und weitere Erhebungen verhindern wollen.

10.1 Verbündete und Konflikte

Im Folgenden gehe ich beispielhaft auf einige der verbündeten Akteur*innen ein und zeige, wie sie den Erhebungen öffentlich fördernd zur Seite stehen, bevor ich mich den öffentlich geführten Konflikte widme. Seit 2004 haben in den Sozialberichten des *Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz* (BMASK) Studienergebnisse zu Vermögen und Vermögensverteilung in Österreich einen Platz gefunden. Im Sozialbericht 2003-2004 wurde die Kurzfassung einer Studie mit dem Titel »Vermögensbildung und Reichtum in Österreich«[2] veröffentlicht. Auch die Sozialberichte ab 2007[3] greifen das

1 Quelle: https://www.attac.at/news/details/serioese-steuerdebatte-benoetigt-transparente-vermoegensdaten (zuletzt zugegriffen März 2022).

2 Auf Ersuchen des Sozialausschusses des Nationalrats, in Auftrag gegeben vom BMASK und durchgeführt vom Forschungsinstitut *Synthesis Forschung* (Quelle: https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXII/III/III_00122/imfname_061347.pdf [zuletzt zugegriffen März 2022]).

3 Für 2005-2006 liegt kein Sozialbericht vor.

Thema auf und bieten der OeNB die Möglichkeit, die Ergebnisse ihrer Erhebungen[4] zu veröffentlichen. Dadurch erfahren die Erhebungen eine größere Aufmerksamkeit vonseiten verschiedener Print- und Onlinemedien und gelangen über Presseaussendungen und Auseinandersetzungen im Parlament auch in den Fokus der allgemeinen Öffentlichkeit. Üblicherweise nutzen Forscher*innen andere Publikationskanäle, z.B. Zeitschriften der OeNB (Geldpolitik & Wirtschaft, Daten und Analysen usw.), die keine solche Reichweite haben.

Um die Chance, veröffentlicht zu werden, aufrechtzuerhalten und weitere Alliierte für die eigene Forschung zu gewinnen, sind die Forscher*innen bemüht, die eigene Erhebung von anderen zu unterscheiden. Sie versuchen also, sich sowohl mit den abgedeckten Themen als auch mit Erhebungsart und Qualität von anderen Studien abzusetzen. Im Sozialbericht 2009-2010 stellen sie ihre Daten zum Beispiel denen der *Gesamtwirtschaftlichen Finanzierungsrechnung* (GFR) gegenüber, die zwar auch Auskunft über das Geldvermögen bietet, allerdings nicht auf Haushaltsebene. Deswegen sei sie für Fragen der Verteilung und Konzentration von Finanzvermögen ungeeignet (siehe Andreasch u.a. 2010, 254). Im selben Bericht gehen die Autor*innen auf die laufende Erhebung ein. Die Beschreibung des HFCS liest sich in weiten Teilen wie ein Werbetext.

> »Die Erhebung wird im ganzen Euroraum nach den höchsten derzeit verfügbaren wissenschaftlichen Standards durchgeführt: Die Repräsentativität der HFCS-Daten wird hoch sein, da sowohl bei der Stichprobenziehung, als auch bei der Gewichtung, den Plausibilitätschecks und den Imputationsmethoden besondere statistische Sorgfalt angelegt wird […].« (2010, 255)

Anschließend werden die Vorzüge des HFCS in sieben Punkten hervorgehoben. Der wichtigste Verbündete ist die *Europäische Zentralbank* (EZB) selbst. So hat der Rat der EZB am 18. September 2008 mit seiner Zustimmung zum Start des HFCS[5] den Weg für die erste umfassende Vermögenserhebung in Österreich geebnet. Ohne diese europäische Initiative wäre die Erhebung zu

---

4 Zu nennen sind hier die Finanzvermögenserhebung im Sozialbericht 2007-2008, die Finanz- und Immobilienvermögenserhebung im Sozialbericht 2009-2010 und des HFCS im Sozialbericht 2011-2012.

5 Quelle: https://www.ecb.europa.eu/press/govcdec/otherdec/2008/html/gc080919.en.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

Vermögen in Österreich in dieser Größe höchstwahrscheinlich nicht zustande gekommen.

Regelmäßig beklagen verschiedene Organisationen, z.B. die Arbeiterkammer Steiermark (Matzer und Snieder 2008) oder die Nichtregierungsorganisation ATTAC[6], die schlechte Datenlage zu Vermögen in Österreich. Damit tragen sie dazu bei, das Thema immer wieder zu aktualisieren. Gehör verschaffen sich die Befürworter*innen auf unterschiedliche Weise. So kamen im Januar 2010 bei einer parlamentarischen Enquete von Expert*innen, Interessenvertretungen und Abgeordneten des Nationalrats zum Thema »Verteilungs- und Leistungsgerechtigkeit in Österreich« einige Fürsprecher*innen zusammen und argumentierten für eine bessere Datenlage durch umfassende Erhebungen.[7] Besonders relevant sind diese Verbündeten, wenn es darum geht, die Ergebnisse der Erhebungen zu diskutieren, zu verbreiten und zu vertiefen, aber auch wenn es heißt, die Erhebungen und die Forscher*innen gegen Angriffe von Gegner*innen von Vermögensstudien zu verteidigen.

Erstmals sichtbar werden einige der Gegner*innen von Vermögenserhebungen im Juni und Juli 2010: In einer Reihe von Kommentaren in der Zeitung *Der Standard* spitzt sich der Konflikt um das Thema Erbschaftssteuer anhand der Frage der Zuverlässigkeit und Wissenschaftlichkeit der von der OeNB erhobenen Daten zu. Initiiert wurde diese offen ausgetragene Auseinandersetzung durch Gerald Johns Artikel, der den Titel trägt: »Für die Masse bleibt der Traum vom Erben unerfüllt«[8]. Unter Berufung auf die erste Veröffentlichung der Forscher*innen der OeNB (Fessler u.a. 2010) argumentiert John, dass nur ein kleiner und mit entsprechendem Freibetrag nur ein wohlsituierter Teil der österreichischen Bevölkerung von Erbschaftssteuern betroffen sei. Die Einnahmen demgegenüber würden trotzdem eine beträchtliche Summe ausmachen, da laut der Erhebung der OeNB »die obersten zehn Prozent der Erben beinahe genauso viel geerbt [haben] wie die restlichen 90 Prozent zusammen.« Gut zwei Wochen später veröffentlicht *Der Standard* eine Replik von

6 Quelle: https://www.attac.at/news/details/serioese-steuerdebatte-benoetigt-transparente-vermoegensdaten (zuletzt zugegriffen März 2022).

7 Siehe z.B. die Wortmeldungen von Alois Guger oder Markus Marterbauer: http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/VER/VER_00003/fname_179581.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

8 Quelle: http://derstandard.at/1277337074132/Nationalbank-Studie-Fuer-die-Masse-bleibt-der-Traumvom-Erben-unerfuellt (zuletzt zugegriffen März 2022).

Clemens Wallner, damaliger wirtschaftspolitischer Koordinator der *Österreichischen Industriellenvereinigung*. Er setzt der Erhebung der OeNB die Vorjahreszahlen der Erbschaftssteuerstatistik 2007 entgegen.

> »Die Behauptung, dass die ›obersten 10 Prozent‹ genauso viel erben würden wie die restlichen 90 Prozent gemeinsam, lässt sich bei einem Blick auf die Erbschaftssteuerstatistik ebenfalls nicht aufrechterhalten. So waren von den 67.853 Erbfällen des Jahres 2007 25.373 Immobilienfälle, bei denen die Bemessungsgrundlage unter 7.300 Euro lag. Oberhalb einer Wertgrenze von 219.000 Euro gab es hingegen insgesamt (Immobilien- und sonstige Erbschaften) nur 487 Fälle. Es zeigt sich also ganz klar, dass die große Zahl der Erbschaften und Schenkungen nicht bei den ›obersten 10 Prozent‹ anfällt, sondern in Bereichen mit niedrigeren Wertgrenzen. Darüber kann auch eine Umfrage der Nationalbank mit einem kreativen Sample von 2.000 Befragten nicht hinwegtäuschen.«[9]

An der Formulierung »kreativen Sample« zeigt sich die rhetorische Strategie des Autors, die Erhebung der OeNB generell infrage zu stellen. Im weiteren Verlauf des Artikels verschiebt Wallner das Thema von der Frage der Legitimität von Erbschaftssteuern hin zur Erhebung der OeNB und der Frage der Zuverlässigkeit und Aussagekraft der Daten. Dabei lässt er sich allerdings nicht auf eine Methodendebatte ein, sondern wählt einen anderen Ansatz:

> »Es stellt sich die Frage, wie die Autoren der Umfrage zu Ergebnissen kommen, die sämtlichen Statistiken widersprechen. Bei OeNB-Experten Martin Schürz, der fast im Alleingang sämtliche Vermögensstudien Österreichs erstellt, drängt sich der Verdacht jedenfalls auf, nicht ganz ideologiefrei zu werken.« (Ebd.)

Wallner reduziert damit die Aussagekraft der Zahlen und Statistiken, indem er sie untrennbar mit der Person Martin Schürz verknüpft. Er ignoriert alle weiteren an der Studie beteiligten Forscher*innen und Organisationen sowie die methodischen und organisatorischen Spezifika der Erhebung.[10] Seine weitere Taktik besteht darin, diese Modalität und im Besonderen Martin

---

9 Quelle: http://derstandard.at/1277337948208/Kommentar-der-anderen-Erbschaftssteuer-Artenschutz-fuer-Ideologen (zuletzt zugegriffen März 2022).

10 Seine Strategie setzt damit bei den Modalitäten der Aussagen, Zahlen und Statistiken an, wie im Kapitel zur *Modalität und das Argumentieren mit Zahlen und Statistiken* diskutiert.

Schürz anzugreifen und zu desavouieren, um darüber die Ergebnisse für null und nichtig zu erklären:

> »So tritt Schütz [sic!] in öffentlichen Publikationen unter anderem für die Abschaffung von Konzernen ein. In einem Artikel vertritt er die Auffassung, dass Manager moderne Bankräuber seien, nur ohne MG. Im Rahmen einer Podiumsdiskussion auf Ö1 vertrat Schürz die Auffassung, dass reiche Menschen einer Gesellschaft Gesundheitsprobleme bringen würden. Und im Rahmen einer anderen Podiumsdiskussion mit Presse-Wirtschaftsressortleiter Franz Schellhorn vertrat Schürz die Auffassung, dass die Erbschaftssteuer bei 100 Prozent liegen müsste, also beim Tod einer Person deren gesamtes Vermögen verstaatlicht werden müsste. Auch das sollten die Leser seiner Vermögensstudien wissen. Solche Ansichten mögen zwar politisch legitim sein, sollten aber nicht die Objektivität von Nationalbankstudien in einer politisch brisanten Debatte über Steuererhöhungen trüben.« (Ebd.)

Wallner eröffnet mit diesem thematischen Schwenk ein weiteres Themengebiet. Es geht nun nicht mehr nur darum, wofür die Zahlen der Immobilienvermögenserhebung stehen, sondern er wirft nun die Frage auf, was gute Forschung ausmache. Dabei verlässt er sich darauf, dass die Leser*innen mit ihm ein normativ-positivistisches Wissenschaftsbild teilen und Ideologie oder politische Einstellungen und Meinungen als mit guter Wissenschaft unvereinbar ansehen. Dieses Wissenschaftsbild wird von den Kommentator*innen, die sich in der weiteren Auseinandersetzung noch zu Wort melden, nicht infrage gestellt, auch wenn sie die Erhebung verteidigen.

Bruno Rossman, Berater des Grünen Parlamentsclubs und Finanzsprecher der Grünen (2006 bis 2008), dessen Replik auf Wallners Artikel auch in *Der Standard* veröffentlicht wurde, stellt die Ideologiefreiheit der Erhebung der OeNB nicht infrage, sieht aber methodische Probleme, die zu einer Unterschätzung der Vermögenskonzentration geführt hätten.

> »Clemens Wallner zieht mit Zahlen der Erbschaftssteuerstatistik gegen eine Studie der OeNB ins Feld und ist damit in eine Falle getappt. Denn die Erbschaftssteuerzahlen des Finanzministeriums zeigen eine weit höhere Konzentration beim Erben als die OeNB herausfindet. Die vier reichsten Erben machten 2006 ein knappes Viertel des gesamten Erbschaftssteueraufkommens in Höhe von rund 102 Millionen Euro aus. Anstatt mit einer fehlerhaften Auswertung der Daten, in der die Zahl der Erbfälle mit den geerbten

> Volumina verwechselt wird, hätte sich die Industriellenvereinigung still und leise bei der OeNB für deren ideologiefreie Studie bedanken sollen, weil die Notenbankforscher die Welt der Reichen weit verfehlt haben. Warum? Gegen die Studie – die in methodischer Hinsicht ›state of the art‹ ist – lassen sich dennoch bedeutsame Argumente anführen, die auf eine Unterschätzung der Vermögenskonzentration hinweisen.«[11]

Methodisch merkt er an: Die Erhebung habe Geldvermögenswerte nicht berücksichtigt; die Forscher*innen seien bei der Bewertung der Wertsteigerungen zu konservativ vorgegangen; die Umfrage habe hohe Vermögen nicht erfasst; die Haushalte, die besonders häufig erben, seien auch nachträglich durch Imputation nicht berücksichtigt worden; Privatstiftungen und Wertedepots seien nicht erfasst worden und bei Umfragen würden Teilnehmer*innen das eigene Vermögen regelmäßig unterschätzen. Er kommt darüber zu einem ähnlichen Schluss wie schon Robert Misik:

> »Die Studie der Österreichischen Nationalbank verharmlost geradezu die extreme Ungleichheit beim Erben. Eine rationale Debatte auf der Grundlage weiterer Daten zur ungleichen Verteilung von Vermögen ist daher notwendig. Um in dieser Debatte bestehen zu können, sollte die Industriellenvereinigung aber intellektuell aufrüsten.«[12]

Stellvertretend für die Erhebung und die OeNB bezieht Peter Mooslechner, Direktor der Hauptabteilung Volkswirtschaft in der OeNB, zu den Angriffen von Wallner und der Industriellenvereinigung unter dem bezeichnenden Titel »Für Ideologie ist da kein Platz« Stellung.[13] Er argumentiert gegen den Ideologievorwurf, indem er die Produktionsbedingungen der Erhebung hervorhebt. Die Erhebung baue auf internationalen Standards auf; die Ergebnisse seien von einem renommierten Institut begutachtet worden; die Erhebung folge einem Ratsbeschluss der EZB und jeder Erhebungsschritt sei mit der EZB abgesprochen und von ihr kontrolliert worden.[14]

---

11 Quelle: http://derstandard.at/1277338229516/Gruener-Rossmann-In-die-Falle-getappt (zuletzt zugegriffen März 2022).

12 Ebd.

13 Quelle: http://derstandard.at/1277338228980/Fuer-Ideologie-ist-da-kein-Platz (zuletzt zugegriffen März 2022).

14 Nicht ohne eine gewisse Schadenfreude hebt er auch hervor, dass Wallner sich beim Lesen der Erbschaftssteuerstatistik in der Zeile geirrt haben müsse und gibt ihm den »Recherchetipp: Zeilenlineal«.

> »Die OeNB-Studien erfolgen nach einer einheitlichen, von der EZB koordinierten Struktur und nach gemeinsamen wissenschaftlichen Qualitätskriterien. Für jeden einzelnen Schritt sind genaue Vorgaben einzuhalten und über jeden einzelnen Schritt der Erhebung muss gegenüber der EZB und den beteiligten Notenbanken Rechenschaft abgelegt werden – für Ideologie ist da kein Platz.
> Nach internationaler Einschätzung zählt die Qualität unserer Methodik und Daten zu den besten im Eurosystem, sie reflektiert den höchsten derzeitigen wissenschaftlichen Standard. OeNB-Mitarbeiter/-innen bilden daher in methodischen Fragen Forscher/-innen anderer Notenbanken aus. Warum Erhebung und Faktendarstellung auf dieser Grundlage in Österreich problematischer sein sollten als in anderen Ländern, in denen die Notenbanken nach genau denselben Standards vorgehen, entzieht sich unserem Wissenstand. Tatsächlich sind die Ergebnisse (begutachtet vom renommierten DIW in Berlin) international auch nicht spektakulär. Sie entsprechen denen in Deutschland, der Schweiz und in den USA.
> Erfassungs- und Bewertungsprobleme bei Immobilientransaktionen sind hinlänglich bekannt. International werden deshalb steuerstatistische Quellen zum Vermögen und zu Vermögenstransaktionen – mit Ausnahme von ganz wenigen Ländern, zum Beispiel in Skandinavien – nicht als verlässliche Quelle betrachtet. Steuerregisterdaten können Haushaltserhebungen nicht ersetzen, da diese etwa keine Informationen über den Haushalt und die darin lebenden Personen enthalten.«[15]

Während Mosslechner die Erhebung verteidigt, verliert er kein Wort zu den Angriffen auf Martin Schürz. Außerhalb von *Der Standard* hat sich, soweit mir bekannt ist, zu dieser Auseinandersetzung zwischen der OeNB und der Industriellenvereinigung nur die Bewegung ATTAC zu Wort gemeldet. Unter der Überschrift »Zeit, sich zu Wort zu melden! Transparente Vermögensdaten statt persönlicher Diffamierungen – Werdet aktiv!« startete sie eine Kampagne für freie Forschung zu Vermögen und Vermögensverteilung in Österreich. ATTAC argumentiert dabei, dass bei der Debatte über Verteilungsfragen lange Zeit die Daten zur Vermögensverteilung gefehlt hätten und diese nun erstmals auf wissenschaftlicher Basis von der OeNB erhoben worden seien. »Eine fundierte Verteilungsdebatte braucht verlässliche Daten – gerade jetzt! Es ist daher essenziell, dass die Erhebungen

15 Ebd.

weitergeführt werden.«[16] Um dieser Forderung Nachdruck zu verleihen, ruft ATTAC dazu auf, der Industriellenvereinigung eine E-Mail zu schicken. Einen Formulierungsvorschlag stellen sie ebenfalls zur Verfügung:

> »Transparenz nur für Arme?
> ad Kommentar der IV zu den Vermögensstudien der ÖNB im Standard vom 13. Juli 2010:
> Die Angriffe der Industriellenvereinigung auf die Vermögensstudien der ÖNB sind selbstentlarvend: Während bei den sozial Schwächsten die ›Transparenzdatenbank‹ zur Bedingung der Grundsicherung wird, bekämpfen die SuperReichen transparente Vermögensdaten. Aus Angst davor, dass die extrem hohe Konzentration von Vermögen bei einer kleinen Minderheit genau dokumentiert wird, schreckt die IV auch nicht vor persönlichen Angriffen auf Wissenschaftler zurück.
> Eine seriöse Debatte über Vermögensbesteuerung braucht Transparenz – auch für Reiche. Die ÖNB-Studien müssen daher fortgeführt und der Öffentlichkeit gut aufbereitet zugänglich gemacht werden, damit auf wissenschaftlicher Basis Licht ins Dunkel der österreichischen Vermögensverteilung gebracht werden kann!«[17]

Die Angriffe der Industriellenvereinigung konnten den HFCS nicht verhindern. Allerdings lieferten sie eine rhetorische Vorlage für weitere Kritik, auf die immer wieder problemlos zurückgegriffen werden kann. So auch Hans Rauscher, Kolumnist bei *Der Standard*, der im Februar 2012 einen Kommentar mit dem Titel »Gerechtigkeit als Kampfbegriff« veröffentlicht:

> »›Gerechtigkeit‹ wurde erfolgreich zum politischen Kampfbegriff. Die Idee, dass den einen einfach etwas weggenommen wird, um es den anderen zu geben ohne eine genaue Abwägung, ob das immer und überall ›gerecht‹ oder auch ›produktiv‹ ist – hat sich durchgesetzt. Die Tatsache, dass etwa die Einkommen in Österreich durch staatliche Transferleistungen sehr gleich verteilt sind, spielt in der Diskussion kaum eine Rolle. Sehr wohl aber, dass – nach zwei methodisch hinterfragbaren Studien* – die Vermögen sehr ungleich verteilt seien.

---

16 Quelle: attac.at/transparenz.html (zuletzt zugegriffen Sept. 2011, nicht mehr online).

17 Quelle: attac.at/transparenz.html (zuletzt zugegriffen Sept. 2011, nicht mehr online).

> * Der Projektleiter dieser Studien, Martin Schürz, der kein Hehl aus seinen Umverteilungs-Überzeugungen macht, wurde kürzlich hier mit der Forderung nach einer 100-prozentigen Erbschaftssteuer zitiert. Genau sagte Schürz: Selbst Liberale wie John Stuart Mill seien für derlei eingetreten.«[18]

Er übernahm damit eins-zu-eins die Taktik, der Erhebungen der OeNB über einen Angriff auf einen der beteiligten Forscher ihre Aussagekraft absprechen zu wollen, wobei er dies als Methodenkritik ausgibt. Interessanterweise versuchten die Gegner*innen nie, die Zahlen und Statistiken so zu interpretieren, dass sie für ihre eigenen Zwecke nutz- und einsetzbar wurden. Sie überließen die Deutungshoheit komplett den Befürworter*innen von Vermögenserhebungen, die darüber debattierten, ob die Frage, wer wie viel erbt, positiv oder negativ, problematisch oder unproblematisch sei.

Neben den offenen Angriffen besteht eine weitere öffentlich beobachtbare Taktik der Gegner*innen darin, die Vermögenserhebungen der OeNB zu ignorieren. Auf die Veröffentlichungen der Ergebnisse im Sozialbericht 2009-2010 und des HFCS im Sozialbericht 2011-2012 reagierte die Industrieellenvereinigung überhaupt nicht. Das zeigte sich auch in der parlamentarischen Auseinandersetzung zu den beiden Sozialberichten.[19] So griffen Abgeordnete von Parteien, die der Industriellenvereinigung nahestehen, die Erhebung zwar nicht an, gingen aber auf die Ergebnisse auch mit keinem Wort ein. Aufgegriffen wurden die Ergebnisse vor allem von Abgeordneten der Partei der *Grünen* und der *Sozialdemokratischen Partei Österreichs* (SPÖ).

10.2 Positionierung und Rechtfertigung

Die Kritik an Vermögenserhebungen und besonders der offene Angriff auf die OeNB und auf Martin Schürz blieben nicht ohne Konsequenzen für die Forscher*innen und für die Folgeerhebungen. So reduzierte Martin Schürz nach

---

18 Quelle: http://derstandard.at/1329870292119/Gerechtigkeit-als-Kampfbegriff (zuletzt zugegriffen März 2022).

19 Siehe dazu die entsprechenden stenografischen Protokolle der Sitzungen zum Sozialbericht 2009-2010 (http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/NRSITZ/NRSITZ_00100/fname_215517.pdf) und zum Sozialbericht 2011-2012 (http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/NRSITZ/NRSITZ_00200/fname_312702.pdf; auf beide zuletzt zugegriffen März 2022).

den Angriffen für längere Zeit seine Publikationstätigkeit außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs. Auch musste er, wie weiter oben erwähnt, seinen öffentlichen Vortrag bei der dritten Reichtumskonferenz als Privatmeinung auszeichnen. Auch bei den ersten Interviews für das hier vorgestellte Projekt machten sich die Nachwirkungen des Konflikts bemerkbar. So bat mich eine Interviewpartner*in, keine Tonaufnahmen zu machen. Sie*Er wolle das Gespräch eher informell führen, weil die Situation im Moment etwas angespannt sei und sie*er es vermeiden wolle, dass ein unbedachtes Wort an die Öffentlichkeit gerate (Interview 1, Zeile 10-18)[20]. Eine Aufnahme ist, so meine Interpretation, gefährlicher als Notizen, die leichter in Abrede gestellt werden kann.

Im Verlaufe des Gesprächs kam die interviewte Person selbst auf den Angriff durch die Industriellenvereinigung zu sprechen. Darüber hinaus hatte ich im Verlauf des Interviews mehrmals den Eindruck, dass sie*er die Wissenschaftlichkeit der Erhebung besonders betonte, die auch Mooslechner in seinem Kommentar hervorgehoben hatte. So stand sie*er einmal auf und stellte sich neben einen hohen Stapel Papier, der die ausführliche Dokumentation des gesamten Erhebungsprozesses darstellen sollte. Um die Qualität der Erhebung hervorzuheben, verwies sie*er darauf, dass die Befragung computerunterstützt stattgefunden habe und das darüber jeder Schritt nachverfolgt und kontrolliert werden könne (Interview 1, Zeile 40-48).

Kontrolle und Transparenz wurden in diesem ersten Interview als notwendige Voraussetzungen für die Produktion verlässlicher und glaubhafter Zahlen und Statistiken genannt und als selbstverständlich präsentiert. Das überraschte mich in der Nachschau in zweifacher Weise: Erstens muss die interviewte Person davon ausgegangen sein, dass ich die Produktion zuverlässiger Zahlen und Statistiken mit Kontrolle und Transparenz verbinde. Zweitens muss sie vorausgesetzt haben, dass dies ein gangbarer Weg für Forscher*innen ist, Angriffen auf die Wissenschaftlichkeit der eigenen Arbeit zu begegnen und darüber die Konflikte aufzulösen. Sie*Er nahm wahrscheinlich sogar zurecht an, dass es eine Art geteiltes Wissen (Reckwitz 2002, 246) oder Verständnis (Schatzki 2002, 78) darüber gibt, wie belastbare Zahlen und Statistiken produziert werden. Dabei hat die interviewte Person (absichtlich oder unabsichtlich) ebenfalls dabei aufgeworfen, dass es nicht nur die Beiträge der Forscher*innen sind, die Objektivität, Repräsentativität, Aussagekraft und

20 Für dieses Interview steht deswegen auch keine Transkription sondern Notizen und ein Gedächtnisprotokoll zur Verfügung.

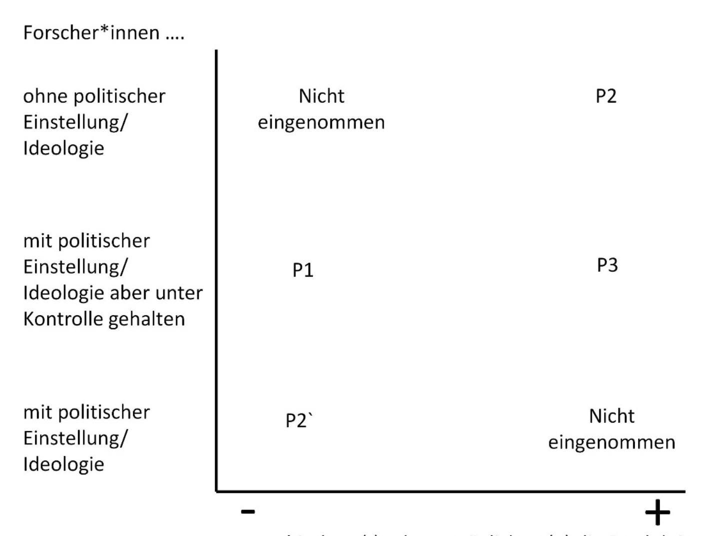
Bedeutung produzieren, sondern auch die Interviewer*innen, Geräte, Software und die öffentliche Auseinandersetzung.

Die politisch angespannte Situation hat die Handlungsmöglichkeiten der Forscher*innen (z.B. Veröffentlichungen) aber nicht nur eingeschränkt, sondern auch gewisse weitere Handlungen und Praktiken der Forscher*innen erzwungen und mitgeformt, wie z.B. die genaue Dokumentation aller Tätigkeiten und Entscheidungen. Gleichzeitig betone dieser Konflikt die hohe Bedeutung von Forschung. So könnten die erhobenen Daten für Analysen zu sozialer Gleichheit und Ungleichheit genutzt werden. Allerdings müsse das aufgrund der aktuellen Situation von der wissenschaftlichen Gemeinschaft übernommen werden (Interview 1, Zeile 50-54).

Die Wissenschaftler*innen sind also dazu gezwungen, sich zum Konflikt zu verhalten und teilweise sogar, sich zu positionieren. Verhandelt wird nicht weniger als die Frage, was gute Wissenschaft auszeichnet. Die verschiedenen Positionen und Sichtweisen lassen sich anhand des öffentlich ausgetragenen Konflikts gut nachzeichnen. So wurde ein bestimmtes Bild von Wissenschaft (re-)produziert. Abbildung 6 illustriert die eingenommenen und nicht eingenommenen Positionen innerhalb dieses Konfliktes mithilfe von Clarkes *positional map*.

Es dominiert ein Bild von Wissenschaft, in dem es keinen Platz für politische Einstellungen und/oder Ideologien auf Seiten der Forscher*innen geben kann und darf. Während die Gegner*innen der Erhebungen auch in Abrede stellen, dass durch die Art, wie die Erhebungen durchgeführt werden, mögliche ideologische Einflussnahmen ausgeschlossen werden können, baut die Verteidigung der Erhebungen der OeNB auf diese Möglichkeit auf. Diese Verteidigung stellt damit die Aussage nicht infrage, dass politische Einstellungen und Ideologien in Wissenschaften keine Rolle spielen sollten, sondern plädiert dafür, diese unter Kontrolle zu halten. Die Position, dass politische Einstellungen und/oder Ideologien für gute Wissenschaft notwendig sein könnten, wurde in der Auseinandersetzung nicht eingenommen. Genau so wenig wie die Position, dass ohne politische Einstellung und/oder Ideologie keine gute Wissenschaft möglich ist. In diesem öffentlich reproduzierten Bild von Wissenschaft gibt es keinen Platz für politisch und sozial interessierte und engagierte Forscher*innen. Es wird ein recht einseitiges Verhältnis von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft zu Wissenschaft etabliert. Nur eine Seite darf Bedeutendes sehen und festlegen, was sozial, politisch oder wirtschaftlich

*Abbildung 6: Positional Map zur Auseinandersetzung zwischen der OeNB und der Industriellenvereinigung**



* Erläuterung zur Abbildung: Vertikal – drei vorgebrachte Haltungen: Forscher*innen ohne politische Einstellung oder Ideologie – Die politische Überzeugungen oder Ideologie unter Kontrolle gehalten. – Forscher*innen mit politischer Einstellung oder Ideologie. Horizontal – Negativ steht für »verhindert« und Positiv für »ermöglicht die Produktion von ernstzunehmenden Zahlen und Statistiken«. P steht für eingenommene Positionen. P2‘ ist die inhaltlich gleichlautende, wenn auch in den Vorzeichen umgedrehte Position zu P2.

relevant ist.[21] Dies steht in Kontrast zu Positionen, wie sie in der Wissenschaftsforschung z.B. von Haraway (1991) über die *situational knowledge* und von Clarke (2005) über die *situational analysis* vertreten werden. Anstatt die Position der Forscher*innen als soziale und politische Akteur*innen für die und in der Wissenschaft herunterzuspielen, sollen diese Positionen klar thematisiert, sichtbar gemacht und darüber für die Forschung produktiv eingesetzt

21 Oder anders ausgedrückt: Nur eine Seite darf die Dinge zusammenhalten (Latour 2004) oder interessiert daran sein, sich um vernachlässigte Dinge zu kümmern (Bellacasa 2011).

und genutzt werden. Dies ist nicht nur angebracht, sondern notwendig. Denn was diese Perspektive aus der Wissenschaftsforschung mit den Gegner*innen der Vermögensstudien teilt, ist die Überzeugung, dass die an der OeNB-Erhebung beteiligten Forscher*innen (als auch Aktanten und Praktiken) aus ihren spezifischen sozialen, politischen oder ideologischen Perspektiven heraus Wissenschaft betreiben. Was diese Position von den Gegner*innen allerdings fundamental trennt, ist, dass dies für alle Beteiligten gilt, auch für die Gegner*innen, die Befürworter*innen, die Vertreter*innen dieser Perspektive auf Wissenschaft und auch für den Autor dieses Buchs. Alle agieren aus bestimmten sozialen, politischen und ideologischen Positionen heraus, nur wird dies selten reflektiert und offengelegt. Auch die erwähnten Versuche, den möglichen Einfluss von politischen Einstellungen und Ideologien auf die Zahlen und Statistiken durch Kontrolle zu eliminieren, ist deswegen notwendigerweise zum Scheitern verurteilt. Dies stellt gerade einmal ein Verschieben hin zu bestimmten Praktiken und Aktanten, z.B. Erhebungs- und Auswertungsmethoden wie Zufallsstichprobe, Gewichtung, arithmetische Mittel, dar, die allerdings auch von ihren eigenen spezifischen politischen und ideologischen Geschichten und Genealogien geprägt sind (Porter 1996; Desrosières 2005). In beiden Fällen, dass Ideologie nur bei anderen gesehen wird und das Verschieben hin zu anderen Praktiken und Aktanten, führt dies dazu, dass die Situiertheit der Wissenschaftler*innen, Methoden, Zahlen und Statistiken zwar weiterhin gegeben ist aber nicht thematisiert wird und dass diese Situiertheit beim Arbeiten mit den Zahlen und Statistiken und der Frage, wofür diese stehen, letztendlich nicht angemessen berücksichtigt wird.

11 Bindeglieder oder Knoten: Die Zahlen und Statistiken zu Vermögen in Österreich

Für die Darstellung ausgewählter Inhalte, Begriffe, Formulierungen und Ergebnisse der Erhebungen der OeNB greife ich auf zwei Beiträge zurück, die sie sich an eine breitere Leser*innenschaft richten und die Daten entsprechend aufbereiten, zusammenfassen und diskutieren: zum einen auf das Kapitel »Aspekte der Vermögensverteilung« des Sozialberichts 2009-2010 (Andreasch u.a. 2010), wobei ich mich auf die Teile konzentrieren werde, die die Immobilienvermögenserhebung betreffen, und zum anderen auf das Kapitel »Fakten zur Vermögensverteilung in Österreich« im Sozialbericht 2011-2012 (Andreasch u.a. 2012).

11.1 Sozialbericht 2009-2010: Aspekte der Vermögensverteilung

Das Kapitel »Einige Aspekte der Vermögensverteilung in Österreich« des Sozialberichts 2009-2010 setzt am Beitrag der OeNB des vorangegangenen Sozialberichtes an, in dem über die Geldvermögenserhebung berichtet wurde, und erweitert ihn mit den Daten der Immobilienvermögenserhebung. Dabei gehen die Autor*innen im Methodenteil auch auf das Thema ein, ob es durch die Daten eher zu einer Über- oder Unterschätzung der Ungleichheit der Vermögensverteilung komme (Andreasch u.a. 2010, 234). Am Anfang des Berichts steht die Frage: »Was ist Vermögen?«. Als Antwort darauf liefern die Autor*innen folgende Definition:

> »Vermögen ist eine über die Zeit weniger schwankende Bestandsgröße als die Flussgröße des Einkommens und kann selbst Einkommen generieren. Beim Vermögen kann zwischen Immobilienvermögen (Haus, Wohnung, Grund und Boden), Geldvermögen (Spareinlagen, Anleihen, Aktien, Unter-

nehmensbeteiligungen etc.), weiterem Sachvermögen wie etwa Autos und Wertgegenständen (Schmuck, Antiquitäten) und immateriellem Vermögen (Lizenzen, Urheberrechte, Patente) unterschieden werden.« (2010, 234)

Einschränkend ergänzen sie allerdings, dass das konkrete Vermögenskonzept anders als der Einkommensbegriff vor allem von den verfügbaren Daten abhänge. Die verschiedenen Vermögensformen (z.B. Geld- oder Immobilienvermögen) könnten gemeinsam auftreten und sich gegenseitig bedingen. Es gebe jedoch auch Unterschiede. So könnten manche Vermögensformen (z.B. Geldvermögen) leichter zur Finanzierung von Konsumausgaben herangezogen werden als andere (z.B. immaterielles Vermögen). Teilweise könnten sie sogar als Einkommensquelle fungieren (z.B. Immobilien).

Was zu Vermögen hinzugezählt werden kann, ist in der wissenschaftlichen Gemeinschaft nicht eindeutig definiert. So zählen manche Studien auch Humanvermögen und soziale Netzwerke zu Vermögen, während andere Pensionsanwartschaften als eine wichtige Vermögensposition ansehen. Was hinzugezogen oder weggelassen wird, habe einen Effekt darauf, wie ausgeprägt die berechnete Vermögensverteilung zu guter Letzt ausfalle (2010, 235). So fällt die Konzentration des Vermögens beispielsweise geringer aus, wenn (hochgerechnete) Pensionsanwartschaften hinzugezählt werden. Aus diesem Grund besteht die Industriellenvereinigung auf der Berücksichtigung dieses »vergessenen Vermögens«[1]. Wie Vermögen definiert wird, ist also immer auch eine akademisch-methodische und eine politische Frage.

»Diese Überlegungen zur Bedeutung verschiedener Vermögensformen unterstreichen die Notwendigkeit einer grundlegenden konzeptuellen Arbeit zu Vermögen, aber auch die Wichtigkeit einer kontinuierlichen Reflexion zur statistischen Reichweite der Daten bei der wirtschaftspolitischen Interpretation der Ergebnisse.« (Andreasch u.a. 2010, 235)

Anschließend wenden sich die Autor*innen des Berichts der Darstellung und Besprechung der Ergebnisse der Immobilienvermögenserhebung von 2008 zu. Demnach könne das gesamte private Immobilienvermögen in Österreich hochgerechnet auf 876 Milliarden Euro beziffert werden (2010, 246). Auf sprachlicher Ebene wird im Beitrag in weiterer Folge allerdings nicht mehr

1 »Reichtum, Armut & Umverteilung in Österreich. Fakten und Mythen« (Quelle: https://www.iv.at/-Dokumente-/Publikationen/file-656.pdf, 11ff zuletzt zugegriffen März 2022).

von den Daten oder der Erhebung gesprochen, sondern von Österreich. So weisen sie bereits im nächsten Satz darauf hin, dass in Österreich das Immobilienvermögen etwa doppelt so hoch sei wie das Geldvermögen. Damit ontologisieren sie rhetorisch die Ergebnisse ihrer Erhebung. Sie legen es den Leser*innen nahe, in den Zahlen und Statistiken nicht nur die Ergebnisse der Erhebung, sondern Österreich selbst zu sehen.

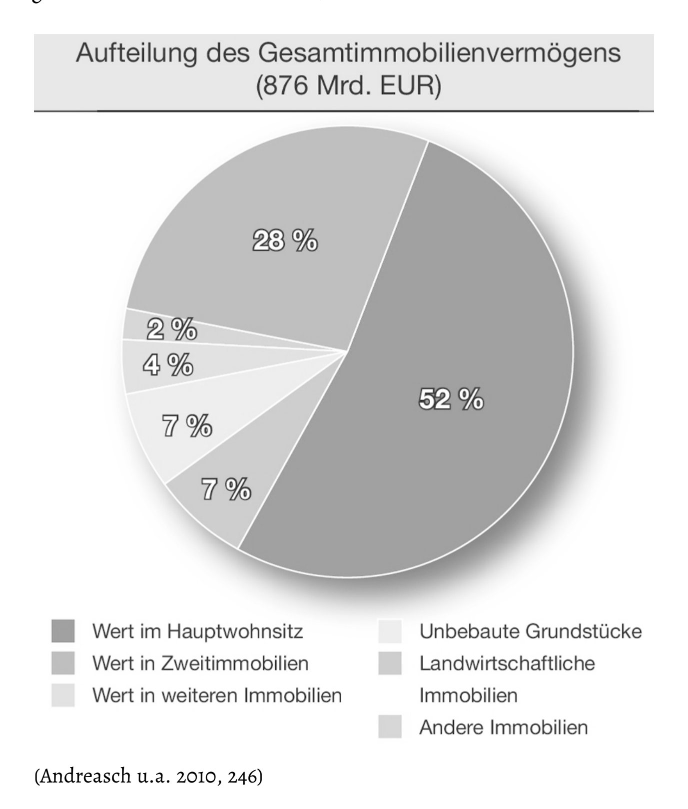
Mithilfe einer Visualisierung der Daten anhand eines Kreisdiagramms (siehe Abbildung 7) teilen sie im nächsten Schritt das Immobilienvermögen anhand von sechs Kategorien auf: Wert im Hauptwohnsitz (52 Prozent des erhobenen Immobilienvermögens), Wert in Zweitimmobilien (28 Prozent), weitere Immobilien (2 Prozent), unbebaute Grundstücke (7 Prozent), landwirtschaftliche Immobilien (7 Prozent) und andere Immobilien (so klein, dass keine Prozentwerte angegeben wurden). Die Zahlen basieren auf rund 59 Prozent aller befragten Haushalte da 41 Prozent angaben, keine Immobilien zu besitzen und wurden gewichtet (2010, 246).

Als nächstes werden fünf Faktoren aufgezählt, die den Besitz und das Ausmaß an Immobilienvermögen beeinflussen: Alter, Ausbildung, Einkommen, geerbte Immobilien und keine geerbten Immobilien:

> »Zudem determinieren insbesondere Erbschaften die Höhe des Immobilienvermögens. 20 % der österreichischen Haushalte haben Immobilienvermögen geerbt. Nur 2 % aller Haushalte vereinen rd. 40 % des gesamten Immobilienerbschaftsaufkommens in Österreich auf sich. Der Gini-Koeffizient bei Erbschaften von Immobilien beträgt 0,92 (Zur Illustration: Ein Gini-Koeffizient von 0,92 wird etwa dann erreicht, wenn von 100 Personen 99 Personen je einen Euro erben, eine Person hingegen 1400 EUR.) Die Erben verfügen über ein weit höheres Immobilienvermögen als die Nichterben.« (2010, 246)

Die restliche Darstellung der Ergebnisse behandelt vor allem die Frage der Verteilung von Immobilienvermögen (2010, 247f). Alle Haushalte wurden dazu in zehn gleich große Gruppen (Dezile) eingeteilt und nach ihren Anteilen am Immobilienvermögen geordnet. Die unteren vier Gruppen haben keinen Anteil an den erhobenen und berechneten Immobilienvermögen, während die oberste Gruppe, die obersten 10 Prozent, über 61 Prozent der erhobenen und berechneten Immobilienvermögen verfügen. Aus dieser Darstellung resultiert die Aussage, die obersten 10 Prozent würden 61 Prozent des Immobilienvermögens besitzen (siehe Abbildung 8).

Abbildung 7: Tortendiagramm zur Aufteilung des Immobilienvermögens aus dem Sozialbericht 2009-2010



(Andreasch u.a. 2010, 246)

In den folgenden Kapiteln werden die Daten mithilfe der zusätzlich erhobenen Variablen analysiert, die für die Diskussion der Verteilungsmuster von Immobilienvermögen als relevant betrachtet wurden. Die Autor*innen stellen einen positiven Zusammenhang zwischen Einkommen und Immobilienvermögen her. Demnach würden Haushalte mit mehr Einkommen auch mehr Immobilienvermögen besitzen. Dieser Zusammenhang sei allerdings nicht so stark ausgeprägt. Die Verteilung des erhobenen Immobilienvermögens könne mit dieser Einkommensvariable nicht komplett erklärt werden. Interessanterweise untermauern sie diese Aussage nicht mit genauen Zah-

Abbildung 8: Tabelle zu den Anteilen der Immobilienvermögensdezile an Gesamtwerten von Hauptwohnsitzen, weiterem Immobilieneigentum und dem gesamten Immobilienvermögen aus dem Sozialbericht 2009-2010

Immobilienvermögensdezile	Hauptwohnsitz	Weiteres Immobilieneigentum	Gesamtes Immobilieneigentum
	Anteile der Dezile in %		
Dezil 1 bis 4	0	0	0
Dezil 5	4	1	2
Dezil 6	8	1	5
Dezil 7	12	3	8
Dezil 8	17	3	10
Dezil 9	22	7	14
Dezil 10	37	85	61
Gesamt	100	100	100

(Andreasch u.a. 2010, 248).

len oder statistischen Kennzahlen, obwohl sie über diese, wie sie in anderen Veröffentlichungen zeigen, verfügen (z.B. Albacete und Wagner 2009, 73).

Als Begründung, warum anhand der Daten zum Einkommen das Vermögen nicht erklärt werden kann, wird ein Vergleich der Verteilung des Haushaltsnettoeinkommens mit dem Immobilienvermögen herangezogen. Letzteres stelle sich dabei als ungleich stärker konzentriert dar (2010, 248). Um dies zu veranschaulichen, teilen sie die Haushalte in drei Gruppen ein, wobei sie zur Legitimierung dieser Herangehensweise auf akademische Veröffentlichungen verweisen. Die Einteilung für die Einkommensvariablen gestaltet sich dann folgendermaßen: Haushalte mit niedrigem Einkommen (weniger als 75 Prozent des Medians, wobei der Median die Teilnehmer*innen in zwei gleich große Gruppen nach Einkommen bzw. Immobilienvermögen teilt), Haushalte mit mittlerem Einkommen (75 bis 125 Prozent) und Haushalte mit hohem Einkommen (mehr als 125 Prozent). Äquivalent dazu gibt es wiederum drei Gruppen für das erhobene Immobilienvermögen: Haushalte mit niedrigem, mittlerem und hohem Immobilienvermögen. Während sich die Haushalte beim Einkommen ungefähr gleich auf alle drei Gruppen verteilen, konzentrieren sie sich beim Immobilienvermögen auf die untere und obere Gruppe (2010, 250f). Diese Dreiteilung der Haushalte rückt die Darstellung der Daten in die Nähe eines in Österreich politisch aufgeladenen The-

mas, nämlich der Frage, was und wie groß die Mittelschicht in Österreich ist. Dabei greifen die Autor*innen das Thema vorsichtig auf, ohne sich explizit positionieren zu wollen:

> »Vermutlich wegen ihrer Anschaulichkeit werden in der akademischen Literatur gerne gruppenspezifische Vermögensanteile herangezogen. Beliebt ist eine Dreiteilung der Gesellschaft in Unten, Mitte und Oben. Mittelschicht wird im umgangssprachlichen Verständnis mit vielerlei assoziiert – mit Eigenheimbesitz, einer bestimmten Einkommenshöhe und einer gewissen Vermögensausstattung. Daneben werden den Schichten Konsumstile, Werthaltungen, politische Überzeugungen und gemeinsame Interessen zugeschrieben. In der Ökonomie wird der Mittelschichtbegriff zumeist ohne Bezugnahme auf soziologische Theorien sozialer Ungleichheit verwendet. Die ökonomische Literatur geht von Einkommensgrenzen für die Mittelschicht von 75 % bis 125 % des Medians aus […].« (2010, 249)

Dieser Absatz ist durch die Ungenauigkeit in der Formulierung der eigenen Position interessant. Es wird das Thema aufgeworfen, dass Mittelschicht in bestimmten Disziplinen und Kontexten mehr als nur eine deskriptive Kategorie sei. Danach wird hervorgehoben, dass dies in der Ökonomie allerdings kein Thema sei und die in dieser Disziplin übliche Klassifikation anhand bestimmter Unter- und Obergrenzen angeführt. Da die weitere Darstellung sich an dieser Klassifikation ausrichtet, suggeriert der Abschnitt, dass die Autor*innen die präsentierten Zahlen und Statistiken in diesem ökonomischen Sinne verstanden wissen wollen, ohne es allerdings explizit zu sagen. Das Aufwerfen anderer Lesearten, das Anführen des aufgeladenen Begriffs »Mittelschicht« und diese Ungenauigkeit in der Formulierung, erweckt den Eindruck, dass es letztendlich den Leser*innen überlassen sei, ihre eigenen Schlüsse aus den präsentierten Zahlen zu ziehen.

Abschließend weisen die Autor*innen noch auf die Reichweite der diskutierten Daten und Ergebnisse hin und kommen zu dem Schluss: »Die OeNB-Erhebungen bilden jedenfalls nur die Untergrenze der Vermögensungleichheit und Vermögenskonzentration in Österreich ab.« (2010, 253)

11.2 Sozialbericht 2011-2012: Fakten zur Vermögensverteilung in Österreich

Anders als noch im Sozialbericht 2009-2010 konnte für den Sozialbericht 2011-2012 der HFCS genutzt werden, der als zuverlässigere und umfassendere Datenquelle präsentiert wird. Auf diese Daten sei verlass. Deshalb sprechen die Autor*innen nunmehr von Fakten und nicht mehr nur von Aspekten der Vermögensverteilung in Österreich. Sie leiten das Kapitel mit Hintergrundinformationen zur Erhebung ein und betonen, die Daten seien auf Initiative der EZB zustande gekommen und für eine »fundierte Geld- und Finanzmarktstabilitätspolitik« (Andreasch u.a. 2012, 250) unverzichtbar. In der Einleitung konkretisieren sie dann, was sie unter Fakten verstehen:

> »Dieser Beitrag fokussiert auf die Fakten zur Verteilung des Vermögens in Österreich. Vorab sei darauf hingewiesen, dass es sich beim HFCS um eine freiwillige Haushaltserhebung handelt. Insbesondere der obere Rand der Verteilung und das Finanzvermögen können deshalb nur unzureichend abgedeckt werden. Schätzungen auf Basis der HFCS-Daten zur Vermögensverteilung können daher nur als Untergrenze der tatsächlichen Ungleichverteilung angesehen werden.« (Ebd., 248)

Ihr Verständnis von Fakten ist damit sehr spezifisch: Fakten sind nicht bedingungslos, sondern nur unter den angegebenen Bedingungen gültig. Damit ähnelt das Verständnis von Fakten dem der Wissenschaftsforschung – weg vom »god trick« hin zu situierten Aussagen (Haraway 1991). Sprachlich rücken die Autor*innen aber immer wieder davon ab und schreiben von Österreich generell und nicht von der Erhebung z.B. auf S. 253 »In Österreich zählt sich fast niemand zum obersten Fünftel der Vermögensverteilung.« Sie heben also rhetorisch die Bedingtheit der Zahlen und Statistiken als Fakten immer wieder auf.

In der Einleitung zum Bericht nennen sie die wichtigsten Ergebnisse: eine hohe Vermögenskonzentration und dass der Besitz des Hauptwohnsitzes eine zuverlässige Trennlinie in der Vermögensverteilung darstelle. Bevor sie sich im Hauptteil des Textes dem Thema der Vermögensverteilung selbst widmen, gehen sie auf eine Frage des Fragebogens ein, die in den vorangegangenen Erhebungen noch nicht gestellt wurde. Im HFCS wurden die Auskunftspersonen gefragt, wie sie ihren Haushalt selbst einschätzen und wo in der Vermögensverteilung, aufgeschlüsselt anhand einer zehnstufigen Skala, sie ihren Haushalt sehen würden. Diese Selbsteinschätzung weiche laut den Au-

tor*innen stark von der Verteilung ab, die die Forscher*innen anhand der Daten zum Vermögen berechnetet hatten. So schätzten sich in der Erhebung vor allem die unteren Vermögensgruppen höher und die höheren niedriger ein. Das Ergebnis interpretieren die Forscher*innen wie folgt:

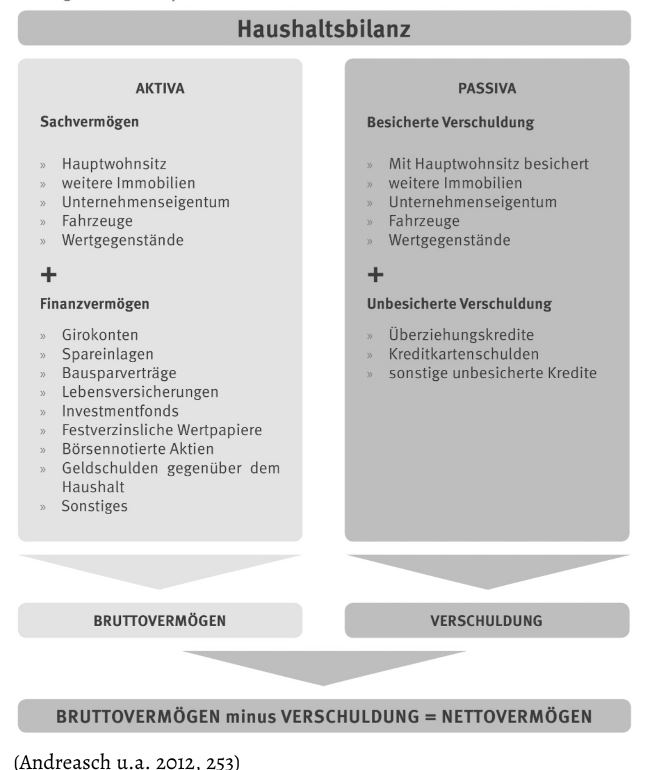
> »Es zeigt sich, dass die Mitte der Vermögensverteilung zu einer Art Sehnsuchtsort wird. Nur wenige Vermögensarme wissen (oder geben zu), dass sie vermögensarm sind, noch weniger Vermögensreiche wissen (oder geben zu), dass sie vermögensreich sind. Dabei verschätzen sich die Vermögensarmen nach oben und die Vermögensreichen nach unten. Doch verkennen letztere viel stärker ihre Position in der Verteilung. Die Mitte unterschätzt hingegen ihre Position nur leicht. Sie glaubt jedenfalls nicht, wie manchmal behauptet wird, dass sie sich zu den Vermögenden zählen würde.« (Andreasch u.a. 2012, 250)

Auch hier zeigt sich wieder ein Thema aus dem vorangegangenen Sozialbericht: Die Mitte könne als mehr angesehen werden als ein rein deskriptives Element. Anhand der vorhandenen Daten könne die Mitte von den Forscher*innen nun jedoch jenseits von Andeutungen und Verweisen thematisiert werden. Sie bringen die Figur der Mitte als eine »Art Sehnsuchtsort« (2012, 252) für die Befragten ein und schließen die Auseinandersetzung dazu mit dem Fazit: Die wahrgenommene Vermögensungleichheit unterscheidet sich stark von der erhobenen. Letztere wird in den darauffolgenden Kapiteln behandelt. Zur Darstellung bieten die Autor*innen eine Visualisierung der verschiedenen erfragten Vermögensformen an, eingeteilt in Aktiva und Passiva und inklusive des Unterschieds zwischen Brutto- und Nettovermögen (siehe Abbildung 9).

Bei der ersten Besprechung der Verteilung des Vermögens wird die Einteilung in Dezile benutzt. Um den Leser*innen die ausgeprägte Ungleichheit der Verteilung näherzubringen, teilen die Autor*innen das Gesamtvermögen aufsteigend in zehn gleich große Teile. Auf diese Weise können sie die Aussage treffen, dass das unterste Zehntel der Haushalte über ein Nettovermögen von weniger als 1.000 Euro, die Hälfte über weniger als 76.000 Euro und das oberste Zehntel über mehr als 542.000 Euro verfügt. Diese Zahlen kombinieren die Autor*innen mit dem berechneten Mittelwert von 265.000 Euro für das Gesamtnettovermögen und kommen daher zu dem Schluss, dass mehr als drei Viertel aller Haushalte unter diesem Mittelwert liegen.

Um einen möglichst umfassenden Eindruck von der Verteilung von Vermögen erhalten zu können, wollen sie sich nicht auf eine Maß- oder Kennzahl

Abbildung 9: Übersicht zu den erhobenen Vermögensformen aus dem Sozialbericht 2011-2012



(Andreasch u.a. 2012, 253)

verlassen, die ein Ausdruck für die Breite oder Enge der Vermögensverteilung darstellt. Stattdessen benutzen sie neben dem Gini-Koeffizienten, der auf bestimmten mathematisch-theoretischen Vorannahmen beruht, auch den – wie sie hervorheben – verständlicheren Perzentil-Ratio. Der Gini-Koeffizient steht für die Gleichheit bzw. Ungleichheit der Verteilung. Die Zahl 0 bedeutet, dass das Vermögen gleichmäßig auf alle Haushalte verteilt ist. Die Zahl 1 steht dafür, dass ein Haushalt über das gesamte Vermögen verfügt. Gemäß den Berechnungen ergebe sich für Österreich auf Grund-

lage des HFCS ein Gini-Koeffizient für das Nettovermögen von 0,76. Die Bedeutung dieser Berechnungen schätzen die Autor*innen so ein:

> »Ein Gini-Koeffizient von 0,70 wird etwa auch dann erreicht, wenn in einer Grundgesamtheit von 100 Haushalten 99 Haushalte 1 EUR und ein Haushalt 250 EUR an Vermögen hätte. Zu bedenken gilt es aber, dass es unendlich viele verschiedene Verteilungen gibt, die einen bestimmten Gini-Koeffizienten erzeugen können.« (Andreasch u.a. 2012, 255)

Mit der angehängten Relativierung legitimieren sie die Berechnung und Darstellung der Daten anhand von drei Perzentil-Ratios. Mithilfe von Perzentil-Ratios werden Ober- und Untergrenzen in ausgewählten Bereichen der Vermögensverteilung dargestellt. Beim Perzentil-Ratio P90/P10 wird der Haushalt mit dem meisten Bruttovermögen (obere 90-Prozent-Grenze) mit dem Haushalt mit dem geringsten Bruttovermögen (untere 10-Prozent-Grenze) verglichen. Dadurch ergibt sich folgendes Bild:

> »Besonders deutlich wird die Ungleichheit der Vermögensverteilung an der P90/P10-Ratio. Wird das Vermögen jenes Haushalts, der die Grenze zu den 10 % der vermögensreichsten Haushalte bildet, in Verhältnis zum Vermögen des Haushalts gesetzt, der die Grenze zu den 10 % der vermögensärmsten Haushalte bildet, verfügt der vermögensreichere Haushalt um das 233,7-Fache des Bruttovermögens des vermögensärmeren Haushalts. Beim Nettovermögen liegt dieser Wert schon beim 581,1-Fachen. Diese robuste Maßzahl wird auch durch Erfassungsprobleme am oberen Rand kaum beeinträchtigt.« (Andreasch u.a. 2012, 256)[2]

Ähnlich wie für das Immobilienvermögen weisen die Daten auch beim Gesamtvermögen einen gravierenden Unterschied für die Haushalte mit Hauptwohnsitz im Eigentum gegenüber denen in Miethaushalten auf. So wird für die ersten ein fast um das Zehnfache höherer Mittelwert berechnet als gegenüber den letzteren. Letztere Gruppe stellt sich in den Daten als ungleich heterogener dar als die Gruppe mit Hauptwohnsitz im Eigentum. Das argumentieren die Autor*innen über den Vergleich des Medians mit dem Mittelwert (ebd., 256). (Der Median ist der Wert, bei dem 50 Prozent der Haushalte

---

2 Zusätzlich dazu berechnen die Autor*innen noch die Perzentil-Ratios P75/P25 (mit dem 22,4-fachen Wert für das Brutto- und dem 24,3-fachen Wert für das Nettovermögen) und P90/P50 (mit dem 6,2-fachen Wert für das Brutto- und dem 7,1-fachen Wert für das Nettovermögen) (Andreasch u.a. 2012, 255).

liegen.) Auch greifen sie wieder auf eine Einteilung der Haushalte nach sozioökonomischen Gruppen zurück. Das sei für eine Verteilungsperspektive besonders interessant (ebd., 257). Wurden im letzten Bericht noch drei Gruppen konstruiert, sind es nun vier Gruppen:

> »›untere Hälfte‹ (0-50): Haushalte, die weniger Vermögen als der mittlere (Median) Haushalt besitzen (bis rund 93.000 EUR)
> ›obere Mitte‹ (51-80): Haushalte, die über mehr Vermögen als der mittlere (Median) Haushalt verfügen, aber nicht zum Top-Fünftel gehören (ab rund 93.000 bis rund 331.000 EUR)
>
> ›Vermögende‹ (80-95): Haushalte, die zum Top-Fünftel, aber nicht zu den Top-5 % gehören (ab rund 331.000 EUR bis rund 979.000 EUR)
> ›Top-5 %‹ Haushalte ab rund 979.000 EUR an Bruttovermögen.« (Ebd., 258)

Die vier Gruppen könnten vereinfacht auch als »Vermögensarme«, »Eigenheimbesitzer«, »Vermögende« und »VermögensmillionärInnen« bezeichnet werden. Allerdings hätten die Autor*innen von diesen Bezeichnungen Abstand genommen, um »ideologische Kontroversen« zu vermeiden. Diese rhetorische Taktik ähnelt der Taktik, die auch für den politisch aufgeladenen Begriff der Mittelschicht im vorangegangenen Bericht angewandt wurde: Sie überlassen die Lesart der Gruppen den Leser*innen des Berichts nachdem sie eine mögliche Interpretation anbieten und sich danach gleich davon distanzieren.

Die Aufteilung in vier Gruppen ermöglicht eine weitere Darstellungsart für die Vermögensverteilung der konstruierten Haushalte. Während die Haushalte zuvor nach ihrem Vermögen verglichen wurden, wird nun betrachtet, welchen Anteil die in Gruppen eingeteilten Haushalte an dem erhobenen Gesamtbruttovermögen halten. Dazu werden zwei Balkendiagramme erstellt, von denen das eine den Anteil der Haushalte und das andere den Anteil am Bruttovermögen entsprechend der zugewiesenen Gruppen visualisiert (siehe Abbildung 10). Die über diesen Vergleich dargestellten Unterschiede werden als beträchtlich bewertet:

»So verfügt die gesamte untere Hälfte der Haushalte über rund 4 Prozent des gesamten Bruttovermögens. Die obere Mitte (30 Prozent der Haushalte) hält rund 22 Prozent des gesamten Bruttovermögens, die Vermögenden (15 Prozent der Haushalte) besitzen rund 29 Prozent und die Top-5 Prozent halten rund 45 Prozent des gesamten Bruttovermögens. Anders ausgedrückt: die kleinste Gruppe (Top-5 Prozent) besitzt fast die Hälfte des gesamten Brut-

tovermögens, während die größte Gruppe (untere Hälfte) nur einen minimalen Anteil am gesamten Bruttovermögen hat« (2012, 260).

Die vier Gruppen werden auch zur Darstellung der verschiedenen Vermögensformen, der Höhe des Vermögens, des Einkommens und der Ausbildung genutzt. Die Autor*innen beschreiben die Gruppen ebenso nach ausgewählten sozioökonomischen Charakteristika (Größe des Haushaltes Hauptwohnsitz, Alter, Bildung und Beruf der Referenzperson). Im Nachwort heben sie die problematische Datenlage heraus und verweisen darauf, dass anhand der Daten des HFCS die Vermögensungleichheit eher unterschätzt werde.

Abbildung 10: Verteilung des Bruttovermögens aus dem Sozialbericht 2011-2012

(Andreasch u.a. 2012, 259)

Bemerkenswert an beiden Berichten ist das Hin- und Herschwenken zwischen Formulierungen, die den dargestellten Ergebnissen, Zahlen und Statistiken einerseits eine klare und eindeutige Repräsentativität der österreichischen Verhältnisse zuerkennen, dieselben Zahlen, Statistiken und Aussagen aber andererseits beständig relativieren bzw. konkretisieren. Während in den Beschreibungen und Visualisierungen die Ergebnisse immer wieder mit Österreich gleichgesetzt werden, weisen die Autor*innen oft nur wenige Zeilen später auf die Probleme bei der Datenerhebung hin. Zum einen vollziehen sie dadurch in gewisser Weise eine Ontologisierung der Ergebnisse, Zahlen,

Statistiken und Aussagen, ohne aber deren Bedingtheit, Vergänglichkeit und Perspektivität zu verheimlichen. Zum anderen wirken sich die eingeworfenen Relativierungen nicht nachhaltig auf die Darstellungen und Beschreibungen der Zahlen und Statistiken aus. Deswegen wirken diese Einwürfe auch weniger wie Reflexionen der eigenen Perspektive wie sie z.B. in der qualitativen Forschung diskutiert wird (Clarke 2005), sondern eher wie das Ergänzen von formal Notwendigem, ohne dass dies für die darauf aufbauenden Aussagen wirkliche Konsequenzen hätte. Die Ergänzungen könnten in weiterer Folge auch ignoriert werden oder bestenfalls zur Legitimierung von Folgeerhebungen verwendet werden. Es wird den Leser*innen gänzlich selbst überlassen, mit diesem Widerspruch von Ontologisierung und Bedingtheit der besprochenen Ergebnisse umzugehen. Gleichwohl verändert sich je nach Perspektive das Verständnis der darauf aufbauenden Aussagen. Auch bei anderen Themen nehmen die Berichte die Leser*innen in die Verantwortung, selbst zu entscheiden, wie sie die dargestellten Ergebnisse interpretieren möchten. Bei zwei Gelegenheiten (beim Thema Mittelschicht und der Bezeichnung der konstruierten Haushaltsgruppen) erwähnen die Autor*innen zwar mögliche Interpretationen, gehen diesen aber im Bericht nicht weiter nach. Auch hier wird es den Leser*innen überantwortet, zu entscheiden, was diese zusätzlichen Informationen für die Zahlen, Statistiken und darauf aufbauenden Aussagen bedeuten, ohne dies allerdings explizit zu thematisieren.

Auffallend beim zweiten Bericht ist, dass er über weite Strecken die verschiedenen Herangehensweisen beschreibt, um dieselben Daten und das Thema Vermögensverteilung unterschiedlich darzustellen und zugänglich zu machen – vom Gini-Koeffizient über die Perzentil-Ratio bis hin zur Einteilung in Gruppen. Diese unterschiedlichen Perspektiven auf dieselben Daten lassen die Daten jeweils in einem anderen Licht erscheinen. Erst eine Gesamtschau, so suggeriert der Zugang, könne ein ganzheitliches Bild auf die Daten und Österreich ergeben. Unterstützt wird dieser Vorgang durch verschiedene Visualisierungen. Dadurch erscheinen die generierten Daten und darüber auch die darüber hergestellten Realitäten in multipler Form. Ihnen wird unterschiedliche Existenzen zugesprochen, die durch unterschiedliche Behandlungen produziert und in den Berichten festgehalten werden.

Law (2004) folgend und aufbauend auf diese Auseinandersetzung mit den Berichten zu den Vermögenserhebungen, über diese statistischen Methoden und Kennzahlen sowie über deren Darstellung und Beschreibung werden überhaupt erst die Phänomene erzeugt, die diese Daten beschreiben. Das ist besonders beim umstrittenen Konzept der ›Mittelschicht‹ unmittelbar

erkennbar, weil die ›Mitte‹ das Ergebnis der Darstellung, Aufbereitung und Strukturierung der erhobenen Daten selbst ist. Dabei hatten nicht nur die Autor*innen damit zu kämpfen, diese Einteilungen entweder als Abbildung einer Realität in die Berichterstattung aufzunehmen oder sie als sozial oder politisch beeinflusste Konstruktionen zu verwerfen. Auch die Befragten selbst ließen sich nicht ohne Weiteres mit den Mitteln der Klassifizierung und Kategorisierung erfassen. So rechnete sich ein Teil der Befragten einem Teil der Gesellschaft zu, den die Forscher*innen ihnen aufgrund der Daten nicht zuerkannt hätten.

Als Autor*innen besaßen die Forscher*innen allerdings die epistemische Autorität, ihre Konstrukte als richtiger, angemessener oder zutreffender festzusetzen. Ihre Einschätzung galt demzufolge mehr als die der Befragten. Wenn sich also die Befragten als niedriger oder höher einstufen, als es der Einschätzung der Forscher*innen entspricht, dann sind weder die Daten noch die Einschätzungen der Forscher*innen falsch, sondern die Angaben der Befragten. Diese Diskrepanz zwischen der Einschätzung der Forschenden und der Befragten kann für die Forscher*innen und die Umfrageforschung in eine heikle Lage darstellen. Sie widersprechen damit zumindest einem Teil derer, die bereit waren, an der Umfrage freiwillig mitzumachen und sich vielleicht nicht wenig Zeit genommen haben, die Fragen zu beantworten. Diesen oder zumindest einem Teil von ihnen über den Sozialbericht mitzuteilen, dass sie in den Augen der Forscher*innen in ihrer Selbsteinschätzung falsch liegen, verlangt einiges an Verantwortung ab, dies auf eine Art und Weise zu machen, um die Befragten nachträglich nicht vor den Kopf zu stoßen. Dies auch, da die angestrebten Folgeerhebungen wieder davon abhängen, dass sich genügend Personen zur Teilnahme bereit erklären.

Die sozialen Welten und Arenen von Zahlen und Statistiken

Die Auseinandersetzung mit den Erhebungen der OeNB sowie das Generieren und Darstellen des empirischen Materials dienten der Beantwortung folgender Fragen: Wie werden Zahlen und Statistiken gemacht? Wie werden wissenschaftliche Aussagen über Österreich und die Menschen in Österreich gemacht? Wie erhalten diese Aussagen Bestand und Festigkeit? Wie werden sie zu festen Objekten, also zu *objektiven Tatsachen*? Die Generierung zuverlässiger Zahlen und Statistiken zeigt sich in dem von mir produzierten empirischen Material als verstreuter, *multi-sited* und kontinuierlicher Prozess, der von zeitlich und örtlich verstreuten Akteur*innen, Aktanten und Tätigkeiten, ihren Verknüpfungen und Anordnungen geleistet wird. Die Darstellung und Besprechung dieses Materials knüpft damit an Ansätze wie Sheila Jasanoffs *co-production idiom* (2006) an und das entwickelte Narrativ baut auf Bruno Latours »Kreislaufsystem wissenschaftlicher Tatsachen« (2006, 121) auf.

Ziel der vorliegenden Untersuchung und der Darstellung und Besprechung des empirischen Materials war es auch, alle Bereiche und die verschiedenen Akteur*innen und Aktanten als aktiv am Zustandekommen der wissenschaftlichen Tatsachen zu beschreiben, ganz im Sinne von Bruno Latours (2006) Verständnis von Wissenschaft und Wissenschaftsforschung. Ein Unterschied zu seinen historischen Studien, anhand derer er sein Verständnis illustrierte, besteht darin, dass die Akteur*innen und Aktanten keine historisch (schon) bekannten Namen tragen. Sie sind nicht in Bibliotheken zu finden und über sie wurden keine historischen Auseinandersetzungen geschrieben. Aufbauend auf den Erzählungen der Interviewpartner*innen und der produzierten Dokumente wurde entschieden, wer und was einflussreiche Akteur*innen oder Aktanten sind.

So habe ich sechs soziale Welten und Arenen, um auf Adele Clarkes (2005) Metapher zurückzukommen, gekennzeichnet, die an der Produktion von

Zahlen und Statistiken zu Vermögen in Österreich beteiligt sind: Arena der Medien, Politische Arena, Welt der quantitativen Sozialforschung (Wissenschaftliche Gemeinschaft), Welt der technischen Geräte, Wirtschaftssektor (Markt- und Meinungsinstitute) und Haushalte (Österreich). Die in Abbildung 11 illustrierten Bereiche sind nicht als Reproduktion einer Realität da draußen (Law 2004, 22ff) anzusehen, sondern als Ergebnis meines Erschaffens einer Realität da draußen. Es handelt sich also bei dieser Realität um ein Konstrukt aus einer spezifischen Perspektive, nicht aber aus dem Nirgendwo (Haraway 1991, 188). Damit ist diese Realität notwendigerweise abhängig von meiner Perspektive. Sie ist unabgeschlossen und vorläufig.

Abbildung 11: Projektkarte »Zahlen und Statistiken zu Vermögen in Österreich«

(kursiv: Beschreibung der Welt/Arena, rechteckig: Organisationen, einfach: Akteur*innen und Aktanten)

All diese sozialen Arenen und Welten sind belebt von verschiedenen Akteur*innen und Aktanten, durchsetzt von verschiedenen Praktiken und Tätigkeiten, Gewohnheiten und Regeln. Sie greifen auf ein geteiltes Verständnis darüber zurück, was wichtig und richtig ist. Wie ich an anderer Stelle aus-

führlicher argumentiert habe ähneln Clarkes *Soziale Arenen und Welten* dem, was Schatzki als *social sites* (2002) konzipiert.[1]

In der Arena der Medien findet ein großer Teil der epistemischen Arbeit statt. Dort werden aus Aussagen, Zahlen und Statistiken mit einer spezifischen Aussagekraft allgemeingültige Aussagen gemacht. Dabei gehen die Akteur*innen in einer ähnlichen Weise vor wie die von Latour und Woolgar beobachteten Wissenschaftler*innen in den Laboratorien (1986, 75). In beiden Fällen werden Aussagen verändert, indem Modalitäten zu den Aussagen hinzugefügt oder weggelassen werden. Die Modalitäten geben Auskunft darüber, wofür die Aussagen stehen, woher sie kommen und unter welchen Bedingungen sie gültig sind. In der Arena der Medien werden die Produkte der Forschung nicht einfach wiedergegeben, sondern in die eigene Arbeit, die eigenen Ziele, Kenntnisse und Routinen eingebaut. Dadurch verändern sie sich.

Die Alliierten in der politischen Arena sind aus mehreren – nicht nur finanziellen – Gründen von Bedeutung. Sie machen die Ergebnisse der Erhebungen einer breiteren Leser*innenschaft zugänglich, etwa indem sie sie in den Sozialbericht aufnehmen. Durch die Nutzung der Ergebnisse durch Interessensvertretungen und Nichtregierungsorganisationen kommen zur Arbeit der Forscher*innen weitere relevante Aspekte hinzu, die ansonsten nicht mit den Ergebnissen der Erhebung verknüpft worden wären. Die politische Arena ist aber nicht nur von Verbündeten, sondern auch von Gegner*innen bestimmter wissenschaftlicher Arbeiten bevölkert. Diese führen zu Interventionen und Konflikten. So wurden die Ergebnisse der Vermögenserhebungen der OeNB zu einem umkämpften Objekt in einer schon länger stattfindenden politischen Auseinandersetzung, die unmittelbar die Frage der Besteuerung von Vermögen in Österreich betrifft, aber generell mit dem umkämpften Thema soziale Ungleichheit, Eigentum und Umverteilung zusammenhängt. Während die Befürworter*innen sich für bessere Daten zur Verteilung von Vermögen in Österreich aussprechen und die Erhebungen der OeNB begrüßen, lehnen die Gegner*innen beides kategorisch ab. Bisher ist es den Befürworter*innen gelungen, eine Interpretationshoheit über die Ergebnisse der Erhebungen zu erlangen und sie für ihre Anliegen sprechen zu lassen. Die Gegner*innen versuchen hingegen nicht einmal, die Interpretation der Ergebnisse für sich zu gewinnen und einzusetzen, sondern halten daran fest, dass solche Daten überhaupt nicht notwendig seien. Für die Forscher*innen

1 Für die hier illustrierten *sites* bietet die Fallbeschreibung Beispiele. Dort wurde gezeigt, wie sie sich in die Generierung bedeutsamer Zahlen und Statistiken einbringen.

führt dieser Konflikt zu einer angespannten Situation, der ihre Handlungsmöglichkeiten einschränkt. So dürfen sie zu bestimmten Fragen nur als Privatpersonen und nicht als Angestellte oder Vertreter*innen der OeNB Stellung beziehen. Auch prägen die Interventionen und Konflikte die Durchführung der Erhebungen selbst. Durch den umstrittenen Charakter von Vermögenserhebungen sind die Forscher*innen besonders darauf bedacht, die Erhebung allen Regeln der wissenschaftlichen Kunst folgend umzusetzen. Dabei ist es hilfreich, dass die Erhebung länderübergreifend und als Teil eines Netzwerkes von Nationalbanken, wissenschaftlichen Einrichtungen und Expert*innen organisiert wird.

Ihnen stehen folglich Kolleg*innen und ein Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft zur Seite, mit denen sie sich austauschen und auf die sie bauen können. Gleichzeitig bedeutet das aber auch, dass Kompromisse zwischen den länderspezifischen und den Eigenheiten der involvierten akademischen Disziplinen gefunden werden müssen und dass die Ergebnisse und Daten der Erhebung von der wissenschaftlichen Gemeinschaft in Österreich aufgegriffen werden. Aus Sicht der Forscher*innen soll das auch so sein, weil es den wissenschaftlichen Status der Erhebung und ihrer Ergebnisse erhöht und den Zahlen und Statistiken Festigkeit verleiht. Allerdings wird dadurch auch der Druck verstärkt, dass die Erhebung allen in der quantitativen Sozialforschung üblichen Standards und Vorgaben für eine wissenschaftliche Erhebung standhalten muss, selbst wenn diese zwischen den akademischen Disziplinen unterschiedlich ausfallen können.

Auch die Welt der technischen Geräte spielt für die Erhebung eine wichtige Rolle. Die Computer in den Büros der Forscher*innen, die Laptops und Tablets der Interviewer*innen und besonders das Statistikprogramm STATA prägen die Erhebung der OeNB. Letzteres muss sich gegen andere in der sozialwissenschaftlichen Forschung genutzten Programme durchsetzen. Das gelingt zumeist, weil es speziell und exklusiv an Wissenschaft und Forschung gerichtet ist. Mit ihm kann der Kontakt mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft gehalten werden und es bietet eine umfassende Dokumentation. Allerdings setzt es voraus, dass sich die Nutzer*innen intensiv mit dem Programm auseinandersetzen. Entwicklungen in der Welt der technischen Geräte beeinflussen auch die Art, wie Umfragen und Erhebungen organisiert werden können. So hat die Preisentwicklung am Computer- und besonders am Laptopmarkt sowie die Tatsache, dass Tablets verstärkt benutzt werden, ermöglicht, dass Befragungen nunmehr computerunterstützt mit elektronischen Frage-

bögen durchgeführt werden können. Dies hat die Umfrageforschung und den Anspruch an die Daten nachhaltig verändert.

Dies hat besonders das involvierte Umfrageinstitut IFES betroffen. Das IFES steht in Konkurrenz zu anderen Anbieter*innen und hat sich die menschliche und nichtmenschliche Infrastruktur erschaffen, die für die Durchführung von Umfrageforschungen notwendig ist. Es bewegt sich im Wirtschaftssektor der Markt- und Meinungsforschung und ist mit Entwicklungen des Marktes konfrontiert. Da weder die Programmierung von Statistikprogrammen noch die Durchführung von Befragungen von der öffentlichen Hand geleistet werden, hängen große Vorhaben wie die Erhebung der OeNB von der Existenz entsprechender Organisationen ab, die sich auf diese Arbeiten spezialisiert haben. Ohne sie wäre die Produktion repräsentativer Zahlen und Statistiken, die eine gewisse Festigkeit und Aussagekraft für sich in Anspruch nehmen können, im gegenwärtig gegebenen Kontext nicht leistbar und durchführbar. Wie sich ein Denken in Zahlen und Statistik in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft historisch entwickelt hat, haben Desrosières (1991; 2015), Porter (1996) und Igo (2007; 2011) nachvollziehbar nachgezeichnet. Aktuelle Erhebungen bauen auf dieses Denken auf und tragen gleichzeitig dazu bei, dieses weiter aufrecht zu erhalten und schaffen darüber die Voraussetzungen für kommende Erhebungen.

Laut Igos (2011) historischen Untersuchungen der Umfrageforschung in den USA sei es nicht selbstverständlich, dass sich Menschen für Umfragen zur Verfügung stellen. Auch für Österreich beobachtet das IFES in den letzten Jahren eine schwindende Bereitschaft und geringere Verfügbarkeit von Teilnehmer*innen für Umfrageforschung. Zunehmender Stress der Bevölkerung, kompliziertere Wohnsituationen (Erst- und Zweitwohnsitz) und ein stärkeres Misstrauen werden als Gründe dafür genannt. Um diesen Trend umzudrehen, wird einerseits mit Appellen und andererseits mit Belohnungen gearbeitet. So werden die Teilnehmer*innen darin bestärkt, die Untersuchungen als Teil von wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen und politischen Entscheidungen zu betrachten. Die österreichischen Haushalte bilden damit eine eigene soziale Welt, die an quantitativen Erhebungen aktiv teilnehmen müssen, damit Zahlen und Statistiken, die in Anspruch nehmen über sie etwas auszusagen, hergestellt werden können.

Konnten diese zeitlich und örtlich verstreuten sozialen Praktiken, Welten und Arenen nun Zahlen und Statistiken und Zahlen herstellen, die für Österreich stehen? Sind diese, obwohl zeitlich und örtlich verstreut, dann doch so eng miteinander verbunden, über die Zahlen und Statistiken so eng miteinander

ander verschlungen, dass sie Österreich repräsentieren können? Dies kann ich, trotz der diskutierten versuche, die Erhebungen oder zumindest die Verbreitung der Ergebnisse zu verhindern, mit ja beantworten. Die aufgewendeten Ressourcen, die Zeit und die Arbeit, die in die Produktion, Veröffentlichung, Verteidigung und Verwendung der Daten, Zahlen, Statistiken und Aussagen gesteckt wurden, haben erfolgreich ein Österreich hervorgebracht, indem beispielsweise die obersten 10 Prozent der Haushalte rund 61 Prozent der Immobilien halten. Damit ist weder eine stabile oder dauerhafte noch eine einzige Inkraftsetzung (*enactment*) dieses speziellen Österreichs gemeint. Im Gegenteil, über die Zeit und auch durch die Folgestudie ist die Aussage zum Immobilienvermögen immer mehr aus den Medien und Diskussionen verschwunden. Sie wurde teilweise durch neuere Aussagen ersetzt, teilweise ist sie einfach nur in Vergessenheit geraten. Und Ihre Gegner*innen sind auch weiterhin darauf bedacht, ihr die Aussagekraft in Abrede zu stellen. Darüber hinaus führt die Arbeit mit den Daten durch Teile der wissenschaftlichen Gemeinschaft dazu, dass vielfache Österreichs entstanden sind. Mit ein und denselben Daten lassen sich also unterschiedliche Vermögensausprägungen fokussieren und somit multiple Österreichs herstellen. Diese Österreichs können – und diese Einschätzung teile ich mit den Gegner*innen der Erhebung – in ihren Konsequenzen real sein, z.B. in öffentlichen Diskussionen oder bei der Umsetzung politischer Maßnahmen. Das Real sein selbst ist aber keine Voraussetzung für Zahlen und Statistiken, sondern das Ergebnis von Praktiken der Akteur*innen und Aktanten in den verschiedenen involvierten sozialen Welten und Arenen.

Was die Auseinandersetzung auch zeigt, ist dass die Vermögensverteilung in Österreich, wie sie hier beschrieben wird, von der Erhebung und Darstellung selbst abhängt. Sowohl der Vermögensbegriff, was aufgenommen wird und was nicht, wie die Erhebung durchgeführt wurde, welche Haushalte wie teilgenommen haben, wie mit den Daten gearbeitet wird z.B. über Gewichtung, und wie sie dargestellt werden, z.B. zusammengefasst in Kategorien oder indem die Teilnehmer*innen in drei, vier oder zehn Gruppen aufgeteilt werden, erzeugen erst das spezifische Österreich, dass dann beschrieben wird. Dies bekommt noch eine weitere Relevanz, da in der sprachlichen Gleichsetzung der Zahlen und Statistiken mit Österreich sowohl in den Berichten der Forscher*innen der OeNB, aber dann besonders in den Beiträgen in Medienberichten, die sich an eine breite Öffentlichkeit richtet, aus Aussagen, die nur in einem spezifischen Kontext Gültigkeit besitzen, unbegrenzt gültige gemacht werden. Die Erhebung über Österreich wird darüber mit Ös-

terreich gleichgesetzt. Indem alle methodischen, konzeptuellen und praxisbezogenen Besonderheiten, Widersprüche, Konflikte und Eigenheiten weggelassen werden, werden die Zahlen und Statistiken der Erhebung letztendlich selbst zu dem Gegenstand, hier Österreich, über das die Erhebung etwas aussagen will.

Vom Nutzen der Anerkennung der verschlungenen Wege sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion und Schluss

Im »Aktionsplan für einen wettbewerbsfähigen Forschungsraum« von 2015, in dem die geplanten Maßnahmen und Ziele des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft kommuniziert wurden, kommt den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften eine besondere Aufmerksamkeit zu. Das Dokument widmet ihnen und ausschließlich ihnen ein eigenes Kapitel. Begründet wird dies damit, dass ein für die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften spezielles Problem gesehen werde, nämlich dass ihr Nutzen für Wirtschaft und Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten nicht ausreichend kommuniziert und herausgehoben worden sei.[1] Dass die Sozialwissenschaften gemeinsam mit den Geistes- und Kulturwissenschaften in Dokumenten zur Forschungsförderpolitik herausgegriffen werden, um ihre Bedeutung und Rolle zu rechtfertigen, ist kein Alleinstellungsmerkmal der österreichischen politischen Landschaft. In einem ersten Entwurf des Forschungsförderprogramms *Horizon 2020* sprach ihnen die Europäische Kommission eine eigenständige Förderschiene ab und sah vor, sie ausschließlich in allen andern Förderschienen als Querschnittdisziplin zu implementieren.[2] Dies veranlasste mehrere Vertreter*innen der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften dazu, offen für die Weiterführung einer eigenständigen Förderschiene einzutreten. In mehreren offenen Briefen, Artikeln (z.B. Felt 2014) und bei verschie-

1 Quelle: https://era.gv.at/public/documents/2424/0_20150225_Forschungsaktionsplan.pdf; 39ff (zuletzt zugegriffen März 2022).

2 Siehe dazu das *Green Paper* der Europäischen Kommission: http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com(2011)0048_/com_com(2011)0048_en.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

denen Konferenzen hoben sie die wichtige Rolle und Bedeutung der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften hervor.

Es ist auch keine unbedingt neue Erscheinung, dass die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften ihre Position und Bedeutung herausheben und verteidigen müssen. Die Sozialwissenschaften, auf die ich mich in meiner Arbeit konzentriere, waren immer wieder herausgefordert, sich erklären und ihre Existenz legitimieren zu müssen.[3] Diese besondere Stellung führte allerdings nicht zu einer vermehrten Aufmerksamkeit vonseiten der Wissenschaftsforschung. Im Gegenteil, die Sozialwissenschaften wurden von der Wissenschaftsforschung weitgehend ignoriert (Felt 2000; Camic u.a. 2011; Weist 2018). Jenseits präskriptiver Literatur zur Wissensproduktion – Camic, Gross und Lamont (2011, 5) fassen darunter Methoden- und Lehrbücher – und vereinzelten ideengeschichtlichen Untersuchungen ist unter dem Blickwinkel der Wissenschaftsforschung deswegen nur wenig über ihre Arbeitsweise bekannt. Auch über das Verhältnis der Sozialwissenschaften zu anderen sozialen Bereichen wie Politik, Wirtschaft oder Medien gibt es nur sporadisch Untersuchungen. Die Sozialwissenschaften lassen sich allerdings nicht ohne weiteres unter die Natur- und Technikwissenschaften subsumieren, die von der Wissenschaftsforschung umfassender behandelt werden. Sie weisen Eigenheiten auf, die sie als besonders auszeichnen und damit auch eine spezielle Aufmerksamkeit rechtfertigen, wofür dieses Buch unter anderem Beleg sein soll.

Der in meiner Arbeit konstruierte Fall quantitativer sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion anhand der Immobilienvermögenserhebung (Fessler u.a. 2009; K. Wagner und Zottel 2009) und des HFCS der *Österreichischen Nationalbank* (OeNB) (Andreasch u.a. 2012; Fessler u.a. 2012) weist ein eigenständiges und kompliziertes Geflecht unterschiedlicher sozialer Ordnungen und Praktiken (Schatzki 2002, 173) auf, die sich von Forschungen der Natur- und Technikwissenschaften unterscheiden. So ist die Erhebung eingebettet in ein historisch spezifisches Verhältnis von Medien, Staat, Wirtschaft und Wissenschaft, das der Quantifizierung sozialer Phänomene ihre gegenwärtige Bedeutung und Rolle verleiht (siehe dazu u.a. Porter 1996; Desrosières 2005). Auch die Zusammensetzung und Zusammenarbeit der spezifischen *social sites* sind ein Alleinstellungsmerkmal für quantitative sozialwissenschaftliche Wissensproduktion. So benötigen sie Organisationen, deren

3 Siehe dazu z.B. den Sammelband zur Frage der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in Deutschland, herausgegeben von Beck und Bonß (1989).

Hauptzweck es ist, die österreichische Gesellschaft für Untersuchungen zugänglich zu machen. Auch der Ort der öffentlichen medialen Auseinandersetzung mit den Ergebnissen und die Art der Auseinandersetzung stellen Distinktionsmerkmale zu den Natur- und Technikwissenschaften dar (siehe z.B. Badenschier und Wormer 2012; Elliott 2012). Darüber hinaus erfahren die Sozialwissenschaften eine spezifische Behandlung durch die Medien, was auch Auswirkungen darauf haben kann, wie sozialwissenschaftliche Erhebungen und Untersuchungen durchgeführt werden. Auch die Arbeitsstätten der Forscher*innen und deren Handlungsoptionen werden davon tangiert.

Leitend für dieses Buch und die Diskussion der Fallstudie ist die Grundlegende Aussage, dass Wissenschaft in ihren Praktiken die Realitäten erzeugt, die sie beschreibt (Law 2004, 13). Um diese Aussage für die Sozialwissenschaften in ihrer ganzen Tragweite erfassen zu können, gilt es, die Aufmerksamkeit auf das gegenseitige Durchdringen dieser verschiedenen *social sites* zu lenken und die Frage zu beantworten, wie sie sich wechselseitig in ihrem Verständnis, ihren Regeln und Zielen beeinflussen. Zumeist bedarf es Arbeit, Ressourcen und Verbündeter, um Realität überhaupt erfolgreich erzeugen zu können. Gemeinhin wird der Fokus jedoch nur auf eine Arena und die dort vorhandenen spezifischen Praktiken gerichtet. Auf diese Weise wird den Forschungsstätten (Latour und Woolgar 1986), der wissenschaftlichen Gemeinschaft (Bourdieu 1992) oder den Aktanten (Law 2008) die gesamte Bürde überantwortet, die spezifische Form der (sozial-)wissenschaftlich produzierten und beschriebenen Realität zu erklären. Die Tätigkeiten, Praktiken und *social sites*, die Zahlen und Statistiken ihre Aussagekraft verleihen, gehen allerdings weit über diese hinaus, sowohl örtlich als auch zeitlich.

Die Zahlen und Statistiken können auf die Arbeit und Ergebnisse vergangener Bestrebungen aufbauen. Historisch bedurfte es einiger Anstrengungen sowohl vonseiten der Wissenschaft und Forschung als auch vonseiten des Staates, der Gesellschaften und verschiedener Organisationen, um Quantifizierung als zulässige Realitätsform zu etablieren (siehe u.a. Porter 1996; Desrosières 2005). Diese Erwartungen an und Vertrauen in die Zahlen und Statistiken muss nicht mit jeder Erhebung neu aufgebaut werden. Gegenwärtig besteht ein Grundvertrauen, eine Basis, auf der alle neuen Zahlen und Statistiken sich beziehen können. Sie werden in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen eingesetzt bzw. genutzt und sind Teil des konstitutiven praktischen Verständnisses unterschiedlicher sozialer Arenen, um geteilte Ziele zu erreichen (Porter 1996; Desrosières 2005; Miller 2005). Neben diesem Grundvertrauen bauen aktuelle Erhebungen auch noch auf einer

in der Vergangenheit aufgebauten Infrastruktur auf. So ermöglicht die Existenz eines Marktes für Meinungs- und Marktforschung (Quatember 2001, 53f) sowie für Statistiksoftware, dass entsprechende Erhebungen für Organisationen wie die OeNB überhaupt leist- und durchführbar sind.

Weder das Grundvertrauen noch die Infrastruktur sind selbstverständlich, unveränderlich und für alle Zeiten gegeben. Erschwerte Zugänglichkeit und Erreichbarkeit der Interviewpartner*innen, fehlende Bereitschaft an Erhebungen teilzunehmen und technische Entwicklungen können dazu führen, dass Erhebungen, die Standards, Vorgaben und Gewohnheiten der wissenschaftlichen Gemeinschaft folgen, nicht mehr leist- und durchführbar werden. Auch das Vertrauen in eine quantifizierte Welt ist nicht unerschütterlich, was in den aktuellen Debatten zu Statistiken zur Verbreitung von Covid oder auch die Glaubwürdigkeit von Umfragen generell unmittelbar beobachtbar ist. Sozialwissenschaftlich etwas in Form von Zahlen und Statistiken zu wissen, ist vorübergehend und brüchig, genauso wie die Ergebnisse spezifischer Erhebungen selbst vorübergehend und brüchig sind, die z.B. durch Folge- oder andere Erhebungen ihre Bedeutung für die verschiedenen *social sites* verlieren können.

Die Komplexität der Quantifizierung sozialer Phänomene anzuerkennen, ermöglicht es darüber hinaus, ein vielschichtiges Bild sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion zu erkennen, das jenseits der einfachen Dualität von distanziert-objektiv einerseits und ideologisch-subjektiv andererseits erzeugt wird. Eingeschlossen in dieses komplexe Bild von wissenschaftlicher Wissensproduktion wären dann sowohl die methodischen Vorgaben für quantitative Forschung als auch das soziale und politische Engagement der Forscher*innen. Einen beobachtbaren Ausdruck finden die gegenwärtig gültigen Ansprüche an quantitative Forschung, das Engagement und die Überzeugungen der beteiligten Akteur*innen und Aktanten in dem für die OeNB-Erhebung produzierten Fragebogen. Er realisiert in seinem Aufbau und den Vorgaben zum einen die Idealvorstellung einer distanziert-entpersonalisierten Forschung, da sowohl die Interviewer*innen als auch die Teilnehmer*innen strengen Handlungsvorgaben unterworfen werden. Zum anderen ist er Ausdruck des Engagements der Forscher*innen, Vermögen in unterschiedlichen Arten und Formen zu inkludieren, um die Erhebung an die österreichische Situation anzupassen und darüber auch das eigene Forschungsinteresse zu berücksichtigen. Darüber hinaus spricht auch die Beobachtung, dass die Forscher*innen im Forschungsprozess ihre Praktiken an die Gegebenheiten der Untersuchung anpassen und Kenntnisse vertiefen

konnten, dafür, dass es fließende Grenzen gibt und ein Teil des Lernens darin besteht, herauszufinden, wie die von der wissenschaftlichen Gemeinschaft und darüber hinaus erwünschte und erwartete Objektivität erzeugt werden kann. Auch die Berichterstattung und Nutzung der Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung können nicht einfach auf diese einfache und klare Dualität heruntergebrochen werden, da sowohl die Befürworter*innen als auch die Gegner*innen mit unterschiedlichen Ansprüchen, Motivationen, Vorstellungen und aus unterschiedlichen Positionen heraus an die Zahlen und Statistiken herangehen.

Hier kommt auch die Form der produzierten Realität zum Tragen, die immer eine politische Dimension hat. So verknüpft beispielsweise Porter (1996, 77) die historischen Wurzeln der Quantifizierung der sozialen Welt mit dem aufkeimenden Klassenkampf im frühen industrialisierten England und Frankreich. Ziele der ersten quantitativen Erhebungen seien vor allem Fabrikarbeiter, Prostituierte, Cholerakranke, Geisteskranke und Arbeitslose gewesen. Statistiken hätten die Möglichkeit geboten, sich mit Gruppen zu beschäftigen, ohne einzelne Personen genauer untersuchen zu müssen, ihnen also ihre Individualität zu nehmen. Die Quantifizierung wurde deswegen als ideales Mittel zur Untersuchung der Unterschicht angesehen. Für die Oberschicht wurde sie hingegen als ungeeignet betrachtet, da diese sich aus interessanteren Individuen zusammensetze. Der Widerstand gegen Erhebungen zu Vermögen in Österreich mag, so gesehen, möglicherweise tiefergehende Ursachen haben als die Sorge, den Kampf gegen Erbschafts- und Vermögenssteuern zu verlieren. Quantitative Erfassungen von großen Vermögen würden diese auf eine Zahl reduzieren, damit gewöhnlich machen und vor allem in ein handhabbares Objekt politischer Maßnahmen und Verhandlungen umwandeln.[4]

---

4 Dies ist bei der Erhebung der OeNB auch explizit gegeben und ausformuliert. So wird im Rahmen der Erhebung offen bei Themen wie der »Auswirkung makroökonomischer Schocks« und zum anderen unausgesprochen bei Themen wie der Erbschaftssteuer argumentiert, dass die Quantifizierung sozialer Phänomene von Relevanz sei und die Grundlage für politische, soziale und ökonomische Entscheidungen bilde. Die Quantifizierung noch nicht erfasster Eigenheiten österreichischer Haushalte ermögliche politischen, sozialen und ökonomischen Akteur*innen, bestimmte Themen aufzugreifen und ganz im Sinne gegenwärtig – zumindest argumentativ – vorherrschender Logiken und Praktiken evidenzbasierter politischer Auseinandersetzung und Entscheidungsfindung Position zu beziehen und politisch einzugreifen. Das bedeutet in diesem Fall, Fragen von wirtschaftspolitischen Beschlüssen, institutionellen Änderungen, Vermö-

Mittlerweile sind (fast) alle sozialen Schichten und Lebensbereiche von Quantifizierung erfasst (Mau 2017). Nichtsdestotrotz bleibt die Frage nach der Verantwortung der beteiligten Akteur*innen, Aktanten und der involvierten Praktiken bestehen, denn immerhin sind sie für die Ergebnisse und für die produzierten expliziten und impliziten Realitäten (Law 2009, 14f) mitverantwortlich.[5] Diese inhärent politische Agenda wird allerdings zugunsten des Wunsches nach einer objektiven, prozeduralen Produktion sozialwissenschaftlichen Wissens zumeist ignoriert. Horst Kern (1982, 274) wirft den Sozialwissenschaften daher vor, als »disciplina arcani« zu agieren, in deren »Geheimnisse bestenfalls der Eingeweihte vordringt« und in der »Ecken und Kanten«, »Lücken, Irrtümer und Einseitigkeiten« zum Zwecke der »Immunisierung vor Kritik« verschweigen würden.

Die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion als kompliziertes Geflecht aus sozialen Ordnungen und Praktiken zu verstehen und zu fassen, bietet den verschiedenen involvierten Elementen und Aspekten Raum, zur Erklärung spezifischer Wissensprodukte beizutragen. Durch die Formulierung, dass die Wissenschaft in ihren Praktiken die Realität erzeugt, die sie beschreibt, bekommt auch die Frage nach der Verantwortung für die Produkte wissenschaftlicher Praktiken und dafür, was als wissenschaftlich angesehen werden kann, eine weiterreichende Bedeutung. Die Frage der Verantwortung umfasst nun nicht nur, dass bei der Produktion und der Nutzung umsichtig, den gegenwärtigen Standards, Vorgaben und Gewohnheiten folgend, vorgegangen werden muss, sondern die verschiedenen *social sites* tragen Verantwortung für die Realitäten, die sie in ihren Praktiken produzieren. Sozialwissenschaftliche Methoden sind deswegen inhärent politisch (siehe dazu u.a. Savage 2013, 5f). Etwas aufgrund methodischer Beschränkungen oder Eigenheiten nicht zu sehen, zu berücksichtigen und miteinzubinden, bedeutet, ihm keine Realität zukommen zu lassen.

Einen interessanten Vorschlag, den politischen Charakter der Produktion und des Umgangs mit Zahlen und Statistiken nicht unter den Tisch fallen zu lassen, hat Martha Kenney (2015) ausformuliert. Sie schlägt vor, Zahlen und

gensverteilung, Erbschaft und sozialer Ungleichheit in Österreich zu behandeln. Im Produzieren dieser Realitäten beziehen Zahlen und Statistiken Stellung. Sie sind immer politisch. Ganz gleich, ob ihre Produzent*innen dies wollen oder wahrhaben wollen. Siehe dazu die Ziele der OeNB-Erhebung auf der Website: http://www.hfcs.at/ueber/ziele.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

5 Für letztere verwendet Law die Bezeichnung *collateral realities* (2011).

Statistiken ein ethnografisches Verständnis von *accountability* und *accounting* zugrunde zu legen, um die in ihnen verfestigten mannigfaltigen Beziehungen offenzulegen, hervorzuheben und nachzuerzählen. *Accounting* und *accountability* würden die narrativen Qualitäten einer ethnografisch ausgerichteten Wissenschaftsforschung mit den Qualitäten der quantitativen Forschung verknüpfen. Zu letzterem zählen z.B. Präzision oder Vergleichbarkeit durch Standardisierung. Dazu seien zum einen erzählerische Fähigkeiten notwendig, um die bei der Produktion und Arbeit mit Zahlen und Statistiken notwendigen Entscheidungen, Tätigkeiten, die involvierten Aktanten und Akteur*innen narrativ hervorzuheben und nachvollziehbar zu machen sowie die Tendenz von Zahlen und Statistiken zur Naturalisierung und Essenzialisierung abzuschwächen. Es gilt, der Illusion der Selbstevidenz von Zahlen und Statistiken, aber auch der Illusion des Unpolitischen und der Harmlosigkeit entgegenzuwirken. Zum anderen seien mathematische und statistische Kenntnisse notwendig, um mit Zahlen arbeiten zu können und das kreative Potenzial und Alleinstellungsmerkmal von Zahlen und Statistiken zu bewahren (2015, 767f).

Während Kenney sich mit ihrem Vorschlag besonders an Wissenschaftsforscher*innen richtet und die Produktion von Zahlen und Statistiken im Blick hat, sehe ich den Nutzen dieser Verknüpfung ethnografischer und statistischer bzw. mathematischer Herangehensweisen auch für die anderen involvierten *social sites* und für die Sozialwissenschaften generell. In der medialen Auseinandersetzung mit Zahlen und Statistiken würde dies beispielsweise ermöglichen, mit Zahlen und Statistiken zu arbeiten, ohne ihnen eine unhinterfragte Autorität zukommen zu lassen. Auch sehe ich hier einen direkten Nutzen für das Verfassen von Forschungs- und Methodenberichten quantitativer Studien. So könnte es zu einer Änderung der bisherigen Schreibgewohnheiten führen, wenn die Beschreibungen quantitativer Methoden in den Berichten nicht mehr auf Distanz generierend ausfallen würden und ausschließlich technisch fokussiert wären. Forscher*innen und ihre Praktiken könnten dann mehr Platz einnehmen und ihre Rolle und Bedeutung bisher stärker nach außen reflektieren. Ansätze dazu finden sich in der feministischen Methodenkritik (Hesse-Biber und Leavy 2007), die sich allerdings mit Ausnahme von Sharlene Nagy Miner-Rubino und Toby Epstein Jayaratne (2007) bisher nur wenig mit der quantitativen Forschung auseinandergesetzt hat.

Den größten möglichen Nutzen sehe ich allerdings für die Bildung und Ausbildung kommender Generationen von Sozialwissenschaftler*innen (Weist 2018). Um sich produktiv darüber auseinandersetzen zu können, dass mit der Entscheidung für eine sozialwissenschaftliche Methode auch eine

Verantwortung für die Realitäten, die damit produziert werden, verknüpft ist, bedarf es der Offenlegung der verschlungenen Wege sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion. Die Vermittlung von Vorgaben und Gewohnheiten der quantitativen Sozialforschung an den Universitäten und in Lehrbüchern muss in diese Richtung thematisiert und problematisiert werden, damit die Auseinandersetzung damit nicht erst mit Eintritt in das Arbeits- bzw. Forschungsleben beginnt.

Eine stärkere Hinwendung zu diesem spezifischen Verständnis von *accountability* beim Thema Quantifizierung, sehe ich auch als angemessen an, wenn die Zahlen und Statistiken die Tische der Forscher*innen verlassen. Denn, sowenig sich die Wissenschaftsforschung auch um die Sozialwissenschaften kümmert und in Debatten um die Forschungsförderung dessen Bedeutung immer wieder in Frage gestellt wird, lässt sich doch ein erheblicher Einfluss der Sozialwissenschaften auf soziale, wirtschaftliche und politische Belange beobachten, wenn auch oft jenseits der Orte, wo die Naturwissenschaften und technologische Entwicklungen besprochen werden (siehe dazu u.a. Mesny 1998; Felt 2000)[6]. Besonders den sozialwissenschaftlichen Disziplinen und Forschungstätigkeiten, die sich der Quantifizierung sozialer Phänomene verschrieben haben, kommt eine intensive mediale Aufmerksamkeit zu. Sie werden gerne und häufig zur Auseinandersetzung mit verschiedenen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Themen herangezogen. Sozialwissenschaftliche Themen werden jedoch in der öffentlichen/medialen Auseinandersetzung von Tages- und Wochenzeitungen selten in der Rubrik Wissenschaftsberichterstattung besprochen, sondern eher unter Politik und Wirtschaft (siehe dazu Cassidy 2008, 227f). Insofern erfahren sie eine grundlegend andere Behandlung als die Natur- und Technikwissenschaften.

Medien selektieren in ihren Praktiken Informationen. Sie entscheiden, was relevant ist und was nicht (Hall 2018; Schadauer und Schäfer 2019; Schadauer 2022). Sie, bzw. Bloger*innen, Journalist*innen, Kommentator*innen scheinen dabei wenig Berührungsängste zu haben, direkt und offen in Gesellschaft und Politik einzugreifen und Forschungsergebnisse mit politischen Handlungsempfehlungen zu verknüpfen. Der mediale Umgang mit den Ergebnissen der beiden Erhebungen der OeNB können hierfür

6 Aber auch schon Giddens (1987) Konzept der Doppelten Hermeneutik aus den 1980er Jahren verweist auf die Bedeutung der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft und auf ihren Einfluss auf die Gesellschaft.

als Anschauungsmaterial dienen. Sie wurden vorwiegend als Vehikel dafür benutzt, bestimmte soziale und politische Positionen und Argumente darzulegen und zu untermauern. Wenig Aufmerksamkeit wurde der Frage gewidmet, wie diese Ergebnisse zustande gekommen sind. Die Spezifika in der sozialen Arena der Zahlenproduktion waren kein oder nur ein untergeordnetes Thema der Berichterstattung. Es dominierte die Frage, ob sie für die Ziele der eigenen *social sites* benutzt werden können oder nicht.[7] Teil dessen ist es, dass Zahlen und Statistiken in einen thematischen Kontext gestellt werden, der weit über das hinausgeht, was in den Berichten der Forscher*innen unmittelbar zu finden ist.

Zahlen und Statistiken erhalten darüber Einfluss, was dazu führt, dass verschiedene Personengruppen mit unterschiedlichen Praktiken versuchen, diese unter Kontrolle zu bringen. Zahlen und Statistiken werden darüber in unterschiedliche zeitlich entfaltende und räumlich verstreute Geflechte aus *doings* und *sayings* integriert. Sie stehen nicht mehr nur den Forscher*innen selbst und ihren Kolleg*innen der eigenen wissenschaftlichen Gemeinschaft zur Verfügung, sondern werden in Arenen mit anderen praktischen Verständnis bearbeitet und anderen Sets von Regeln und teleoaffektiven Strukturen unterworfen. Das Übertreten in andere *social sites* bleibt allerdings nicht ohne Konsequenzen für die Zahlen und Statistiken, denn sie müssen sich an die vorherrschenden sozialen Praktiken anpassen, damit sie darin genutzt und als Aktanten fungieren können. Sie werden notwendigerweise übersetzt (Callon 1987; Star und Griesemer 1989) und können zu einflussreichen Aktanten werden. Dabei erfahren sie sowohl Zustimmung als auch Ablehnung und Anfeindungen. Beides kann auf die Stätten, in denen sie produziert wurden, zurückwirken und sie in ihrer Arbeit beeinflussen – dies z.B. indem zur Disposition gestellt wird, was wissenschaftlich fundierte Ergebnisse sind oder was die Wissenschaftlichkeit einer Arbeit auszeichnet, um als Autorität für bestimmte Wissensinhalte gelten zu können. In der Auseinandersetzung um die Immobilienvermögenserhebung der OeNB dreht sich diese Auseinandersetzung vorwiegend um Grundprinzipien wissenschaftlichen Arbeitens. Sie wurden schon in den frühen Beiträgen von Befürworter*innen der Quantifizierung politischer Entscheidungsfindung favorisiert (Porter 1996, 74ff) und

7 Der Vollständigkeit halber sei hier ergänzt, dass auch die Verortung in der Wissenschaftsberichterstattung nicht vor Verkürzungen, Vereinfachungen und Umdeutungen schützt, wie z.B. die Analyse von Elliott (2012) zeigt.

betreffen vor allem Objektivität und Transparenz. Aspekte, die Sozialwissenschaften generell oder bestimmten Disziplinen oder Richtungen immer wieder abgesprochen werden. Dies drück sich im Vorwurf aus, dass die Forschung und die Forscher*innen von Ideologie geleitet und daher unwissenschaftlich und nicht objektiv seien (über die hier besprochene OeNB Erhebung hinausgehend sind die regelmäßigen Angriffe auf die Gender Studies ein weiteres Beispiel hierfür: siehe S. Mayer u.a. 2018).

Das erzeugt eine paradoxe Situation für die Sozialwissenschaft und für die Forscher*innen. Einerseits ist es für eine gute Wissenschaft notwendig, dass sich Forscher*innen für ihre Arbeit begeistern können und engagiert qualitativ hochwertige Ergebnisse produzieren, andererseits verlangt dieses Idealbild objektiver Forschung einen distanzierten und an den konkreten Ergebnissen und Folgen der Forschung vorgeblich desinteressierten Zugang zur wissenschaftlichen Wissensproduktion. Transparenz wird als möglicher Ausweg aus dieser paradoxen Situation immer wieder angeführt. Sie soll eine Möglichkeit darstellen, die kontaminierenden Einflüsse persönlichen Engagements unter Kontrolle zu halten. Das ist im Fall der OeNB-Studien zu Vermögen allerdings nur teilweise gelungen: So wurde zwar als Argument zum Schutz vor Abwertung eingebracht, dass die Durchführung und alle methodischen Entscheidungen zur Erhebung jederzeit transparent gewesen seien. Dies hat weitere Angriffe aber nicht unterbunden und vor allem hat dieser Zugang dazu geführt, dass der namentlich genannte und persönlich angegriffene Forscher keine öffentliche Unterstützung und Verteidigung erfahren hatte. Er wurde in der medialen Auseinandersetzung alleine gelassen.

So unangenehm und untergriffig diese konkrete Auseinandersetzung auch ausgefallen ist und generell für die Sozialwissenschaften und ihren Forschungsergebnissen auch sein mögen, sie sind für die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion nichtsdestotrotz relevant. Die Sozialwissenschaften können und sollten sich nicht vor kritischen, fordernden auch belehrenden Blicken abschotten. Im Gegenteil, den Sozialwissenschaften muss sogar mehr Beachtung zukommen, da sie in der gegenwärtigen Gesellschaft eine große und einflussreiche Rolle einnehmen, z.B. durch die laufende Forderung nach evidenzbasierter Politik und den Sozialwissenschaften als eine der Evidenzerbringerinnen. Wenn diese Forderung ernst genommen wird, muss ein besonderes Augenmerk darauf gelegt werden, wie Evidenz erzeugt wird, die zur Entscheidungsfindung oder auch nur Legitimation herangezogen werden soll; wie Glaubwürdigkeit von wissenschaftlicher Arbeit und Expertise in der breiten Öffentlichkeit entsteht und (re-)produziert wird.

Diese Auseinandersetzung ist besonders dann wichtig, wenn die evidenzbasierte Entscheidungsfindung die demokratische nicht ablösen, sondern ergänzen soll. Um diese auch in der medialen Öffentlichkeit behandeln zu können, wäre mehr Aufmerksamkeit in der Wissenschaftsberichterstattung für diesen Problemzusammenhang wünschenswert. Allerdings sind hier auch die Sozialwissenschaften inklusive der Wissenschaftsforschung gefordert, sich verstärkt um ihre eigene Wissensproduktion zu kümmern. Ein gangbarer Weg dorthin wäre es, die Komplexität dessen anzuerkennen, wie Wissen oder etwas sozialwissenschaftlich zu wissen (hier in Form von Zahlen und Statistiken), ko-produziert wird. Wie es also erarbeitet, aufgegriffen, übersetzt, rückübersetzt und adaptiert wird. Anzuerkennen ist, dass eine Vielzahl und Vielfalt an Entscheidungs- und Interpretationsleistungen verschiedenster Akteur*innen und Aktanten aus unterschiedlichen sozialen Arrangements in diese miteinfließen. Weder kann sich die Sozialwissenschaft auf ihre eigene Gemeinschaft alleine berufen, noch können Politik oder Medien auf diese verweisen und sich aus der Verantwortung nehmen, wenn es darum geht, welche Art etwas zu wissen relevant, bedeutsam und einflussreich ist oder sein soll. Sie sind alle daran beteiligt und beeinflussen sich gegenseitig. Große Datenmengen und einflussreiche Forschungsergebnisse entstehen nicht einfach, sondern sind das Produkt verschiedener Praktiken, getragen von einer Vielzahl von Akteur*innen und Aktanten die dafür verantwortlich sind und damit auch die Verantwortung übernehmen müssen.

Abbildungsverzeichnis

Literaturverzeichnis

Albacete, Nicolas, und Karin Wagner. 2009. Wie finanzieren private Haushalte in Österreich ihr Immobilienvermögen? *Geldpolitik und Wirtschaft*.

Alkemeyer, Thomas, und Nikolaus Buschmann. 2016. Praktiken der Subjektivierung — Subjektivierung als Praxis. In *Praxistheorie: ein soziologisches Forschungsprogramm*, Hg. Hilmar Schäfer, 115-136. Sozialtheorie – Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: Transcript.

Alkemeyer, Thomas, und Nikolaus Buschmann. 2019. Das Imaginäre der Praxis: Einsatzstellen für eine kritische Praxistheorie am Beispiel von Gegenwartsdiagnosen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 44: 117-138. https://doi.org/10.1007/s11614-019-00376-x.

Altrichter, Herbert, Waltraud Kannonier-Finster, und Meinrad Ziegler. 2005. Das Theorie-Praxis-Verhältnis in den Sozialwissenschaften im Kontext professionellen Handelns. *Östereichische Zeitschrift für Soziologie* 30: 22-43. https://doi.org/10.1007/s11614-006-0034-5.

Andreasch, Michael, Pirmin Fessler, Peter Mooslechner, und Martin Schürz. 2012. Fakten zur Vermögensverteilung in Österreich. In *Sozialbericht 2011-2012*, Hg. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, 247-266. Österreich: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Andreasch, Michael, Peter Mooslechner, und Martin Schürz. 2010. Einige Aspekte der Vermögensverteilung in Österreich. In *Sozialbericht 2009-2010*, Hg. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, 234-260. Österreich: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Badenschier, Franziska, und Holger Wormer. 2012. Issue Selection in Science Journalism: Towards a Special Theory of News Values for Science News? In *The Sciences' Media Connection –Public Communication and its Repercussions*,

Hg. Simone Rödder, Martina Franzen, und Peter Weingart, 28:107-130. Sociology of the Sciences Yearbook. Dordrecht: Springer Netherlands.

Beaufaÿs, Sandra. 2003. *Wie werden Wissenschaftler gemacht?* Transcript.

Beck, Ulrich. 2000. The cosmopolitan perspective: sociology of the second age of modernity*. *The British Journal of Sociology* 51: 79-105. https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2000.00079.x.

Beck, Ulrich. 2005. How not to become a museum piece. *British Journal of Sociology* 53: 335-343.

Beck, Ulrich, und Wolfgang Bonß. 1989. Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaft und Praxis. In *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung?: Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*, Hg. Ulrich Beck und Wolfgang Bonß, 7-45. Suhrkamp.

Beck, Ulrich, und Wolfgang Bonss. 1989. *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung?: Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Suhrkamp.

Becker, Howard Saul. 1998. *Tricks of the Trade: How to Think about Your Research While You're Doing It*. University of Chicago Press.

Beer, Christian, Peter Mooslechner, Martin Schürz, und Karin Wagner. 2006. Das Geldvermögen privater Haushalte in Österreich: eine Analyse auf Basis von Mikrodaten. *Geldpolitik & Wirtschaft* 2: 101-119.

Bellacasa, Maria Puig de la. 2011. Matters of care in technoscience: Assembling neglected things. *Social Studies of Science* 41: 85-106.

Bloor, David. 1991. *Knowledge and social imagery*. Chicago: University of Chicago Press.

Blumer, Herbert. 1954. What is wrong with social theory? *American Sociological Review* 19: 3-10.

Boatcă, Manuela, und Sérgio Costa. 2009. Postkoloniale Soziologie: ein Programm. In *Postkoloniale SoziologieEmpirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*, 1. Aufl. Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839409060-003.

Bogner, Alexander. 2012. Wissenschaft und Öffentlichkeit: Von Information zu Partizipation. In *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Hg. Sabine Maasen, Mario Kaiser, Martin Reinhart, und Barbara Sutter, 379-392. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18918-5_30.

Bonß, Wolfgang. 2005. Zwischen Verwendung und Verwissenschaftlichung. Oder: Gibt es eine »Lerngeschichte« der Politikberatung? *Zeitschrift für Sozialreform* 50: 32-45.

Bourdieu, Pierre. 1992. *Homo academicus*. 1., Aufl. Baden-Baden: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre. 1998. *Vom Gebrauch der Wissenschaft: für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Édition discours 12. Konstanz: UVK, Univ.-Verl.

Brewer, John D. 2019. The Public Value of hte Social Scineces. *fteval Journal for Research and Technology Policy Evaluation* 48: 31-34. https://doi.org/10.22163/fteval.2019.362.

Bucchi, Massimiano. 2004. *Science in Society: Textbook: An Introduction to Social Studies of Science*. 1. Aufl. Routledge.

Büger, Christian, und Frank Gadinger. 2007. Reassembling and Dissecting: International Relations Practice from a Science Studies Perspective. *International Studies Perspectives* 8: 90-110. https://doi.org/10.1111/j.1528-3585.2007.00271.x.

Çalışkan, Koray, und Michel Callon. 2009. Economization, part 1: shifting attention from the economy towards processes of economization. *Economy and Society* 38: 369-398. https://doi.org/10.1080/03085140903020580.

Çalışkan, Koray, und Michel Callon. 2010. Economization, part 2: a research programme for the study of markets. *Economy and Society* 39: 1-32. https://doi.org/10.1080/03085140903424519.

Callon, Michel. 1987. Some elements of a sociology of translation: domestication of the scallops and the fishermen of St.Brieuc. In *Power, Action, and Belief: A New Sociology of Knowledge?*, Hg. John Law, 169-223. Routledge & Kegan Paul Books Ltd.

Callon, Michel. 2007. What Does It Mean to Say That Economics Is Performative? In *Do Economists Make Markets?: On the Performativity of Economics*, Hg. Donald A. MacKenzie, Fabian Muniesa, und Lucia Siu, 311-357. New Jersey: Princeton University Press.

Camic, Charles, Neil Gross, und Michéle Lamont. 2011. The Study of Social Knowledge Making. In *Social Knowledge in the Making*, Hg. Charles Camic, Neil Gross, und Charles Lamont, 1-40. University of Chicago Press.

Cassidy, Angela. 2008. Communicating the social sciences. In *Handbook of public communication of science and technology*, Hg. Massimiano Bucchi und Brian Trench, 225-236. Routledge.

Cassidy, Angela. 2021. Communicating the social sciences and humanities: Challenges and insights for research communication. In *Routledge Handbook of Public Communication of Science and Technology*, 3. Aufl. Routledge.

Clarke, Adele. 2005. *Situational Analysis – Grounded Theory After the Postmodern Turn*. California: SAGE.

Clarke, Adele. 2008. From Grounded Theory to Situational Analysis. In *Developing Grounded Theory*, Hg. Janice M. Morse, Phyllis Noerager Stern, Juliet M. Corbin, Barbara Bowers, und Adele Clarke, 194-235. Left Coast Press.

Clarke, Adele, Carrie Friese, und Rachel S. Washburn. 2017. *Situational Analysis – Grounded Theory After the Interpretive Turn*. California: SAGE.

Cox, Nicholas J. 2005. A brief history of Stata on its 20th anniversary. *The Stata Journal* 5: 2-18.

Dahms, Hans-Joachim. 1994. *Positivismusstreit: Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*. 3. Aufl. Suhrkamp Verlag.

Davies, Will. 2015. Spirits of Neoliberalism: »Competitiveness« and »wellbeing« indicators as rival orders of worth. In *The World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge through Quantification*, Hg. Johanna Mugler, Richard Rottenburg, Sally E. Merry, und Sung-Joon Park, 283-306. Cambridge Studies in Law and Society. Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9781316091265.013.

Desrosières, Alain. 1991. How to Make Things Which Hold Together: Social Science, Statistics and the State. In *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, Hg. Peter Wagner, 195-218. Springer.

Desrosières, Alain. 2005. *Die Politik der großen Zahlen: Eine Geschichte der statistischen Denkweise*. 1. Aufl. Berlin: Springer.

Desrosières, Alain. 2015. Retroaction: how indicators feed back onto quantified actors. In *The World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge through Quantification*, Hg. Johanna Mugler, Richard Rottenburg, Sally E. Merry, und Sung-Joon Park, 329-353. Cambridge Studies in Law and Society. Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9781316091265.013.

Diekmann, Andreas. 2003. *Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 10. Auflage. rororo.

Eckerstorfer, Paul, Johannes Halak, Jakob Kapeller, Bernhard Schütz, Florian Springholz, und Rafael Wildauer. 2013. *Vermögen in Österreich*. Johannes Kepler Universität Linz.

Elliott, Richard. 2012. The Medialization of Regenerative Medicine: Frames and Metaphors in UK News Stories. In, 87-105. https://doi.org/10.1007/978-94-007-2085-5_5.

Engert, Kornelia. 2018. Soziologie als Praxis – Von den Eigenheiten ein Habitat zu beforschen, zu dem man selbst gehört. In *Wissenskulturen der So-*

ziologie, Hg. Reiner Keller und Angelika Poferl, 1. Auflage, 40-71. Wissenskulturen. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Engert, Kornelia, und Björn Krey. 2016. Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten. *Zeitschrift für Soziologie* 42: 366-384-384.

Engler, Steffanie. 2001. *In Einsamkeit und Freiheit?* UVK Verlagsgesellschaft.

Espeland, Wendy Nelson, und Michael Sauder. 2007. Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds. *American Journal of Sociology* 113: 1-40. https://doi.org/10.1086/517897.

Esser, Hartmut. 2018. Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust? Nicht nur eine »Stellungnahme« aus »gegebenem Anlass«. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1: 132-152.

Felt, Ulrike. 2000. Die »unsichtbaren« Sozialwissenschaften: Zur Problematik der Positionierung sozialwissenschaftlichen Wissens im Öffentlichen Raum. In *Österreichische Zeitschrift für Soziologie Sonderband 5 (Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften)*, Hg. Christian Fleck, 177-212.

Felt, Ulrike. 2014. Within, Across and Beyond: Reconsidering the Role of Social Sciences and Humanities in Europe. *Science as Culture* 23: 384-396. https://doi.org/10.1080/09505431.2014.926146.

Felt, Ulrike, und Maximilian Fochler. 2010. Machineries for Making Publics: Inscribing and De-scribing Publics in Public Engagement. *Minerva* 48: 219-238. https://doi.org/10.1007/s11024-010-9155-x.

Felt, Ulrike, und Maximilian Fochler. 2018. *Der gesellschaftliche Impact sozialwissenschaftlichen Wissens in Österreich: Wirkungswege, Messung, Potentiale – eine explorative Studie*. Wien.

Ferretti, Federico, Ângela Guimarães Pereira, Dániel Vértesy, und Sjoerd Hardeman. 2018. Research excellence indicators: time to reimagine the ›making of‹? *Science and Public Policy* 45. Oxford Academic: 731-741. https://doi.org/10.1093/scipol/scy007.

Fessler, Pirmin, Peter Mooslechner, und Martin Schürz. 2010. Immoblienerbschaften in Österreich. *Geldpolitik & Wirtschaft* Q2. Geldpolitik und Wirtschaft.

Fessler, Pirmin, Peter Mooslechner, und Martin Schürz. 2012. Household Finance and Consumption Survey des Eurosystems 2010 – Erste Ergebnisse für Österreich. *Geldpolitik & Wirtschaft* Q3. Geldpolitik und Wirtschaft.

Fessler, Pirmin, Peter Mooslechner, Martin Schürz, und Karin Wagner. 2009. Das Immobilienvermögen privater Haushalte in Österreich. *Geldpolitik & Wirtschaft* 2: 104-124.

Fessler, Pirmin, und Martin Schürz. 2019. *Vermögen der privaten Haushalte in Österreich: Gemeinsamkeiten und Unterschiede*. Verlag des ÖGB GmbH.

Fleck, Ludwick. 1980. *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Suhrkamp.

Flyvbjerg, Bent. 2001. *Making Social Science Matter: Why Social Inquiry Fails and How it Can Succeed Again*. Cambridge University Press.

Fochler, Maximilian, und Annina Müller. 2006. *Vom Defizit zum Dialog? Zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit in der europäischen und österreichischen Forschungspolitik*. INSTITUT FÜR TECHNIKFOLGEN-ABSCHÄTZUNG. http://epub.oeaw.ac.at/ita/ita-manuscript/ita_06_04.pdf (accessed Dec.2008).

Geertz, Clifford. 1977. Thick Description: Towards an Interpretative Theory of Culture. In *The Interpretation Of Cultures*, 3-30. Basic Books.

Gerring, John. 2006. *Case Study Research: Principles and Practices*. 1. Aufl. Cambridge University Press.

Gertenbach, Lars, Heike Kahlert, Stefan Kaufmann, Hartmut Rosa, und Christine Weinbach. 2009. *Soziologische Theorien*.

Gibbons, Michael, Camille Limoges, Helga Nowotny, Simon Schwartzman, Peter Scott, und Martin Trow. 1994. *The new production of knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. Sage Publications Ltd.

Giddens, Anthony. 1987. *Social Theory and Modern Sociology*. Stanford University Press.

Giddens, Anthony, und Bernd Kießling. 1988. Die »Theorie der Strukturierung«. *Zeitschrift für Soziologie* 17. Lucius & Lucius: 286-295.

Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss. 1967. *The discovery of grounded theory*. Aldine Transaction.

Görgen, Benjamin. 2020. Praxistheorie: Nachhaltige Mobilität. In *10 Minuten Soziologie: Nachhaltigkeit*, Hg. Thomas Barth und Anna Henkel, 73-86. transcript-Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839449684-006.

Haddow, Gaby, und Björn Hammarfelt. 2019. Quality, impact, and quantification: Indicators and metrics use by social scientists. *Journal of the Association for Information Science and Technology* 70: 16-26. https://doi.org/10.1002/asi.24097.

Hall, Stuart. 2018. *Ideologie, Kultur, Rassismus*. 7. Auflage. Ausgewählte Schriften Stuart Hall ; 1. Hamburg: Argument Verlag.

Haraway, Donna Jeanne. 1991. *Simians, cyborgs, and women: the reinvention of nature*. Free Association Books.

Hesse-Biber, Sharlene Nagy, und Patricia Leavy. 2007. *Feminist research practice: a primer*. Thousand Oaks: SAGE Publications.

Hine, C. 2007a. Multi-sited Ethnography as a Middle Range Methodology for Contemporary STS. *Science, Technology & Human Values* 32: 652-671. https://doi.org/10.1177/0162243907303598.

Hine, C. 2007b. Multi-sited Ethnography as a Middle Range Methodology for Contemporary STS. *Science, Technology & Human Values* 32: 652-671. https://doi.org/10.1177/0162243907303598.

Hirschauer, Stefan. 1989. Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie* 18: 119-135.

Hirschauer, Stefan. 1999. Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. *Soziale Welt* 50: 221-246.

Hirschauer, Stefan. 2001. Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *Zeitschrift für Soziologie* 30: 429-451.

Hirschauer, Stefan. 2018. Der Quexit – Das Mannemer Milieu im Abseits der Soziologie. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1: 153-167.

Hirschauer, Stefan. 2020. Wem fehlt's hier an Distanz? Über Gender Studies als Beruf: Eine Replik auf Irmhild Saake und Armin Nassehi. *Zeitschrift für Soziologie* 48. De Gruyter Oldenbourg: 471-477. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2019-0032.

Igo, Sarah. 2007. *The averaged american: surveys, citizens, and the making of a mass public*. Cambridge Mass: Harvard University Press.

Igo, Sarah. 2011. Subjects of Persuasion: Survey Research as a Solicitous Science; or, The Public Relations of the Polls. In *Social Knowledge in the Making*, Hg. Charles Camic, Neil Gross, und Michéle Lamont, 285-306. University of Chicago Press.

Irwin, Alan, und Mike Michael. 2003. *Science, Social Theory and Public Knowledge*. Open University Press.

Jasanoff, Sheila. 2004. Ordering Knowledge, ordering society. In *States of knowledge*, Hg. Sheila Jasanoff, 13-45. Routledge.

Jasanoff, Sheila. 2005. *Designs on Nature: Science and Democracy in Europe and the United States*. Princeton University Press.

Jasanoff, Sheila. 2006. The idiom of co-production. In *States of Knowledge: The Co-production of Science and Social Order*, Hg. Sheila Jasanoff, 1. Aufl., 1-12. Routledge.

Jonas, Michael. 2009. The social site approach versus the approach of discourse/practice formations. *Reihe Soziologie, Institut für Höhere Studien (IHS), Wien*. Juli.

Kania, Krzysztof, Catherine Lemaire, und Lena Swinnen. 2019. *Integration of social sciences and humanities in Horizon 2020: participants, budget and disciplines: 4th monitoring report on SSH flagged projects funded in 2017 under the societal challenges and industrial leadership priorities.* Herausgegeben von European Commission und Directorate-General for Research and Innovation.

Keim, Wiebke. 2008. Social sciences internationally: The problem of marginalisation and its consequences for the discipline of sociology. *African Sociological Review/Revue Africaine de Sociologie* 12. https://doi.org/10.4314/asr.v12i2.49833.

Keller, Reiner, und Angelika Poferl. 2017. Soziologische Wissenskulturen zwischen individualisierter Inspiration und prozeduraler Legitimation. *Historical Social Research* 42: 301-357. https://doi.org/10.12759/hsr.42.2017.4.301-357.

Kenney, Martha. 2015. Counting, accounting, and accountability: Helen Verran's relational empiricism. *Social Studies of Science* 45: 749-771. https://doi.org/10.1177/0306312715607413.

Kern, Horst. 1982. *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*. C.H.Beck.

Khorchide, Mouhanad. 2009. Replik auf die Stellungname von Henrik Kreutz. *Newsletter der ÖGS*.

Knie, Andreas. 2005. Die verkürzte Wertschöpfungskette des Wissens: Mutmaßungen über den Bedeutungsverlust der Soziologie. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 28: 204-213.

Knorr-Cetina, Karin. 1991. *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Wissenschaft*. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Knorr-Cetina, Karin. 1995. Laborstudien – Der kultursoziologische Ansatz in der Wissenschaftsforschung. In *Das Auge der Wissenschaft: Zur Emergenz von Realität*, Hg. Renate Martinsen, 101-136. Baden-Baden: Nomos.

Knorr-Cetina, Karin. 1999. *Epistemic Cultures: How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge: Harvard University Press.

Knorr-Cetina, Karin. 2001. Objectual Practice. In *The practice turn in contemporary theory*, Hg. Theodore R. Schatzki, Karin Knorr-Cetina, und Eike von Savigny, 175-188. London/New York.

Knorr-Cetina, Karin, und Alex Preda. 2004. *The Sociology of Financial Markets*. Oxford University Press, USA.

König, Thomas. 2019. SSH-Impact Pathways And SSH-Integration In EU Research Framework Programmes. *fteval Journal for Research and Technology Policy Evaluation* 48: 12-27. https://doi.org/10.22163/fteval.2019.362.

König, Thomas, Helga Nowotny, und Klaus Schuch. 2019. Impact Re-Loaded. *fteval Journal for Research and Technology Policy Evaluation* 48: 8-9.

Konopásek, Zdeněk. 2008. Making Thinking Visible with Atlas.ti: Computer Assisted Qualitative Analysis as Textual Practices. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 9.

Kreutz, Henrik. 2009. Stellungnahme zur gesellschaftspolitischen Verwertung der soziologischen Dissertation von Dr. M. Khorchide zur Qualifikation der Lehrkräfte im islamischen Religionsunterricht in Österreich. *Newsletter der ÖGS*.

Kromrey, Helmut. 1998. *Empirische Sozialforschung: Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenausweitung (Uni-Taschenbücher S): Modelle und Methoden … Datenerhebung und Datenausweitung*. 8.,überarb. A. Opladen: UTB, Stuttgart.

Laet, Marianne de. 2000. Patents, travel, space: ethnographic encounters with objects in transit. *Environment and Planning D: Society and Space* 18: 149-168. https://doi.org/10.1068/d211t.

Lamnek, Siegfried. 1995a. *Qualitative Sozialforschung, Band 1, Methodologie*. 3. Aufl. Weinheim: BeltzPVU.

Lamnek, Siegfried. 1995b. *Qualitative Sozialforschung, Band 2, Methoden und Techniken*. 3. korrigierte Auflage. BeltzPVU.

Langenhove, Luk Van. 2009. *Innovating the Social Sciences. Towards more useable knowledge for society*. 1. Aufl. Passagen Verlag Ges.m.b.H.

Latour, Bruno. 1986. Visualisation and Cognition: Drawing Things Together. In *Knowledge and Society: Studies in the Sociology of Culture Past and Present: The Anthropology of Science and Technology v. 6*, Hg. H. Kuklick, 1-40. JAI Press Inc.

Latour, Bruno. 1991. Technology is society made durable. In *A Sociology of monsters: essays on power, technology, and domination*, Hg. John Law, 103-131. Routledge.

Latour, Bruno. 1996. *Der Berliner Schlüssel: Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie Verlag.

Latour, Bruno. 1999. On recalling ANT. In *Actor network theory and after*, Hg. John Law und John Hassard, 15-25. Wiley-Blackwell.

Latour, Bruno. 2000. When things strike back: a possible contribution of »science studies« to the social sciences. *The British Journal of Sociology* 51: 107-123. https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2000.00107.x.

Latour, Bruno. 2004. Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern. *Critical Inquiry* 30: 225-248.

Latour, Bruno. 2005. *Reassembling the social*. Oxford: Oxford University Press.

Latour, Bruno. 2006. *Die Hoffnung der Pandora: Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. zweite Aufl. Suhrkamp.

Latour, Bruno. 2008a. *What is the style of matters of concern? Two lectures in empirical philosophy*. Assen: Koninklijke Van Gorcum.

Latour, Bruno. 2008b. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer Symmetrischen Anthropologie*. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Latour, Bruno, und Steve Woolgar. 1986. *Laboratory Life*. New Jersey: Princeton University Press.

Law, John. 1987. On the Methods of Long Distance Control: Vessels, Navigation and the Portugese Route to India. In *Power, Action, and Belief: A New Sociology of Knowledge?*, Hg. John Law, 234-263. Routledge & Kegan Paul Books Ltd.

Law, John. 2004. *After Method: Mess in Social Science Research*. London: Routledge Chapman & Hall.

Law, John. 2007. Actor Network Theory and Material Semiotics, version of 25th April 2007.

Law, John. 2008. Seeing Like a Survey, version of 24th July 2008.

Law, John. 2009. ›Collateral Realities‹, version of 29th December 2009.

Law, John. 2011. Collateral realities. In *The Politics of Knowledge*, Hg. Fernando Dominguez Rubio und Patrick Baert, 156-178. London: Routledge.

Law, John, Evelyn Ruppert, und Mike Savage. 2011. *The Double Social Life of Methods*. CRESC Working Paper Series. Centre for Research on Socio-Cultural Change, (CRESC) Faculty of Social Sciences, The Open University.

Law, John, und John Urry. 2004. Enacting the social. *Economy and Society* 33: 390-410. https://doi.org/10.1080/0308514042000225716.

Levidow, Les, und Claudia Neubauer. 2012. Opening Up Societal Futures through EU Research and Innovation Agendas. *easst Review* 31.

Lezaun, Javier. 2007. A market of opinions: the political epistemology of focus groups. *The Sociological Review* 55: 130-151. https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2007.00733.x.

Lindemann, Gesa. 2008. Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In *Theoretische Empirie: Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Hg. Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Gesa Lindemann, 107-128. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Makkonen, Timo, und Europäische Kommission, Hg. 2007. *Europäisches Handbuch zu Gleichstellungsdaten*. Ms. fertiggestellt im November 2006. Luxemburg: Amt für Amtliche Veröff. der Europ. Gemeinschaften.

Marcus, George E. 1995. Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. *Annual Review of Anthropology* 24: 95-117. https://doi.org/10.1146/annurev.an.24.100195.000523.

Matzer, Mario, und Karl Snieder. 2008. Vermögensverteilung in Österreich – ein wohlgehütetes Geheimnis. *WISO* 4: 124-139.

Mau, Steffen. 2017. *Das metrische Wir: über die Quantifizierung des Sozialen*. Erste Auflage, Originalausgabe. Berlin: Suhrkamp.

May, Tim, und Jason Powell. 2008. *Situating Social Theory*. 2. Aufl. Open University Press.

Mayer, Katja. 2011. *»Imag(in)ing Social Networks« Zur epistemischen Praxis der isualisierung Sozialer Netzwerke*. Dissertation. Universität Wien.

Mayer, Stefanie, Edma Ajanovic, und Birgit Sauer. 2018. Geschlecht als Natur und das Ende der Gleichheit. Rechte Angriffe auf Gender als Element autoritärer politischer Konzepte. *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 27.

Maynard, D. W., und N. C. Schaeffer. 2000. Toward a Sociology of Social Scientific Knowledge: Survey Research and Ethnomethodology's Asymmetric Alternates. *Social Studies of Science* 30: 323-370. https://doi.org/10.1177/030631200030003001.

Melott, Adrian L. 2001. Randomized thoughts of a cultural turncoat. In *After the science wars*, Hg. Keith M. Ashman und Philip Shively Baringer, 29-31. Routledge.

Mesny, Anne. 1998. Sociology for Whom? The Role of Sociology in Reflexive Modernity. *The Canadian Journal of Sociology* 23: 159-178.

Mesny, Anne. 2009. What Do ›We‹ Know That ›They‹ Don't? Sociologists' versus Non-Sociologists' Knowledge. *Canadian Journal of Sociology* 34: 671-696.

Mevissen, Natalie. 2016. Ewig umstritten: Soziologie zwischen Engagement und Distanzierung. In *Sozialwissenschaften und Gesellschaft – Neue Verortun-*

gen von Wissenstransfer. Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839434024-007.

Mevissen, Natalie. 2019. *Normativität und Wertneutralität: Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie*.

Mey, Günter, und Katja Mruck, Hg. 2007. *Grounded Theory Reader – Historical Social Research Supplement*. Bd. 19.

Michael, M. 2009. Publics performing publics: of PiGs, PiPs and politics. *Public Understanding of Science* 18: 617-631. https://doi.org/10.1177/0963662508098581.

Miller, C. A. 2005. New Civic Epistemologies of Quantification: Making Sense of Indicators of Local and Global Sustainability. *Science, Technology & Human Values* 30: 403-432. https://doi.org/10.1177/0162243904273448.

Miner-Rubino, Kathi, und Toby Epstein Jayaratne. 2007. Feminist Survey Research. In *Feminist research practice: a primer*, Hg. Sharlene Nagy Hesse-Biber und Patricia Leavy, 293-325. Thousand Oaks: SAGE Publications.

Mol, Annemarie. 2002. *The body multiple*. Durham: Duke University Press.

Mooslechner, Peter. 1989. *Sozioökonomische Strukturen der privaten Geldvermögensbildung: ein empirischer Orientierungsversuch anhand eines Vergleichs zwischen Österreich und der BRD*. Wifo-Gutachten.

Muckel, Petra. 2011. Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory. In *Grounded Theory Reader*, Hg. Günter Mey und Katja Mruck, 2. Aufl., 333-352. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Nassehi, Armin, und Irmhild Saake. 2019. Zwischen affirmativer Teilnehmer- und kritischer Beobachterperspektive: Ein Kommentar zu Stefan Hirschauers Text über die »Gynisierung und Symmetrisierung der Elternschaft bei schwangeren Paaren« (ZfS 2019, 48, 1). *Zeitschrift für Soziologie* 48. De Gruyter Oldenbourg: 326-332. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2019-0023.

Neun, Oliver. 2016. Die Verwendungsdebatte innerhalb der deutschen Soziologie: eine vergessene Phase der fachlichen Selbstreflexion. In *Soziologie in Österreich–Internationale Verflechtungen*, Hg. Helmut Staubmann und Österreichische Gesellschaft für Soziologie, 1. Auflage. Conference series. Innsbruck: Innsbruck University Press.

Nicolini, Davide. 2016. Is small the only beautiful?: Making sense of ›large phenomena‹ from a practice-based perspective. In *The Nexus of Practices: Connections, Constellations, Practitioners*, Hg. Allison Hui, Theodore Schatzki, und Elizabeth Shove. 98-113. London, UNITED KINGDOM: Taylor & Francis Group.

Nicolini, Davide, Silvia Gherardi, und Dvora Yanow. 2003. Introduction: Toward a Pracice-Based View on Knowing and Learning in Organizations. In *Knowing in organizations: a practice-based approach*, Hg. Davide Nicolini, Silvia Gherardi, und Dvora Yanow, 3-31. M.E. Sharpe.

Nowotny, Helga, Peter Scott, und Michael Gibbons. 2001. *Rethinking Science: Knowledge and the Public*. Blackwell Publishers.

Nowotny, Helga, Peter Scott, und Michael Gibbons. 2003. ›Mode 2‹ Revisited: The New Production of Knowledge. *Minerva* 41: 179-196.

Nygaard, Lynn P., und Rocco Bellanova. 2018. Lost in Quantification: Scholars and the Politics of Bibliometrics. In *Global academic publishing: policies, perspectives and pedagogies*, Hg. Mary Jane Curry und Theresa M. Lillis, 23-36. Studies in knowledge production and participation 1. Bristol, UK; Blue Ridge Summit, PA: Multilingual Matters.

Orlikowski, Wanda J. 2002. Knowing in Practice. *Organization Science* 13: 249-273. https://doi.org/10.1287/orsc.13.3.249.2776.

Orlikowski, Wanda J. 2007. Sociomaterial Practices: Exploring Technology at Work. *Organization Studies* 28: 1435-1448. https://doi.org/10.1177/0170840607081138.

Osborne, Thomas, und Nikolas Rose. 1999. Do the social sciences create phenomena?: the example of public opinion research. *The British Journal of Sociology* 50: 367-396. https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.1999.00367.x.

Otto, Danny. 2018. Zur Fabrikation soziologischen Wissens. Untersuchungen am Beispiel einer Deutung sozialer Ungleichheit. In *Wissenskulturen der Soziologie*, Hg. Reiner Keller und Angelika Poferl, 138-156. Basel: Beltz Juventa.

Otto, Danny. 2020. »STS« goes Sociology!?: Chancen und Risiken der wissenschaftssoziologischen Beforschung des eigenen Fachs. In *Wie forschen mit den»Science and Technology Studies«?*, 211-242. transcript Verlag. https://doi.org/10.1515/9783839443798-008.

Poferl, Angelika, und Reiner Keller. 2015. Wie und wozu forschen? In *Vom Sinn der Soziologie: Festschrift für Thomas S. Eberle*, Hg. Achim Brosziewski, Christoph Maeder, und Julia Nentwich, 137-151. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09094-4_9.

Porter, Theodore M. 1996. *Trust in Numbers*. Princeton University Press.

Prettenthaler, Franz, Christoph Neger, und Katharine Apostle. 2019. »Flüchtlinge kommen um unser Sozialsystem auszunutzen, sie verursachen nur

Kosten«. In *Migration und Integration*, Hg. Max Haller, 1. Aufl., 141-154. Fakten oder Mythen? Austrian Academy of Sciences Press.

Quatember, Andreas. 2001. Das Jahrhundert der Stichproben. *Österreichische Zeitschrift für Statistik* 30: 45-60.

Reckwitz, Andreas. 2002. Toward a Theory of Social Practices: A Development in Culturalist Theorizing. *European Journal of Social Theory* 5: 243-263. https://doi.org/10.1177/13684310222225432.

Reckwitz, Andreas. 2003. Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. *Zeitschrift für Soziologie* 32.

Reckwitz, Andreas. 2004. Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien. In *Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie*, Hg. Manfred Gabriel, 1. Aufl., 303-328. Wiesbaden.

Reckwitz, Andreas. 2006. *Die Transformation der Kulturtheorien. Studienausgabe. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Mit Nachwort »Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorien«*. 1. Auflage 2006. Velbrück Wissenschaft.

Reinhart, Martin. 2016. Rätsel und Paranoia als Methode – Vorschläge zu einer Innovationsforschung der Sozialwissenschaften. In *Sozialwissenschaften und Gesellschaft: neue Verortungen von Wissenstransfer*, Hg. Anna Froese, 159-192. Science studies. Bielefeld: Transcript.

Reuter, Julia. 2012. Postkoloniale Soziologie: Andere Modernitäten, verortetes Wissen, kulturelle Identifizierungen. In *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*, Hg. Julia Reuter und Alexandra Karentzos, 297-313. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93453-2_22.

Reuter, Julia, und Paula-Irene Villa. 2009. Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung. In *Postkoloniale SoziologieEmpirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*, 1. Aufl. Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839409060-001.

Rottenburg, Richard, und Sally Engle Merry. 2015. A world of indicators: The making of governmental knowledge through quantification. In *The World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge through Quantification*, Hg. Johanna Mugler, Richard Rottenburg, Sally E. Merry, und Sung-Joon Park, 1-33. Cambridge Studies in Law and Society. Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9781316091265.001.

Saetnan, Ann Rudinow, Heidi Mork Lomell, und Svein Hammer. 2011. *The Mutual Construction of Statistics and Society*. Routledge.

Savage, Mike. 2013. The ›Social Life of Methods‹: A Critical Introduction. *Theory, Culture & Society* 30: 3-21. https://doi.org/10.1177/0263276413486160.

Schadauer, Andreas. 2019. Bilder zu Migration auf dem Prüfstand. *Wirtschaft und Gesellschaft* 45: 606-610.

Schadauer, Andreas. 2022. The racialization of welfare support as means to further welfare state cutbacks – spillover effects in survey populations and media reports in Austria. *Ethnic and Racial Studies* 45. Routledge: 308-334. https://doi.org/10.1080/01419870.2022.2080511.

Schadauer, Andreas, und Claudia Schäfer. 2019. Online Fake News, Hateful Posts Against Refugees, and a Surge in Xenophobia and Hate Crimes in Austria. In *Refugee news, refugee politics: journalism, public opinion and policymaking in Europe*, Hg. Giovanna Dell'Orto und Irmgard Wetzstein, 109-116. New York, NY: Routledge.

Schäfer, Hilmar. 2016. Einleitung: Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie. In *Praxistheorie – Ein soziologisches Forschungsprogramm*, Hg. Hilmar Schäfer, 9-26. transcript Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839424049-001.

Schatzki, Theodore R. 1996. *Social practices: a Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge University Press.

Schatzki, Theodore R. 2002. *The Site of the Social: A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*. Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.

Schatzki, Theodore R. 2003. A New Societist Social Ontology. *Philosophy of the Social Sciences* 33: 174-202.

Schatzki, Theodore R. 2005. Peripheral Vision: The Sites of Organizations. *Organization Studies* 26: 465-484. https://doi.org/10.1177/0170840605050876.

Schatzki, Theodore R. 2016a. Praxistheorie als flache Ontologie. In *Praxistheorie: ein soziologisches Forschungsprogramm*, Hg. Hilmar Schäfer, 29-44. Sozialtheorie – Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: Transcript.

Schatzki, Theodore R. 2016b. Multiplicity in social theory and practice ontology. In *Praxeological Political Analysis*, Hg. Michael Jonas, Beate Littig, und Beate Littig, 17-34. London; New York: Routledge. https://doi.org/10.4324/9781315628479.

Scheel, Stephan. 2020. Biopolitical bordering: Enacting populations as intelligible objects of government. *European Journal of Social Theory* Advance online publication. https://doi.org/10.1177/1368431019900096.

Schulz-Schaeffer, Ingo. 2000. Akteur-Netzwerk-Theorie Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik. In *Soziale Netzwerke: Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung*, Hg. Johannes Weyer, 2. Auflage., 187-211. Oldenbourg.

Siler, Kyle, und David Strang. 2017. Peer Review and Scholarly Originality: Let 1,000 Flowers Bloom, but Don't Step on Any. *Science, Technology, & Human Values* 42: 29-61. https://doi.org/10.1177/0162243916656919.

Sokal, Alan D. 2001. What the Social Text affair does and does not prove: a critical look at »science studies«. In *After the science wars*, Hg. Keith M. Ashman und Philip Shively Baringer, 14-28. London: Routledge.

Soler-Gallart, Marta. 2017. *Achieving Social Impact Sociology in the Public Sphere*. SpringerBriefs in Sociology.

Star, Susan Leigh. 1989. *Regions of the Mind: Brain Research and the Quest for Scientific Certainty*. Stanford University Press.

Star, Susan Leigh, und James R. Griesemer. 1989. Institutional Ecology, »Translations« and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology. *Social Studies of Science* 19: 387-420.

Stilgoe, Jack, und David H Guston. 2017. Responsible Research and Innovation. In *The handbook of science and technology studies*, Hg. Ulrike Felt, Fourth edition, 853-879. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.

Strauss, Anselm. 1993. *Continual Permutations of Action*. Aldine Transaction.

Strauss, Anselm, und Juliet Corbin. 1994. Grounded Theory Methodology: An Overview. In *Handbook of Qualitative Research*, Hg. Norman K. Denzin und Yvonna S. Lincoln, 273-285. Sage Publications.

Strauss, Anselm, und Juliet M. Corbin. 1990. *Basics of qualitative research: Grounded Theory Procedures and Techniques*. SAGE.

Strübing, Jörg. 2007. Glaser vs. Strauss? Zur methodologischen und methodischen Substanz einer Unterscheidung zweier Varianten von Grounded Theory. Herausgegeben von Günter Mey und Katja Mruck. *Grounded Theory Reader – Historical Social Research Supplement* 19: 157-173. Mappe: Articles 08.10.09 Science studies on social science.

Strübing, Jörg. 2008. *Grounded Theory – Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Varszegi, Mark. 2018. Gender Studies und die starken Männer von der Donau: Vorgehen gegen einen unliebsamen Studiengang in Ungarn. *JuWissBlog*. https://doi.org/10.17176/20180914-154714-0.

Villa, Paula-Irene. 2002. Exotic Gender (e)motionen: Körper und Leib im Argentinischen Tango. In *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*, Hg. Kornelia Hahn und Michael Meuser, 179-203. UVK.

Vormbusch, Uwe. 2004. Accounting. Die Macht der Zahlen im gegenwärtigen Kapitalismus. *Berliner Journal für Soziologie* 11: 33-50.

Vormbusch, Uwe. 2008. Von der Buchhaltung der Dinge und die Kalkulation des Immateriellen. Zur Kalkulationsweise wissensbasierter Gesellschaften. *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 5: 87-101.

Wagner, Karin, und Siegfried Zottel. 2009. OeNB-Immobilienvermögenserhebung 2008 der privaten Haushalte – Beschreibung, verwendete Methoden und Bewertungsansätze. *Statistiken* Q4: 45-65.

Wansleben, Leon. 2007. Laborexplorationen – Eine inkongruente Perspektive auf den Alltag sozialwissenschaftlicher Praxis. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 30: 279-290.

Weist, Anne-Marie. 2018. Wissensarbeit auf der Schreibfläche. In *Wissenskulturen der Soziologie*, Hg. Reiner Keller und Angelika Poferl, 1. Auflage, 233-250. Wissenskulturen. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Wilsdon, James, und Rebeca Willis. 2004. *See-through science: Why Public Engagement Needs to Move Upstream*. London, UK: Demos.

Wingens, Matthias, und Stephan Fuchs. 1989. Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant? Perspektiven einer konstruktivistisch ansetzenden Verwendungsforschung. *Zeitschrift für Soziologie* 18: 208-219.

Wynne, Brian. 1993. Public uptake of science: a case for institutional reflexivity. *Public Understanding of Science* 2: 321-337. https://doi.org/10.1088/0963-6625/2/4/003.

Yin, Robert K. 2002. *Case Study Research: Design and Methods, 3rd Edition*. 3rd Aufl. Sage Publications, Inc.

Anhang

Das empirische Material zum HFCS umfasst:

- Interviews und Gespräche mit sechs involvierten Forscher*innen im Zeitraum von April 2011 bis April 2012 (mit einer*m Forscher*in wurden mehrere Interviews, verteilt über den gesamten Zeitraum geführt)
- kurze Ad-hoc-Beobachtungen vor Ort im Rahmen der Interviews
- ein Interview mit einer Vertreter*in des *Instituts für empirische Sozialforschung* (IFES)
- Material von der IFES Internetseite
- Material zur verwendeten Statistiksoftware STATA
- Sammlung verschiedener für die Erhebung relevanter Dokumente:
  - Informationsmaterial zum Kontakt mit den Teilnehmer*innen
  - Fragebogen
  - veröffentlichte Methodenpapiere, Berichte und Artikel
  - Internetseite der EZB zur Erhebung
  - Internetseite der OeNB zur Erhebung
- Forschungsberichte aus der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die die Daten aufgriffen und/oder bearbeiteten

Das Material zur Immobilienvermögenserhebung umfasst:

- Berichte zur Erhebung
- Zeitungsartikel, Blogs und Artikel in Zeitschriften, die Zahlen aus dieser Erhebung benutzen, darüber berichteten oder diese besprachen
- Mitschriften von Sitzungen des Nationalrats und Presseaussendungen von politischen Parteien und Nichtregierungsorganisationen zu ver-

wandten Themen (z.B. Vermögenssteuer, materielles Vermögen generell) und/oder Quellen, die Daten der Erhebung nutzten

Soziologie



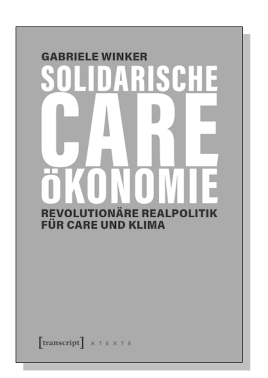
Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)
Die Corona-Gesellschaft
Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen
24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5
E-Book:
PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9
EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5



Kerstin Jürgens
Mit Soziologie in den Beruf
Eine Handreichung

September 2021, 160 S., kart.
18,00 € (DE), 978-3-8376-5934-4
E-Book:
PDF: 15,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5934-8



Gabriele Winker
Solidarische Care-Ökonomie
Revolutionäre Realpolitik für Care und Klima

März 2021, 216 S., kart.
15,00 € (DE), 978-3-8376-5463-9
E-Book:
PDF: 12,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5463-3

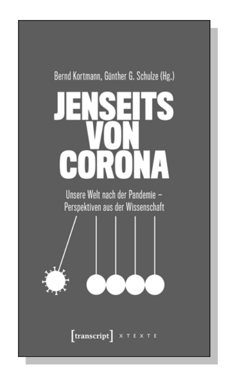
Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Soziologie



Wolfgang Bonß, Oliver Dimbath,
Andrea Maurer, Helga Pelizäus, Michael Schmid
Gesellschaftstheorie
Eine Einführung

Januar 2021, 344 S., kart.
25,00 € (DE), 978-3-8376-4028-1
E-Book:
PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4028-5



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)
Jenseits von Corona
Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

2020, 320 S., Klappbroschur, 1 SW-Abbildung
22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9
E-Book:
PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3
EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9



Detlef Pollack
Das unzufriedene Volk
Protest und Ressentiment in Ostdeutschland
von der friedlichen Revolution bis heute

2020, 232 S., Klappbroschur, 6 SW-Abbildungen
20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3
E-Book:
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de